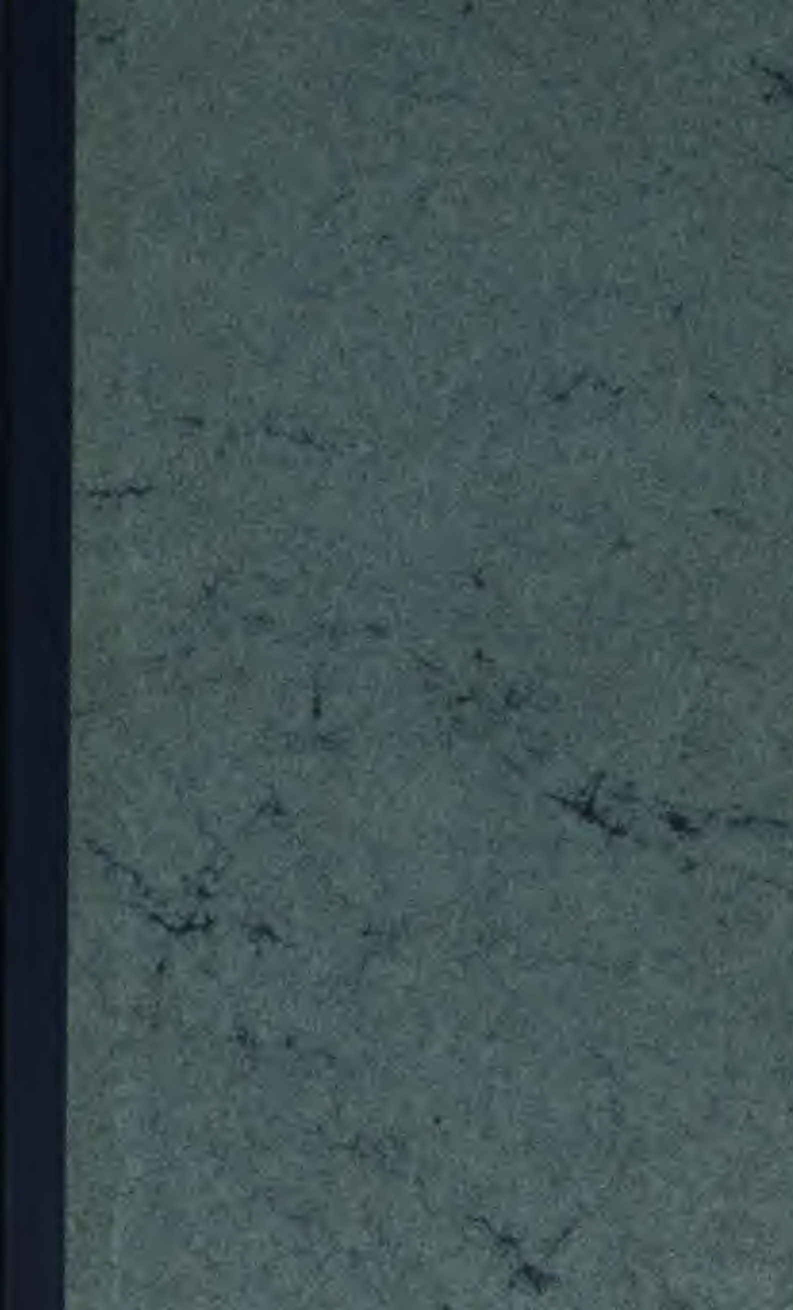







Seydelmann's
LEBEN und WIRKEN
dargestellt
von
H. TH. RÖTSCHER
Wellenberger
Nathan
Cromwell
Carlos
Ossip
Richard III
Perin
Franz Moor
Bolingbrocke
Mephistopheles

Seydelmann's

Leben und Wirken,

(nebst einer dramaturgischen Abhandlung über den Künstler)

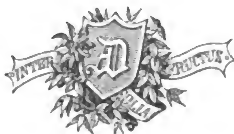
Mit

Benutzung und Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses
und der Briefe desselben

dargestellt

von

Dr. Heinrich Theodor Rötscher.





Berlin,
Verlag von Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler.
1845.

Vorwort.

Das Werk, welches ich dem Publikum gegenwärtig übergebe, ist aus dem doppelten Interesse für die Schauspielkunst, deren Regeneration ich meine Kräfte geweiht habe, wie für den Künstler, welcher dieselbe so würdig vertreten hat, erwachsen. Die Werke des Letzteren sind mit ihm zugleich untergegangen, denn mit dem Mimen stirbt auch seine Schöpfung, aber der Geist, der sie hervorgerufen, das Bewußtsein, welches sie begleitet, der Adel der Gesinnung, der sich in ihnen ausgesprochen hat, verdienen durch das lebendige Wort erhalten zu werden, damit sie befruchtend fortwirken mögen auf alle diejenigen, in denen noch der Sinn für ihre Kunst ächt und unverfälscht geblieben ist.

Die große Bedeutung Seydelmanns war, während seines Wirkens, eine unbestrittene; selbst die ihn bekämpften, gestanden dieselbe ein. Über keinen Darsteller der letzten Decennien hat sich die öffentliche Stimme so oft und in so mannigfaltiger Weise vernehmen lassen. Er war einer der seltenen Schauspieler, welcher die Kritik nöthigte, sich zu principiellen Kontroversen zu erheben und der wohlfeilen Lobhudelei, wie dem ganz subjektiven Tadel zu entsagen. Wer ihn bekämpfen wollte mußte sich wenigstens auf gedankenvolle Gegensätze einlassen, welche sein Spiel, ja seine ganze Erscheinung hervorrief. Das Interesse an der bedeutenden Persönlichkeit Seydelmanns dürfte daher zu-

nächst schon dem gegenwärtigen Werke eine mehr als gewöhnliche Theilnahme zuwenden. Vielleicht aber finden die Leser noch etwas mehr, als sie zunächst erwarten. Der, als darstellender Künstler, nur durch die Kraft der Erinnerung noch Fortlebende ersteht in diesen Blättern als eine reiche, geistig hochbegabte, von sittlichem Ernste getragene charaktervolle Persönlichkeit. Es ist der vollen Aufmerksamkeit werth, in unserer, an energischen, ihr Alles an eine Sache setzenden Persönlichkeiten armen Zeit einen Charakter vor sich zu sehn, in welchem jede Fiber für einen idealen Lebensinhalt glüht, mit dem der ganze Mensch sich auf Tod und Leben energisch zusammengeschlossen hat. Ein solches Bild werden die folgenden Mittheilungen und die Darstellung des Lebens Seydelmanns wenigstens denjenigen seiner Gegner bieten, welche sich noch einen offenen Sinn für die Kraft der Wahrheit bewahrt haben. Es war ein längst gehegter Wunsch der Freunde des seltenen Mannes und aller derjenigen, welchen eine nähere Beziehung zu demselben den Reichthum seines Geistes und die Kraft und Tiefe seines künstlerischen Ausdrucks geöffnet hatte, die vereinzelten Züge des Künstlers zu einem Gesammtbilde verarbeitet zu sehn. Das gegenwärtige Werk hat ehrlich danach gestrebt, dieser Forderung zu entsprechen.

Man gestatte uns eine kurze Rechenschaft von unserer Arbeit und der Gliederung des Inhalts. Es handelte sich darum, aus dem mir vorliegenden Material, welches ich theils den Freunden des Künstlers, theils der Familie desselben verdanke, etwas Ganzes und in sich Abgerundetes zu schaffen. Aus der Fülle einzelner Briefe, Notizen, zerstreuter Bemerkungen, welche in meinen Händen waren, mußte das ganz Unwesentliche und Partikuläre, wie das nur der vertrauten persönlichen Mittheilung Angehörende ausgesondert werden. Je mehr das Material geläutert und von allem einer künstlerischen Bewältigung widerstrebenden Beiwerk befreit wurde, desto klarer mußte das Bild des Künstlers aus diesem Prozeß hervorgehn. Die Gliederung des Werks ist folgende:

Den ersten Abschnitt desselben bildet die Darstellung des Lebens Seydelmanns. Hier kam es darauf an, das Entwickelungsgesetz des Künstlers und die Einwirkung der Welt auf seine Innerlichkeit vor

uns werden zu lassen, überhaupt also die Wechselwirkung seiner ursprünglichen Geistesdisposition und der Verhältnisse und Zustände, in welche er versetzt war, als eine über die Willkühr des Individuums weit hinausliegende darzustellen. Dazu mußten nun aus der Menge vorliegender Briefe und Notizen diejenigen herausgezogen werden, in welchen sich die Stimmung des Künstlers in seinem Entwicklungsgange besonders reflektirt, deren Mittheilung also an geeigneter Stelle uns gleichsam das Resultat der Einwirkung der verschiedenen Lebensmächte und Zustände auf die Natur Seydelmanns, als Ausdruck seiner Persönlichkeit, abspiegelt. Dadurch war der Vortheil erreicht, den Künstler soviel als möglich selbst sprechend einzuführen und der Biographie oft die frische Farbe der Autobiographie zu geben. Alle die der Biographie Seydelmanns einverleibten Dokumente sind also Zeugnisse einer bestimmten Lebensstimmung, wie solche durch die Verhältnisse des Künstlers hervorgerufen worden ist. Das ganze Leben desselben stellt sich als ein Leben des Kampfes und des tapfersten Ringens dar, in welchem sich ächte Naturkraft, tiefe Ursprünglichkeit des Geistes und ideale Bildung gleich sehr bewähren. Dadurch zeigt uns dies Leben zugleich einen Charakter, kräftig von Gesinnung und Denkart, sein Alles setzend an seine Kunst, und in diesem rastlosen Ringen in den Kampf mit den übermächtigen Zuständen der Wirklichkeit hineingerissen, an welchen seine Kraft zerschellt. Seydelmann reibt sich innerlich an dem verzweiflungsvollen Zustande seiner Kunst auf; sein Leben zeigt uns das Erliegen eines großen Charakters, welcher für seine Person zwar genugsam Ehre empfängt, aber nur zufrieden gestellt worden wäre, wenn er umgestaltend auf das Ganze hätte einwirken können. In ihm faßt sich der Widerspruch der Erkenntniß dessen, was Noth ist mit der Wirklichkeit, im Gebiete seiner Kunst, in den großartigsten Zügen zusammen. Ob er das letzte große Opfer dieses Kampfes ist — wer will das entscheiden?

Der Biographie Seydelmanns folgt eine dramaturgische Abhandlung über den Künstler. Was in der Biographie nur angedeutet werden konnte mußte hier, vom Standpunkt gegenwärtiger Erkenntniß aus, entwickelt werden. Diese Arbeit hat es sich zum Zweck

gesetzt, alle Kontroversen, welche die Darstellungen Seydelmanns angeregt haben, principiell zu behandeln und zu lösen. Was von Schöpfungen des Künstlers hier berührt worden ist, hat daher nur den Zweck ein allgemeines Gesetz der Kunst dadurch zu veranschaulichen. Deshalb forderte z. B. sein Mephistopheles ein näheres Eingehn in das Princip seiner Versinnlichung, weil nur dadurch die widerstrebenden Urtheile über diese Leistung Seydelmanns auf ihren wahren Werth zurückgeführt werden konnten. Da diese Abhandlung den Künstler Seydelmann selbst zu ihrem Mittelpunkte hat, so mußte sie auch versuchen den Zusammenhang des großen dramatischen Darstellers mit dem Zustande des allgemeinen Geistes in einer bestimmten Zeit nachzuweisen.

Dieser ästhetischen Kritik schlossen wir, als mit Seydelmanns Künstlerschaft innig verbunden, seine Polemik gegen alle Hemmnisse einer freien Kunstentwicklung an. Wir verbanden daher alle seine Äußerungen gegen das Rollen-Monopol, gegen die Frivolität in der Behandlung der Bühne, gegen Anmaaßung und Dünkel der Schauspieler und Dichter miteinander, um den Lesern durch die Vereinigung dieser zerstreuten Züge das volle Bild des sittlichen Ernstes und der Tiefe Seydelmanns zu übergeben. Sowohl diese, als alle darauf folgenden Gedanken, in welchen sich das Kunstbewußtsein Seydelmanns zusammenfaßt, tragen alle den Charakter der Improvisation und der gelegentlichen, durch besondere Veranlassungen herbeigeführten Mittheilung. Seydelmann hatte die entschiedenste Abneigung gegen jede eigentliche schriftstellerische Thätigkeit, niemals hat er, selbst auf die dringendsten Aufforderungen, irgend etwas zum Zweck einer Veröffentlichung geschrieben, ja, sich auch eigentlich, ohne eine besondere Veranlassung, nie über seine Kunst kritisch und entwickelnd vernehmen lassen. Wir haben, als Einleitung zu den ästhetischen Ergüssen, Urtheilen und Auseinandersetzungen des Künstlers, mehrere darauf bezügliche Stellen aus Briefen Seydelmanns veröffentlicht. Alle die Kunst betreffenden Gedanken Seydelmanns haben daher mehr einen aphoristischen Charakter, niemals den einer erschöpfenden Entwickelung. Aber darin liegt auch wieder ihr eigenthümlicher Reiz, die Frische ihres

Kolorits; denn es strömt uns aus ihnen die unmittelbare Lebenswärme des Moments, der sie erzeugte, belebend entgegen. Wir haben, bei dem aphoristischen Charakter dieser ästhetischen Urtheile und Reflexionen, daher versucht dieselben so zu verknüpfen, daß das mit einander Verwandte immer zu einer Gruppe vereinigt wurde. Man wird, wie ich glaube, über die Klarheit und Schärfe, wie über den anschauenden Verstand, welche sich in diesen Mittheilungen offenbaren, nicht wenig überrascht sein. Der vor aller schriftstellerischen Thätigkeit scheu Zurücktretende legt durch die Gewalt seines Ausdrucks und durch die Kraft der Gestaltung seiner Gedanken den höchsten Beruf dazu an den Tag. Tritt uns derselbe hier schon entgegen, so erregen die den Schlußstein unseres Werkes bildenden Briefe Seydelmanns an mehrere seiner Freunde, durch die außerordentliche Macht und die künstlerische Höhe des Ausdrucks, unser lebhaftestes ästhetisches Interesse. Seydelmann zeigt darin eine nicht geringere proteische Kraft, wie als darstellender Künstler. Denn derselbe erscheint, nach den von uns gegebenen Mittheilungen, als ein wahrer Meister des Worts, worunter wir nicht nur eine schöne Abrundung und Gefeiltheit des Ausdrucks verstehn, sondern einen aller Töne mächtigen, und dieselben aus tiefer Brust anschlagenden Künstler. So ästhetisch fesselnd seine Form ist, so wirkt sie doch zugleich immer als der Ausdruck der Persönlichkeit; denn die Schönheit, die Grazie, die sarkastische Schärfe des Ausdrucks erscheinen bei ihm stets als Lebensäußerungen einer bedeutenden Individualität, zu deren Existenz diese Ergüsse und Mittheilungen gehören. Die Briefe Seydelmanns, welche wir an den Schluß gewiesen haben, weil sie nicht, wie die in der Biographie verarbeiteten, einer bestimmten Lebensstimmung und Lebensepoche angehören, sondern vielmehr ein Lebensresultat aussprechen, diese Briefe sind daher auch vielweniger durch die besondere Individualität derer bedingt und unterschieden, an welche sie gerichtet sind. Dies rührt eben daher, weil sie den Charakter einer gewissen Naturnothwendigkeit an sich tragen. Was dem ächten Schriftsteller seine Thätigkeit ist, der nothwendige Ausdruck seiner tiefsten Geistesbewegung, das sind für Seydelmann diese Briefe, in welche er seine ganze

Persönlichkeit hineingelegt hat. So gewinnen wir durch diese zu einem Ganzen verbundenen Mittheilungen die Anschauung eines, wider seinen Willen, sich als großen Schriftsteller darstellenden Mannes, in welchem sich Adel und Tiefe des Geistes und des Gemüths in dem ursprünglichsten Ausdruck offenbaren, der meistens unendlich mehr giebt, als man erwartet.

Daß diese Verknüpfung des Verwandten, die Ausscheidung des ganz Partikulären und Persönlichen, die Verarbeitung endlich des gesammten völlig chaotischen Materials nicht ohne große Mühe und liebevolle Sorgfalt möglich war, wird Jeder zugeben, der von einer solchen Arbeit eine Vorstellung hat. „Seines Fleißes, sagt Lessing, darf sich Jedermann rühmen.“ Ich habe in der Hingebung an die Sache, wie an die Person die Kraft zur Vollendung dieser Arbeit gefunden. Die Aussonderung des Materials erheischte fast noch eine größere Sorgfalt, als die Gruppirung und Vertheilung desselben. Denn dabei mußte zugleich manche Perle schonungslos in das Meer geworfen werden, indem sich die sarkastische und zersetzende Kraft Seydelmanns in vertraulichen Mittheilungen gegen manche noch lebende Persönlichkeit richtete, bei der er, nach irgend einer Seite hin, eine tüchtige Gesinnung und ächte Kunstbegeisterung vermißte. Nur wo Seydelmann die vor Aller Augen ausgestellte Kunstleistung berührt, sei es im Gebiet der Schauspielkunst, oder in andern Künsten, wo also der öffentliche Charakter eines Individuums beurtheilt wird, habe ich mich keinen Augenblick besonnen seine Kritik aufzunehmen. Aber auch hier werden Viele von dem klaren, ruhigen, von aller Bitterkeit entfernten, nur die Idee der Kunst als Maaßstab anlegenden Urtheil, in welchem sich nicht selten das freundlichste Wohlwollen und die freiste Begeisterung zeigen, überrascht sein. Wer in dem Buche nach Persönlichkeiten umhersucht, um sich an dem Ärger der Getroffenen zu ergötzen, findet seine Rechnung nicht; das Werk ist nicht bestimmt Skandal zu erregen und ohne Zweck und ein höheres Interesse Personen zu verletzen.

Schließlich ist es mir noch eine angenehme Pflicht, allen denjenigen, durch deren Sendungen ich mit dem Material zu dem gegenwärtigen Werke ausgerüstet worden bin, meinen herzlichsten Dank auszu-

sprechen. Ohne eine reiche Beisteuer wäre dies Denkmal des Künstlers unmöglich gewesen. Auch wenn die mir übermachten Briefe nicht grade zur Aufnahme und Einverleibung geeignet waren, indem sie zu persönliche Beziehungen, und nicht genug allgemeinen, den Künstler charakterisirenden Inhalt darboten, bin ich dem Geber doch nicht minder verpflichtet. Die Mittheilungen waren natürlich, je nach der Vertrautheit und Dauer des Verhältnisses der Einzelnen zu Seydelmann mehr, oder minder reich. Außer den Schätzen, welche mir aus dem Nachlaß durch die Familie des Dahingeschiedenen, die Gattin und den Sohn, dem sich besonders das ganze Herz Seydelmanns in Betreff seiner Kunst erschloß, übergeben worden sind, denen sich die reiche Sendung des vieljährigen innigen Freundes v. Goldner in Darmstadt an Ergiebigkeit unmittelbar anschließt, verdanke ich noch besonders den Herren M. Carrière, August und Wilhelm Gerstel, A. Glaßbrenner, Gutzkow, v. Holbein, v. Holtei, Rellstab, W. Speyer und Hofrath Teichmann werthvolle Gaben, welche mich in meiner Arbeit bedeutend gefördert haben. Mögen dieselben das anvertraute Gut zu ihrer Freude verwaltet finden. Wie viel, außer so manchen geistvollen Kritiken über viele der Schöpfungen Seydelmanns, Sinnvolles und Würdiges über den ganzen Menschen von Einzelnen schon ausgesprochen worden ist, wobei ich unter Anderem an den von edler Wärme zeugenden Artikel Glaßbrenners in dem Theater-Lexikon von Blum, an den schönen Nachruf Laube's, an die geistvollen Erinnerungen an Seydelmann von Gutzkow erinnere, erkenne ich um so bereitwilliger an, als ich den Werth des Dargebotenen bei meiner Arbeit besonders zu würdigen Gelegenheit hatte.

Das Buch wird sich hoffentlich durch sich selbst Bahn brechen; man wird ihm einen Platz in der Geschichte der dramatischen Darstellung, einem noch sehr spärlich angebauten Gebiete, schwerlich versagen. Wie Viele sich auch an dem Dargebotenen erfreuen werden, wie Mancher Vorurtheil gegen den großen Künstler durch das gegenwärtige Werk auch gelockert werden mag, es wird auch jetzt noch immer ein Bodensatz Unverbesserlicher zurückbleiben, denn die Gat-

tung der Zoilo-Thersiten stirbt nicht aus. „Es widersetzen sich*) so Viele dem Ächten nur deshalb, weil sie zu Grunde gehn würden, wenn sie es anerkennten."

Bromberg, den 13. Mai 1845.

H. Th. Rötscher.

*) Worte Göthe's aus einem Briefe an Schiller (Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. 6. S. 12.).

Inhalt.

Seydelmanns Leben.

Briefe Seydelmanns.

Carl Seydelmann ist am 24. April 1793*), (nicht wie überall angegeben ist 1795) zu Glatz in Schlesien geboren. Sein Vater war ein bemittelter Kaufmann. Der Knabe besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und zeigte schon früh eine besondere Vorliebe für Alles, was auf das Theater Bezug hatte. Damit verband sich die lebhafteste Neigung sich selbst in kleinen theatralischen Darstellungen zu versuchen. Wie wenig auch eine früh erwachte, noch so feurige Begierde Komödie zu spielen schon eine Bürgschaft giebt für den wahren Beruf zur Ausübung dieser Kunst, da die erstere oft nichts anders ist, als der Ausdruck einer jugendlichen Erregtheit und der natürliche Trieb ohne besondere Anstrengung und Mühe einen augenblicklichen Triumph zu feiern, so darf man bei Seydelmann, da der Erfolg es gerechtfertigt hat, die jugendliche Begeisterung desselben für dramatisches Darstellen wohl als den tiefen unabweisbaren Zug seines Innern zu dieser Kunst ansehn. Seydelmann benutzte nicht nur jede Gelegenheit in der Schule sich vor seinen Mitschülern als Schauspieler zu produciren und in der Kunst, wie er sie selbst einmal nennt, ein anderer zu scheinen, als man ist, zu glänzen, sondern nahm auch hochentzückt die Erlaubniß wahr, welche von Seiten der Lehrer und Professoren den Schülern ertheilt wurde, sich in theatralischen Übungen selbstthätig zu versuchen. Wenn ihm bei solchen Aufführungen der Preis vor seinen Mitbewerbern zuerkannt wurde, fühlte er sich glücklicher als ein König und sah

---

*) Die mir übergebenen Briefe aus Seydelmanns Jünglingsalter regten in mir den Zweifel an der richtigen Angabe des Jahrs 1795, als Geburtsjahr des Künstlers auf, indem sich manche Verhältnisse dam't nicht wohl vereinigen ließen. Indessen hat nun auch Madame Seydelmann meine Vermuthung, daß Seydelmann etwas älter sein müsse, als man es bisher immer angegeben hatte, mir ausdrücklich bestätigt, indem in seinem Taufschein das Jahr 1793 als Geburtsjahr desselben bezeichnet ist.

darin einen höhern Lohn, als ihm die Anerkennung der Lehrer für seine Fortschritte in andern Zweigen des Unterrichts hätte gewähren können. Die Zeit, welche Seydelmann den Schularbeiten nur irgend abgewinnen konnte, war der Lektüre von Schauspielen und den Biographien berühmter Schauspieler gewidmet, welche ihm damals schon als Ideal zur Nacheiferung vorschwebten. Einzelnheiten, welche seine lebhafte Phantasie besonders beschäftigten, wurden von ihm in dialogische Form gebracht. Sah sich Seydelmann allein, so entströmten ihm die haarsträubendsten Stellen aus Schauspielen, welche sein Gedächtniß durch vielfache Lektüre derselben treu aufgenommen hatte, bis nicht selten das schallende Gelächter der Hinzutretenden den Verzückten aus seinen Himmeln riß. Diese Neigung zum Schauspiel fand übrigens in Glatz damals viel Nahrung, da sowohl die Officiere der Garnison, als auch die Bürger sich auf kleinen Privatbühnen als Schauspieler zu zeigen liebten und den jungen Seydelmann, dessen begeisterte Liebe in dem kleinen Orte natürlich den thätigen Freunden der Schauspielkunst nicht unbekannt bleiben konnte, zu kleinen Rollen verwendeten und dadurch die Neigung desselben zu dieser Kunst steigerten.

Indessen sollte ein tragi-komisches Mißgeschick den jungen Seydelmann dieser Lieblingsthätigkeit durch den Machtspruch des Vaters entreißen, der wohl bisher schon mit dieser das Gemüth des Sohnes fast ausschließlich in Anspruch nehmenden Beschäftigung nicht sehr zufrieden war. Wir geben diesen Zwischenvorfall mit Seydelmanns eignen Worten, wie er ihn in späterer Zeit selbst aus der Erinnerung aufgezeichnet hat. „Ein gar trauriger Vorfall unterbrach diese Seitenstudien auf lange Zeit. Ich hatte nämlich Ifflands Leben in die Hände bekommen, und wollte, obgleich ich mit meinen sonstigen Arbeiten erst spät Abends fertig geworden war, nicht ablassen, bis ich es durchgelesen hätte. Ein großer Wachsstock, das Geschenk meiner theuren Mutter (die mich als ihr einziges Söhnchen hegte und pflegte, und fast zu lieb gehabt hätte!) wurde aufgewickelt, angezündet und auf das Polster des Stuhls gestellt, der neben meinem Bette stand. Lesend und lesend ermatteten endlich meine Augen, das Buch entfiel der Hand und ich schlief ein. Eine ungewöhnliche Hitze machte mei-

nen Schlaf unruhig; ich erwachte und — ein dicker Qualm drohte mich zu ersticken. Voll Ängst sprang ich auf, gewann die Thüre und machte Lärm. Welcher Schrecken für uns Alle, als die mit dem Lichte herbeieilende Magd die Scene beleuchtete. Der Wachsstock war herabgebrannt, die Flamme hatte den Kranz ergriffen, ihn geschmolzen, das herabhängende Kopfkissen war von der großen Hitze angeglommen, nur die Stelle, worauf ich gelegen, war noch unversehrt, als Gott mich wach rief. Versteht sich, daß ich von diesem Augenblick an weder Komödien, noch sonst ein damit verwandtes Buch mehr ins Haus bringen, daß ich mich nie wieder deklamirend vernehmen lassen durfte, aber meine Lust dazu blieb wenigstens die alte, nur habe ich mich seither immer sehr in Acht genommen, über dem Studium der Kunst — einzuschlafen." —

Indessen ergriffen den zum Jüngling herangereiften Knaben auch die großen Bewegungen der Zeit und namentlich war in ihm das Gefühl für das um seine Selbstständigkeit gebrachte, von der eisernen Hand Napoleons niedergehaltene Deutschland lebendig. Östreich war zum zweitenmal 1809 mit größerer Energie und umfassenderen Kräften als je vorher auf den Kampfplatz getreten. Der Herzog von Braunschweig-Öls hatte bekanntlich in Böhmen ein Freicorps geworben, um auch seiner Seits an dem großen Kampfe gegen die Franzosen mit Erfolg Theil zu nehmen. Seydelmann damals im sechszehnten Jahre war von dem Gedanken, für die Befreiung Deutschlands mitzukämpfen ganz erfüllt. Des Herzogs von Braunschweig Aufruf war mahnend auch in unsers Jünglings Seele gedrungen. Alle anderen Interessen verschwanden ihm im Augenblicke gegen die einzige Leidenschaft, in die Reihen deutscher Streiter gegen Napoleon zu treten. Seydelmann begab sich zu diesem Zwecke mit noch einem Jugendgenossen zum Herzog von Braunschweig, der damals an der böhmisch-schlesischen Gränze seinen Wohnsitz genommen hatte, um in seinem Freicorps Dienste zu nehmen. Der Herzog begegnete Beiden sehr freundlich, nahm indessen den jungen Seydelmann nicht an, weil er ihn wegen seiner schwächlichen Körperkonstitution zur Ertragung der Kriegsbeschwerde für untauglich hielt.

Der Krieg mit Östreich war mit großen Opfern für dasselbe durch den Frieden zu Schönbrunn beendet worden. In Seydelmann wirkte indessen der Gedanke auch für seine Person, so viel er vermochte, zu einer politischen Wiedererhebung Preußens beizutragen fort und bestimmte ihn zu dem Entschluß, sich, mit Bewilligung des Vaters, zum Artillerie-Dienst in Glatz zu melden. Es schien ihm bei seinen Hochgefühlen, für eine Erhebung Preußens mitzuwirken, der Militairdienst diejenige Lebensthätigkeit, in welcher er sich am direktesten bei einer ersehnten Befreiung des Vaterlandes betheiligen könnte. Sein Körper hatte sich indessen gekräftigt, Seydelmann ward angenommen, stand anfangs in Glatz, wurde indessen einige Monate später nach Neisse versetzt, wo wir ihn schon Anfang August **1810** finden.

Dieser Entschluß muß als eine unmittelbare Nachwirkung des ersten Aufschwungs angesehen werden, der sein Gemüth dazu erhoben hatte, mit in die Reihen der Streiter gegen Napoleon zu treten. Der in Preußen immer tiefer wurzelnde Haß gegen Frankreich war natürlich auch in ihn übergegangen und die glorreich begonnene Wiedergeburt des Vaterlandes im Innern mochte ihm in seiner reizbaren Phantasie den Zeitpunkt des Kampfes für die politische Selbstständigkeit des Vaterlandes als einen sehr nahen erscheinen lassen. Das Militairleben, als solches, hatte ihn niemals gefesselt, niemals hatte er sich mit Vorliebe in diesen Stand hineingeträumt. Nur aus der patriotischen Aufregung seines Geistes erklärt es sich, daß Seydelmann, welchen Alles, was einen edlen Geist in Schwung zu setzen vermag, mächtig ergriff, die Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend, welche ihn auf der Schule und im väterlichen Hause so ganz gefesselt hatte, für den Moment fast vergessen zu haben schien. Aber der Sinn für sie mußte mit einer ungeahndeten Stärke wieder erwachen, sobald die harte Wirklichkeit ihn in den Widerspruch zwischen der schwungreichen Empfindung, aus welcher sein erster feuriger Entschluß ins Militair zu treten stammte, und seiner Tagesbeschäftigung versetzte, die ihn je länger, je mehr anwiderte. Das Feuer des ersten Entschlusses war niedergebrannt und nur die kahle Wiederkehr des täglichen Dienstes und der militairische Zwang ihm geblieben.

Seine nie erstorbene, sondern durch die Begeisterung für die allgemeinen Interessen nur augenblicklich zurückgedrängte Liebe zur Schauspielkunst brach nun, genährt einerseits durch die in Reisse anwesende Vogtsche Schauspielergesellschaft, andererseits von ihm durch die wachsende Verstimmung über seine Lebensstellung als Tröſterin herbeigerufen, mit einer verstärkten Gluth hervor. Seydelmann sehnte sich aus dem Militairdienst immer heftiger und leidenschaftlicher heraus, er bot Alles auf um seinen Abschied zu erhalten. Vergebens! Weder der Vater zeigte Neigung ihm zur Erfüllung seines dringenden Wunsches die Hand zu bieten, noch bewies man sich von Seiten der Behörden diesem Verlangen günstig. Da die legalen Schritte ihn nicht an das Ziel geführt hatten, so trieb die Verzweiflung seine reizbare Natur, welche sich in diesem Kampfe mit seinem täglichen Lebensberuf fast aufrieb, zu dem Schritte, sich auf dem Wege der Desertion selbst von diesem Drucke zu befreien. Der mit Gewandtheit verfolgte und durch die von ihm geübte Fertigkeit, die Unterschrift des Major Braun, seines Chefs, täuschend nachzumachen, begünstigte Plan ward im Jahr 1811 ausgeführt. Seydelmann begiebt sich nach Troppau, bitter entzweit mit seinem Vater und lebt hier, nur durch die Briefe seines theuersten Jugendfreundes Simmon getröstet, unter dem Namen des Malers Sporon beim Schauspieler Schmidt, der sich des jungen von Mitteln entblößten Mannes auf das edelmüthigste annahm, was Seydelmann mit tiefer Rührung und Dankbarkeit anerkannte. Seine Tage in Troppau verflossen in tiefer Verstimmung. Kränklich und ohne alle Unterstützung von Hause, allein auf seine Kräfte gewiesen, retteten ihn nur Schmidts Herzensgüte und der geringe Verdienst, den er sich durch Elementar-Unterricht erwarb, vor der äußersten Noth. Indessen versöhnte sich der erzürnte Vater nach einiger Zeit mit dem Sohne, dessen Lage ihm zuletzt doch an das Herz ging. Durch eifrige Verwendung des Vaters gelang es auch dem jungen Seydelmann, unter der Bedingung der Rückkehr und des Wiedereintritts in das von ihm verlassene Militair, die Verzeihung für diesen Schritt zu erwirken, den man als eine aus jugendlicher Leidenschaftlichkeit hervorgegangene Verirrung anzusehn mild genug war.

Indessen war der gewaltige Wendepunkt in der Geschichte Preußens eingetreten, in welchem es das Recht seiner Wiedererhebung, welche es in der Stille und durch eine tiefgehende Entwicklung seiner moralischen und materiellen Kräfte vorbereitet hatte, durch die That bewähren sollte. Seydelmann, von diesem Gefühle, das schon längst seine Brust erfüllt hatte, mächtig ergriffen, konnte jetzt in dem ihm befohlnen Wiedereintritt in's Militair kein ihm widerwärtiges Begegniß erblicken, da jetzt der Krieg gegen Napoleon in Aussicht stand. Derselbe nahm seinen Anfang. Der junge Seydelmann ward mit einer Abtheilung Artillerie der Hauptarmee zugesendet. In Goldberg angekommen, überfiel ihn aber das kalte Fieber so heftig, daß man ihn nach Glatz ins Feld-Lazareth zurückschickte. Die zarte Organisation Seydelmanns und die mancherlei Gemüthskämpfe und Sorgen, welche er vorher bestanden, machten es ihm, auch nach erfolgter Genesung, zu seinem großen Schmerze unmöglich, als Kämpfer den Fahnen zu folgen. Seydelmann ward daher nur zum Bureau-Dienst verwendet. Seine schöne Handschrift wie die Gewandtheit seines Ausdrucks machten ihn hier zu einer sehr erwünschten Acquisition und die Feinheit seines Geistes, welche sich weit über die ihm zugewiesene Beschäftigung hinaus ankündigte, erwarb ihm die Achtung selbst hochgestellter Personen, welche zufällig mit ihm in Berührung gekommen waren.

Da ihn aber diese Thätigkeit, der er nur nothgedrungen sich hatte fügen müssen, nimmermehr befriedigen konnte, so mußte jetzt die alte ursprüngliche Lust zur Schauspielkunst wieder in die Rechte einer ersten Geliebten eintreten. Diese Lust drängte sich übrigens so gebieterisch hervor, daß auch seine Gönner darin die Stimme eines tieferen Berufs erkannten, denn sie selbst waren ihm aus diesem Grunde zum Austritt aus dem Militairdienst behülflich. Nach einem kurzen Aufenthalt im väterlichen Hause eröffnete sich ihm eine sehr günstige Gelegenheit dieser lang genährten Neigung nun endlich offen folgen zu können. In seiner Vaterstadt als einer der glücklicheren Dilettanten schon bekannt, wurde Seydelmann von dem in der Nähe residirenden Reichsgrafen von Herberstein nach Grafenort eingeladen, das Personal seines Schloßtheaters zu vermehren.

Zum erstenmal, seit seinen Schuljahren, empfand Seydelmann hier in Grafenort einen wahren Lebensgenuß. Alles traf zusammen, um ihm diese Tage zu ebenso beglückenden, als seine innere Entwicklung fördernden zu machen. Er selbst sagte später über diesen Aufenthalt in Grafenort: „Dort — umgeben von feingebildeten Männern und Frauen, gern gesehn, weil ich mit glühendem Eifer trieb, was Allen wohlgefiel, dort an der Seite der für die Kunst viel zu früh entschlafenen Louise von Holtei (gebornen Rogée) lebte ich beneidenswerthe Tage.“ Auch in spätern Jahren dachte Seydelmann stets dieses Aufenthalts mit Entzücken und es überkam ihn bei der Erinnerung an jene Tage eine süße Wehmuth, der er sich dann ganz überließ. Zur Bestätigung des Gesagten mag hier eine Stelle aus einem Briefe Seydelmanns aus seinen letzten Lebensjahren*) folgen, in welchem er den tiefen Eindruck schildert, den ein Wiederbesuch der geliebten Stätte in ihm zurückgelassen hat:

„Ich habe, da ich badete und davon sehr angegriffen war, eine Pause von 8—10 Tagen machen müssen. Da folgt' ich einem Rufe, der mich täglich mahnte: ich zog mit Frau und Sohn nach Glatz, dem Ruheplatze meiner lieben, viel zu früh verstorbenen Eltern. Auch in Grafenort bin ich gewesen und habe das Theater wiedergesehen, von dem ich dann auf die öffentliche Bühne überging. Das sind nun 26 Jahre (ohne Jubiläum!) Als ich die kleine Bretterwelt sah, auf der mein jugendliches Feuer rauchte! so ganz war noch Alles, wie es damals gewesen, daß Vergangenheit und Gegenwart sich fast verschlangen, wie die Hände zweier Freunde. Zweier Freunde! Gott sei Dank dafür! Freilich fühlte ich den einen ältern etwas ernster, aber Freudenthränen weinten Beide.“

Nachdem Seydelmann nun seiner angebornen Lust darzustellen als Dilettant nachgegangen war, strebte er nach einem Engagement, um so in die Reihe Derjenigen einzutreten, welche die Schauspielkunst zu ihrem Lebensberufe gemacht hatten, und sich vor den Gerichtshof der öffentlichen Meinung zu stellen. Von jetzt an gilt es, sich durch stäte Tapferkeit in der Überwindung großer Schwierigkeiten, durch die gewissen-

*) Der Brief ist aus Warmbrunn vom 14. September 1842.

hafteste Unterwerfung unter die Zucht ernster Studien und die vielbewegliche Kritik der Massen, welche dem Darsteller wenigstens immer den unmittelbaren Eindruck seines Spiels zurückspiegeln, von Stufe zu Stufe zur Meisterschaft zu erheben. Sowohl der Graf Herberstein, als die bei ihm wohnende Schauspielerin Petrillo — sonst Fräulein Eigensatz aus Berlin — hatten ihn mit Empfehlungen nach Breslau versehn. Nach der Eltern Tode reiste Seydelmann nach Breslau und wurde Mitglied der dortigen Bühne. Jugend und Aussehn wiesen ihn zuvörderst den Liebhaberrollen zu. Nach abgelegter Probe vor dem Publikum ward Seydelmann als Remplaçant des in gleicher Eigenschaft nach Wien abgegangenen Schauspielers Kettel angestellt. Seydelmann scheint indessen den Kreis der Liebhaberrollen, als seiner ganzen Natur wenig zusagend, bald verlassen zu haben. Dumme Burschen, Chevaliers, Gecken und Bonvivants bildeten fast ausschließlich die Sphäre seiner Thätigkeit. Der junge Schauspieler gewann sich übrigens auch hier schon die Theilnahme eines Theils des Publikums, obwohl dasselbe ihn, wie er selbst in einem Briefe an seinen Jugendfreund Simmon ausspricht, durch lauten Beifall und Hervorruf nicht verwöhnte. Seydelmann, der mit so manchen Hindernissen des Organs zu kämpfen hatte, vermochte auf diesem ersten Stadium seines öffentlichen Wirkens nicht, wie oft junge Schauspieler, durch lyrischen Schwung und feurige Kraft fortzureißen und dadurch augenblickliche Erfolge zu erringen, sondern er konnte nur durch das in die Tiefe gehende Streben nach Charakter-Darstellung wirken und sich so die solide Achtung derjenigen erwerben, welche in diesen Versuchen schon den künftigen Charakterdarsteller durchschauten. Zu diesen gehörte namentlich Karl Schall und einige seiner literarischen Freunde. Dem ersteren bewahrte Seydelmann auch stets eine besondere Anhänglichkeit und Verehrung. Unser Künstler hielt es damals für ein Glück, nicht zu früh durch rauschenden Beifall verwöhnt worden zu sein. Seine zu ernstem, gründlichem Fleiße sich stets hinneigende Natur fand in dieser Art der Aufnahme einen mächtigen Antrieb, sich keine Härte der Arbeit auf seiner Laufbahn zu ersparen. Der Wahn, damals schon etwas Bedeutendes zu sein, hat ihn in keinem Augenblicke beherrscht.

Wir unterbrechen einstweilen die Biographie des Künstlers, indem

wir die Briefe desselben aus den Jahren 1810 — 1816, welche einen so tiefen Einblick in seine ganze Natur und Lebensrichtung gewähren, hier mit Hinweglassung aller, nur partikuläre Verhältnisse und Interessen berührenden Stellen, folgen lassen, vorher jedoch die Aufmerksamkeit des Lesers für die Nachweisung des Zusammenhangs dieser Briefe mit der ganzen Geisteseigenthümlichkeit Seydelmanns in Anspruch nehmen.

Die Briefe Seydelmanns aus der Zeit seines beginnenden Jünglingsalters sind in mehr als einer Rücksicht wichtig, indem sie uns den künftigen Mann im Keime darstellen. Sie zeigen uns den Jüngling Seydelmann, in einem Alter von 17 Jahren einer Lebensthätigkeit hingegeben, deren Einförmigkeit, die individuelle Entwicklung zurückdrängende und unter das Gewicht eines Mechanismus beugende Bewegung mit seinem glühenden Triebe nach dramatischer Gestaltung in schneidendem Widerspruch stand. Das Gefühl desselben drang im Laufe der Zeit mit einer solchen Stärke in ihn ein, daß er sich um jeden Preis davon zu befreien beschloß. Wir sehn ihn unter dem Druck dieses Widerspruchs seufzen, und seine Klagen in den Busen des Freundes ergießen, später zu einer hartnäckigen Weigerung fortgehn, eine Prüfung zum Avancement zu bestehen, zu welcher er vorzugsweise befähigt erachtet wurde, weil er darin ein Zugeständniß erblickte, das er seinem Berufe durchaus nicht machen wollte, und weil ihm Alles daran lag, seine tief wurzelnde Abneigung auf eine nicht geradezu ungesetzliche Weise zu bethätigen, welche ihm doch zugleich die Genugthuung gewährte, die Entschiedenheit seines Widerstrebens auch seinen Vorgesetzten gegenüber aussprechen zu können. Seydelmann theilt dem Freunde die ganze Unterredung, in welcher er der heftigen und fast gebieterischen Aufforderung, wie der sanften Mahnung gegenüber sich unter die zu Prüfenden aufnehmen zu lassen, gleich spröde bei seiner Weigerung beharrt, mit dramatischer Lebendigkeit mit, in welcher man nicht minder den künftigen Darsteller, als den charaktervollen Jüngling sieht, der immer gewisser wird, seinen Lebensberuf auf dieser Bahn entschieden zu verfehlen.

Dies Bewußtsein, indem es immer tiefer in seine aufgeregte Natur einschneidet, treibt ihn nun endlich zu dem Entschlusse, selbst mit Verletzung der Pflicht sich einer Lebensthätigkeit zu entziehn, welche

immer gewaltiger auf ihm lastet und deren Druck er nur noch die Verzweiflung entgegenzusetzen hat. Wir sehn Seydelmann über seine Entweichung brüten, dem Freunde die Absicht, den Plan und die Mittel zu seiner Ausführung auseinanderlegen, und den Schmerz über die seinem Vater und seinen Geschwistern durch diesen Schritt werdende Kränkung, durch die Berufung auf die innere Nothwendigkeit dieses Entschlusses beschwichtigen. Indem er sich in die Wahl zwischen der innern Zerstörung seiner ganzen geistigen Natur und der Flucht aus dem Militairdienste versetzt fühlt, erscheint ihm der letztere Schritt wie ein Schicksal, welches er, um seines Berufes willen, auf sich zu nehmen habe. Die einzigen heiteren und genußreichen Augenblicke in dieser widerspruchsvollen Existenz gewähren ihm die Freundschaft und die Beschäftigung mit der dramatischen Darstellung, der er, wenn auch nur als Dilettant, mit einem Eifer und einem Entzücken obliegt, in der man schwerlich den durch die tiefste Neigung zum Schauspieler Berufenen verkennen wird. Seydelmann ergreift jede nur irgend dargebotene Gelegenheit thätig als Schauspieler mitzuwirken; es ist auch jetzt schon unter den Genossen sein einziger Ehrgeiz auf diesem Boden einen Sieg zu erfechten. Er sehnt sich von seinem einförmigen Garnisondienst in Neisse nach den Ausflügen in seine Vaterstadt Glatz, um dort in heiterer Gesellschaft seinem süßesten Verlangen nachzugehn, Komödie zu spielen.

Ob ihm der Urlaub nach Glatz werde bewilligt, oder verweigert werden, ist ihm eine Lebensfrage, die ihn Tagelang beschäftigt, weil er nur in der Aussicht auf die Ausübung der Schauspielkunst lebt, und eine Störung dieser gepflegten Hoffnung von ihm, wie ein Riß, in seinem innern Leben empfunden wird. Glatz mit seinem Theater und die Aussicht dort mit den Freunden zu spielen ist die Oase in der Wüste seines Neisser Artilleristen-Lebens. Der Jüngling schwelgt in dem Gedanken in Glatz mit den Genossen aufzutreten, alle seine Kräfte erscheinen dazu gespannt, seine Lebensgeister gesteigert. Man fühlt es seinen Ergüssen an, wie er zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, und doch bei allem persönlichen Ehrgeiz selbst zu glänzen, zugleich den Blick auf das Ganze der Darstellung richtet, wie es ihm damals schon darum zu thun ist, daß allen Rollen ihr Recht widerfahre. Der Gedanke an den von

ihm gepriesenen Mitspieler Marr beunruhigt ihn eben so, als er ihn entzückt. Er fürchtet von ihm verdunkelt zu werden, aber zugleich ist seine Brust gehoben, indem er an die Wirkungen des Spiels desselben denkt. Seine ganze Seele ist in fieberhafter Aufregung, wenn er sich Marr als Peter den Großen vor seine Phantasie stellt. Die Wirkung einer schön geschlossenen Charakterdarstellung hervorzubringen ist ihm das beneidenswertheste Ziel, welches ein Sterblicher sich zu stecken vermag. In allen diesen Zügen ist der künftige Darsteller vorgebildet. Man fühlt es dieser Sehnsucht nach dramatischer Darstellung an, dem Ernst, der ihn erfüllt, indem er sich mit seiner Rolle beschäftigt, dem Troste, den er darin findet, daß sich hier der Beruf des Lebens ankündigt, nicht nur eine dilettantenhafte Lust, wie sie Jünglinge und Mädchen so oft aus Eitelkeit und augenblicklicher Erregtheit ergreift, ohne nur im geringsten eine nachhaltige Kraft zu verbürgen.

Diese Briefe zeigen uns aber auch den Jüngling Seydelmann von einer wahrhaft schwärmerischen Freundschaft ergriffen, wie sie hingebender, verzückter kaum gedacht werden kann. Hier ist er der von idealen Empfindungen geschwellte Jüngling, dem Vergötterung des Freundes der entzückendste Genuß, das unabweisbarste Bedürfniß des Herzens ist. Seydelmann erscheint hier oft von einer Sentimentalität ergriffen, welche sogar an die Ergüsse streift, denen wir in einer frühern Epoche unserer Literatur so häufig begegnen. Der Jüngling Seydelmann durchlebt gewissermaßen in seinem Verhältnisse zu seinem Freunde Simmon diese ganze in der Literatur schon überwundene Stufe. Während Seydelmann in der Freundschaft gleichsam wie ein Werther empfindet, alle Scalen der Hoffnung, der Furcht, augenblicklichen Mißtrauens, seliger Liebesgewißheit durchläuft, aus des Freundes Stimmung gegen ihn Trost und Entzücken schöpft, und in allen seinen Affekten gewissermaßen nur die Töne erklingen läßt, welche der Freund in ihm anschlägt: so sehn wir ihn in seinem Verhältniß zum weiblichen Geschlecht damals mehr nur von einer augenblicklichen Erregtheit ergriffen, deren er bald Herr wird, und über die er sich sogar mit einer gewissen Selbstzufriedenheit über seine Stärke erhebt. Hier erscheint daher Seydelmann in seinen Mittheilungen an den Freund, dem er Nichts verschweigt, so sehr er auch

auf Augenblicke einer sentimentalen Stimmung hingegeben ist, obgleich er selbst der Mondschein-Romantik nicht entbehrt, dennoch bald über eine solche Stimmung triumphirend, indem er sogar die Kraft gewinnt, sich in die sichere Burg des Beobachters und des Kritikers zurückzuziehn. In seinem Verhältniß zum weiblichen Geschlecht waltet damals vielmehr der Sinn für die Schönheit der Formen vor, durch welche er auf Augenblicke künstlerisch berührt wird. Er ist wohl auch in solchen Augenblicken entzückt, aber der ganze Mensch ist hier nicht, wie in der Freundschaft, auf Tod und Leben dabei. Seydelmann ist in diesen Briefen dem Pylades viel verwandter, als dem Romeo. Der Sinn für plastische Schönheit hält sein Gemüth von Überschwänglichkeit und einem völligen Aufgehn in die Schwärmerei der Liebe fern.

Diese Briefe bekunden aber auch noch in sehr beredter Weise Seydelmanns außerordentliche Gestaltungsfähigkeit und seinen oft wunderbar überraschenden Sinn für dramatisches Leben. Nur die Freundschaft zeigt ihn durchaus lyrisch, denn sie hält seine ganze Empfindung so sehr befangen, daß er sich hier am wenigsten zu einer in sich mannigfaltigen Darstellung, oder gar zu einer dramatischen Lebendigkeit befreien kann. Diese Ergüsse haben daher natürlich etwas Einförmiges, die Concentration dieser einzigen Empfindung hält den sonstigen Reichthum seines Ausdrucks gewissermaßen gefangen. Dennoch sehn wir auch schon in diesen Briefen, zugleich mit dem sich mächtig regenden und zu dem bittersten Ernst des Lebens sich steigernden Drange nach dramatischer Darstellung, die Keime seiner bewunderungswürdigen Gewalt des Ausdrucks, wovon uns seine späteren Briefe so glänzende Zeugnisse geben. Dem Jüngling wohnt eine für seine damalige Bildung, Lebensstellung und Lebenserfahrung überraschende Kraft des Worts und eine wunderbar dramatische Lebendigkeit bei. Dieser Zug zum dramatischen Leben tritt oft so schlagend hervor, daß wir Seydelmann die Mittheilung einer Unterredung am liebsten gleich in der Form des dramatischen Dialogs machen und diesen noch mit Bemerkungen ausgestattet sehn, welche den Trieb verrathen, Alles und Jedes sogleich in Bezug auf dramatische Darstellung anzuschauen. Wie entschieden tritt dies z. B. in der Mittheilung seiner Unterredung mit dem Major Braun und den dabei bethei-

ligten Personen hervor, deren mimischen Ausdruck er uns sogar wiederzugeben nicht unterläßt. Dieser Zug ist sehr bedeutsam, weil er die Richtung auf dramatische Darstellung so mächtig verkündet, indem wir Seydelmann selbst da, wo wir seine ganze Seele doch von dem Ergebniß einer Unterredung, wie der gedachten, aufgeregt wissen, noch mit Lust erfüllt sehn, das Ganze in ein dramatisches Gemälde zusammenzufassen und die sich unterredenden Individuen gleich nach der Seite der dramatischen Darstellung einzuführen.

Da nun diese Briefe Seydelmanns aus seinen Jünglingsjahren die Keime des Mannes enthalten, so haben wir sie auch gleich dem ersten Abschnitt der Biographie einverleibt, und ihnen auch die wenigen Briefe aus späteren Jahren beigefügt, welche der reife Mann und berühmt gewordene Künstler an den schwärmerisch geliebten Freund der Jugend gerichtet hat. So sehr auch später die Lebensrichtungen, die Bildung, die Interessen und selbst die äußern Verhältnisse der beiden Jugendfreunde sich geschieden hatten, so bewahrt Seydelmann doch stets eine treue, liebevolle Anhänglichkeit für den Pylades des Jünglingsalters und hat dieselbe in dem natürlichsten, nur das volle Herz verrathenden Tone in einigen späteren Briefen ausgesprochen. Diese können daher nicht wohl eine andere Stelle finden, als die wir ihnen angewiesen haben, weil sie dazu dienen das Bild Seydelmanns nach dieser Seite hin zu vervollständigen.

Theuerster Freund!

Du thust sehr Unrecht mich so lange auf einige Zeilen von Dir warten zu lassen, oder weißt Du nicht wie's thut, von geliebten Gegenständen weit entfernt zu sein, und nichts, gar nichts von ihnen zu hören? — Seit der Abreise meines Vaters aus Neisse ging ich vergebens jeden Posttag 2 bis 3 mal auf die Post, um mir einen Brief von Dir zu holen, ich glaubte immer fest: heut muß ich einen bekommen, und leider hatte ich statt dessen nur Gelegenheit, mich in der Geduld zu prüfen. — Verflossenen Sonnabend ging ich schon früh um halb 6 Uhr aus meinem Quartier, um auf den Briefträger irgend wo zu lauern, denn heut war Posttag. — Eine halbe Stunde mocht ich ohngefähr auf dem Platz herumgegangen sein, des Briefträgers Faulheit und er selbst waren schon hundert mal verflucht und verwünscht, und schon schwebte ein neues Donnerwetter auf meinen Lippen, was über ihn sich ergießen sollte, da klopfte mir Jemand auf die Achsel — ich sah mich schnell um und der brave herrliche Kerl, den zu verfluchen ich eben wieder im Begriff war, reichte mir mit einer freundlichen Miene einen Brief. — Hastig riß ich ihm denselben aus der Hand, erbrach ihn und wollte schon anfangen zu lesen, als ich äußerst freundlich um das Porto angehalten wurde.

Ich. (schnell) Wie viel bekömmt Er?

Briefträger. (schmunzelnd) Häha! Vier Groschen werden der Herr belieben! Hähähä! —

Ich. (immer schnell) Hier sind sie — Marsch! —

Brieft. (wie vorher) Ich bin zu Diensten — Hähähä! — (mit einem Bückling fort.)

Vor Ungeduld wollte ich den Brief auf der Straße lesen, doch

mischte sich ein Gedanke von Unanständigkeit in diese Idee, und in einem ungewöhnlich geschwinden Schritt gings in das Haus, wo Pohris wohnt; da stellt' ich mich in einen Winkel und las den Brief wohl 3—4 mal. Der Inhalt gefiel mir sehr — doch Etwas fehlte, er war zu kurz. — Verstanden? — — Und bei aller dieser Kürze schreibt der Mensch noch, um mich nur recht toll zu machen: er habe so viel Schönes und Neues mir zu sagen.

Gelten Dir Simmon meine Bitten nichts? —

Du machst mich in Deinem letzteren Schreiben aufmerksam, daß mir das gute Mädchen, die P—s etwas von ihr mit in Dein Schreiben einlegen werde. — Ich freue mich darüber; — erinnere Dich durch meinen Vater Deines Versprechens. —

Was machen die Schauspieler? — Schmidt?

Was meine Anverwandten?

Alle Montage wird hier Komödie gespielt. — Willst Du Zeuge sein, so richte Dir's ein. — Erinnert man sich zuweilen noch meiner in Glatz? — auf welche Art? — Ich bitte Dich recht herzlich, schreibe viel und vergiß nichts.

Neisse, den 28. August 1810.

Neisse, den 8. October 1810.

Guten Morgen! Lieber Junge. Hast Du meinen letzten Brief und mit ihm die Einlage erhalten? — Heute morgen bin ich wie gewöhnlich bei dem Herrn Major; — der Lieutenant F. kommt hin und stattet den üblichen Rapport von der Gewehr-Fabrik ab, da fällt mir denn auf einmal ein, ihn zu bitten, mir in seinem Quartier ungestörtes Gehör zu geben: Er sagte es mir auch mit vieler Freundlichkeit zu, und heute Abend gehe ich zu ihm, und werde ihn ersuchen mit mir vereint mir zu meinem Abschiede zu verhelfen.

Bei meinem Vater weiß ich, schlimm genug, nicht mehr viel Tröstliches und Hülfreiches zu suchen, ich nehme daher meine Zuflucht zu Fremden, vielleicht handeln sie, unbekannt mit mir, mit der größten Liebe für mich. —

Neisse, den 13. October 1810.

Guter Simmon! Dein Schreiben nebst Jenkners Einlage habe ich von Wendel erhalten, und dankbar Eure guten Absichten daraus erkannt, mich zu trösten — Dein Brief war zugleich eine treffliche Schilderung Deines sehr edlen Herzens, auf dessen alleinigen Besitz als Freund ich stolz sein würde. — Brüderchen! ich kann Dir nun schon einmal nichts verschweigen, also muß ich Dir auch recht offen gestehen, daß unser guter Jenkner durch seine übertriebenen Sprünge vom größten Ernst zur größten Narrheit bei seinen gewiß edlen Absichten, meist, wo nicht immer, seinen Zweck verfehlt, und sich sogar in der Achtung eines jeden unpartheiischen Zuschauers herabsetzen muß.

Unser aller Zukunft ist sehr dunkel, und am dunkelsten wohl die meine nebst Jenkners. — Also sollte es wohl unser fester Grundsatz sein, mit solchen Augenblicken zu geizen. Du sagtest in Deinem lieben Schreiben, ich hätte Hoffnung den Abschied zu bekommen, und indem Du Dich so unvollkommen darüber ausließest, ahndetest Du, guter Simmon, nicht, daß meine schon gespannte Ungeduld dadurch um einen hohen Grad stärker wurde; und ich befürchte, daß die liebe Saite der Geduld bald springen werde. — Ich bitte Dich daher recht sehr, erkläre Dich in solchen wichtigen Sachen deutlich, denn auch unangenehme Gewißheiten sind mir lieber, als eine peinigende Ungewißheit, denn im ersteren Falle weiß man sich darnach zu richten. — In Deinem baldigen Schreiben hoffe ich Rapport von dem guten Fortgang Deines Geschäftes zu erhalten; und nun frage ich noch: wie ich mir das Stillschweigen meines Vaters erklären soll, nach einer Sache von größter Wichtigkeit? — Will er mich durch Hoffen und Harren einschläfern? — Mich dadurch nur toller machen? Ja, das kann er, und das wird wohl auch der Fall sein. —

Da hier die Collegia bald ihren Anfang nehmen werden, welche bis zur Revue künftigen Jahres dauern, und während der Zeit keiner derjenigen die sie besuchen, auf Urlaub gehen darf, so sehe ich mich wohl genöthigt, bald zu kommen, wenn ich NB gern gesehen werde. — —

Ein Küßchen! lieber Junge — ich muß zur Parole. —

Neisse, den 14. October 1810.

Heute Morgen habe ich geputzt und Nachmittags habe ich in den Kaffeehäusern, welche ich in Gesellschaft besuchte, Zeitungen durchblättert und Theaternachrichten gelesen. Was ich Abends machte — werde ich Dir bei Gelegenheit sagen. —

Neisse, den 15. October 1810.

Höre Brüderchen! Etwas Wichtiges! Sobald der Major kommt, bitte ich ihn um Urlaub auf 8 oder 10 Tage, und komme, wenn ich solchen erhalte, — gern oder nicht gern gesehen. — Aber eins hält mich doch zurück nach Glatz zu kommen; — und das ist: ich habe keine Stiefeln, in denen ich vor ehrlichen Leuten, und überhaupt in Glatz auftreten kann und mag. — Wie wärs, wenn Du mir unter 8 Tagen ein Paar nach Deinem Fuße machen ließest, und so wie Deine sind. — 5 Thlr. habe ich baar, also fehlten mir noch 2½, oder 2, oder 1, oder — — indessen sei es wie es wolle — bezahlen werde ich sie. — Die Besorgung überlasse ich Deinem Geschmacke — — nur um Gotteswillen nicht zu klein; ich wachse sehr — recht reichlich nach Deinem Fuße. Ich verlasse mich darauf. Aber wenn Du mich sitzen ließest! — — — —

Bester Franz!

Denke Dir nur einen Augenblick meine Pein, als ich durch meinen guten Wendel Deinen Bierzettel erhielt. — Ich habe Dir eine mächtig geschwollene Backe, und alles Lachen möchte daher wegen größerer Schmerzen unterbleiben, aber was man gerade nicht soll, das geschieht, wenn auch unwillkührlich, immer am öftersten. So auch bei dieser Gelegenheit. — Den lieben Zettel in die Hand nehmen, einen Blick auf seine alte ehrwürdige Gestalt und auf seine Adresse werfen und lachen war eins; — Du armer Monsieur Schmerz! Du warst in diesem Augenblicke trotz Deiner Macht, doch ein Nichts gegen die Freude, welche Du mir, guter Franz, durch diese Paar Worte gemacht hast. — Ich sehe daraus mit herzlicher Freude Deine Bereitwil-

ligkeit, andern Leuten Deine Sachen zu offeriren, und Deine Gleichgültigkeit, solltest Du auch dabei verlieren. — Aber ich bitte Dich um Gotteswillen, laß Dir diesen kleinen freundschaftlichen Verweis nicht zu Herzen gehen, wenigstens unter der Zeit nicht, welche ich bei Dir bald, sehr bald zuzubringen hoffe. — Verstehst Du? — Alter braver Junge!! — Ich habe des Majors Wort, daß ich den Urlaub erhalte, ich weiß auch, wie kurze Frist noch bis dahin — aber, ich rufe mit vielen ungeduldigen Herren aus: Grausame Zeit, willst auch du mich durch dein langsames Schleichen peinigen?

Hinweg mit diesen Narrenspossen. Dergleichen Dinge sind Erholungen in ganz müßigen Augenblicken, und indem ich mich mit Dir unterhalte, bin ich doch wohl nicht müßig?! — Nein bei Gott nicht, die Augenblicke mit Dir, mit der Erinnerung an Dich verbracht, sind mir die froheſten, und mit Ungeduld sehe ich dem entgegen, wo sich zwei edle Seelen wieder näher kommen werden. — Nah, unzertrennlich sind und werden unsere Seelen wohl immer sein, aber einander ins ehrliche Auge blicken, bieder die Hand reichen und Brust an Brust uns so die seligsten Empfindungen einhauchen, das Freundchen, das ist es, was ich so sehnlich erwarte!

Schaffe schöne Schauspiele an! — O seelige Unterhaltung! — — In dem heimlichen Zirkel guter Freunde zu sitzen und ein gutes Schauspiel zu lesen, während es draußen stürmt. O ihr abscheulichen Menschen! mich so lange auf einen Brief warten zu lassen! Konntet Ihr's denn über's Herz bringen? — Ich wollte mir diese Frage schon längst selbst beantworten und entschloß mich daher, recht lange, sehr lange nicht an die zu schreiben, an denen mein ganzes Ich so unauflösbar hängt, aber nein! ich kann nicht mehr länger schweigen; so manche Freude, die ich hier genossen, verlangt Mittheilung gegen Freunde. So manche durchlebten traurigen Augenblicke, die mir leider von meinem Schicksal in einer ziemlich großen Anzahl zugetheilt worden sind, heischen Linderung und Trost von fühlenden Freunden, und wo finde ich die, als in Glatz und in Euch! meine lieben Brüder! — — Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich schon im Voraus behaupte, Euch diesmal mit interessanten Begebenheiten zu un-

terhalten, die mich, Euren Bruder, (wenn ich anders nicht irre) betreffen. — Doch hinweg mit solchen Scrupeln, ich lebe in der Hoffnung, wir sind immer noch die Alten, also hört, und seid vergnügt: —

Wie ich von Glatz hieher gekommen bin, weißt Du Simmon, denn ich vermuthe es daher, weil Dir mein Vater meine Briefe gezeigt, oder Dir den Inhalt derselben mitgetheilt haben wird. Weißt Du aber auch was ich bin? — Dein Freund? Freilich, weiter bin ich Dir aber auch gar nichts. — Ist Dir also daran genug? — Was ich mache, will ich Dir sagen: Fleißig an Dich denken, Dich meinem Herzen immer noch unzertrennlicher machen und mich in der dramatischen Kunst üben, wenn mir Zeit übrig bleibt, das ist mein Leben! Übrigens gehe ich früh Morg — — doch was soll ich Dir meinen gewöhnlichen kalten Geschäftsgang her buchstabiren; Du weißt ihn, und ihn nochmals zu erzählen, würde mich wahrhaftig ermüden und mir meine Laune verderben. — Kurz gesagt: — ich schreibe, laborire, esse, trinke und schlafe, die letztern Dinge müssen gewöhnlich sehr schnell betrieben werden, wegen Mangel an Zeit. — Doch seelenvergnügt bin ich, wenn ich nach vollbrachter Arbeit des Abends bei Tische sitze, Deine und Jenkners Briefe lese und Lafontaine's treu dargestellte Gemälde des Lebens, wie weiland ein liebender Ritter umherirre, Bürgers Leonore und Kotzebue's Spiele studire, und dann bei dem Gedanken, bei dem seeligen Gedanken stehen bleibe, daß ich — daß wir für diese zeitliche Trennung einst unzertrennbar ein frohes Alter genießen werden, Du und Jenkner mit den Seinigen, ich als liebender Freund, als Glied der Familie in Eurem Zirkel und wir alle herzlichen Freuden der Gegenwart festhalten und sie vereint genießen werden. Mit ähnlichen Gedanken, denn die wahren darzustellen, ist meine Feder zu schwach, lege ich mich dann zu Bette, und schlafe wenigstens glücklich ein, und stehe in der Erinnerung seeliger Träume auf, um muthig die kalte, frostige Wirklichkeit behandeln zu können, denn zu einem Zwecke muß doch unser gegenwärtiges Handeln führen, und warum soll ich mir da nicht den besten träumen, warum soll ich die Hoffnung einer glücklichen Zukunft nicht festhalten, da die Gegenwart so wenige Freuden mir giebt. —

Liebes Brüderchen, Du willst Fragen beantwortet haben, die 1ste ist: Wie gehts dem Präceptor und seinen Zöglingen?

Setze Dich in die Lage, rohe Bauern unterrichten zu müssen, und Du hast die beste Antwort; das Facit von der Sache ist: Mühe, Ungeduld, Ärgerniß und — Lachen.

2te Frage: Bekommt man mehr Sold?

Der Fond, aus welchem der Sold für die Subjecte meines Gleichen genommen werden soll, wie es ehedem einen gab, hat, trotz der jämmerlichen Lage und der äußerst commismäßigen Situation, worin sich die Herren Vice-Oberfeuerwerker befinden, noch nicht ausgemittelt werden können, und man ist bemüht, solche Subjecte mit nahen, guten Aussichten zu trösten. —

3te Frage: Kömmst Du nach Glatz zu Weihnachten?

Nein! obgleich ich weiß, daß ich ohne Umstände Urlaub bekommen würde.

Nun komme ich in Deinem Briefe an die Stelle, wo Du anfängst, etwas erzählen zu wollen, und Dein Entschluß facht auch den meinigen an.

Was machen die Neisser Mädchen? — —

Liebes gutes Brüderchen, wie oft schon ist es mein sehnlichster Wunsch, ja mein fester Vorsatz gewesen: du willst dich verlieben, aber ich weiß nicht wie es zugeht, es ist mir unmöglich. Ich habe schon Aventuren erdacht, habe ernstlich ein schmelzender girrender Seladon werden wollen, und es würde jedem Andern an meiner Stelle leicht, sogar zur Nothwendigkeit geworden sein. — Doch Du kennst meinen Geschmack und wirst Dir die Vorstellung nach Belieben machen; das Modell zu der vollständigen Büste meiner Schönen war und ist noch immer Hannchen U. und Madam L. Und nun zur Sache: —

Die Zeit der kaltmachenden Kälte war noch nicht da, der Abend war einer der schönsten von den schwülen, mondhellen, und für die Liebenden ganz geschaffen. Unter der großen Menge der Straßenläufer und Straßenläuferinnen befand auch ich mich und übte meine Sitte, den Mädchen unter die Schleier, oder fest ins Gesicht zu sehen. So beschäftigt war ich schon eine Zeit lang gewandert und hatte gefunden

und verworfen, da kam ich bei Verfolgung einer Schönen durch eine Nebengasse auf den großen Platz in Neisse. Ein Mädchen von einer schlanken Gestalt, gehüllt in einen schwarzseidenen Überwurf bog um die Ecke, um welche schnell ich mich wandte; sie ging an der Hand eines andern Mädchens unter der großen Menge auf und ab. Ich betrachtete sie näher und der Mond beleuchtete mir ein Gesicht, das für den Pinsel eines Raphaels gemacht zu sein schien. Kurz ich sage Dir, ein auffallend schönes, sanftes Gesicht, — der Busen, durch das zufällige Umschlagen des Überwurfs sichtbar, schien um den Preis des schönsten seiner Schwestern zu ringen. — Ich betrachtete mit einer fliegenden Röthe noch einmal das Mädchen von Kopf bis zu Fuß, ich wollte mustern mit meiner gewöhnlichen Kälte, aber ich vermochte es nicht; ich hatte endlich gefunden, was vielleicht auf immer mich fesseln sollte. — Wie hingezaubert stand ich da! — Das Mädchen warf einen Blick auf mich, der meinige begegnete ihm. Trotz meiner Verlegenheit war ich doch noch zu bemerken im Stande, daß sie die Augen vor meinem starren festen Blicke sinken ließ, sich zu ihrer Gefährtin neigte, und ihr Etwas ins Ohr flüsterte und ich hörte sie leise sagen: das ist er. — — Ich wurde neugierig, wollte näher; die Menge der Menschen brachte uns jedoch bald zum Weichen und sinnend ging ich die entgegengesetzte Straße. — Aber bald trafen wir uns wieder und mit Entschlossenheit nahte ich mich ihr, mein Compliment herstotternd. — Nach einem kleinen Präludium bat ich um die Erlaubniß sie begleiten zu dürfen und ein freundliches: Ja, mit einer Artigkeitsformel verknüpft, sicherte mir diese zu. O Freundchen! Brüderchen! indem ich dieses schreibe, durchbebt mein Innerstes eine wonnige Rückerinnerung der seelig genossenen Augenblicke. — Ich ging an ihrem Arm die Straßen auf und ab, und daß mir 3 Stunden wie 3 Minuten verflossen, mag Dir ein Beweis sein, wie ich mich unterhalten hatte! — Noch muß ich mich wundern, wo ich die Beredsamkeit hernahm, mit welcher ich jenen Abend das Mädchen verlegen machte; doch machte auch sie es mich und der kleine Streit, in den wir uns verwickelt hatten, ließ mich das Mädchen ganz kennen lernen. — Eine edle — erhabene Seele!! — Sie ist jetzt in Breslau und wahrscheinlich würde mein armes Herz hier

das Ende seines fesselfreien Standes gehabt haben, wäre sie noch hier. Allein Trennung und mein bekanntes leichtes Gemüth verlöschten bald den Eindruck, welchen ihre Gegenwart hätte auf mich machen können. — Doch weiter. — — Ich wurde unter dem Schutz der Dunkelheit kühner, feuriger, ich drückte sie sanft an meinen Körper, sie sah an mir herauf, unsere Blicke trafen sich und ein himmlisches Lächeln schwebte auf ihrem Antlitz. — Die Straßen und Plätze waren unterdeß leer geworden, es war ziemlich spät, und nur wir schienen nicht bemerken zu wollen, daß es Zeit sei, heim zu kehren. Wir kamen jetzt ans Breslauer Thor. — Wohin ist's Ihnen nun gefällig, zu gehen, fragte ich sie, und da sie mir die Wahl überließ, so schlug ich einen Spaziergang auf den Wall vor, der um die Stadt führt und den ich mit Euch gegangen bin. — Meinem Vorschlage wurde Beifall und wir gingen. — Herzensbrüderchen! Hier schlägt mein Herz doppelt stark und mit einer ungewöhnlichen Sehnsucht wünsche ich die seeligen Augenblicke jenes Abends zurück. — Das sanfte Rieseln der hier fließenden Biele, das trauliche Flüstern der Blätter, der Mond, der so schelmisch uns einsame Wanderer anzulächeln schien, die sonst feierliche Stille und die dunkeln hohen Gebäude in der Ferne, alles das gab unserer Stimmung den Anstrich einer heiligen Rührung. — O wie schön ist es hier! rief sie voll Empfindung aus und ein Blick in ihr funkelndes Auge zeigte mir die Wahrheit derselben. — In meinem Innern wogte es, stürmisch drückte ich sie an mein Herz, und rief: „um wie viel schöner noch für den Glücklichen, der an Ihrer Seite geht! — Theures Mädchen! wann werde ich Sie endlich überzeugen können, daß ich die Wahrheit, die reinste Wahrheit spreche? Wann?" — Da bog sie ihr himmlisches Gesicht nach mir; ihr süßes Lächeln, — ihr heiterer Blick — das sittsame Heben ihres Busens, alles entzückte mich, und meine Lippen begegneten den ihrigen. — Hier tauschten wir unsere Herzen und unsere seeligen Empfindungen verschwisterten sich in diesem Hauche. — O Carl! lispelte sie leise, und schlug die Augen nieder. — In ein süßes Anschaun ihrer Reize versunken, ging ich still neben ihr her und nur meine Blicke sprachen. — Küsse wurden genommen und gegeben und der sanfte Druck ihrer Hand und ihr beredter Blick waren die gültig-

sten Beweise der gewünschten Gegenliebe. — Brüderchen ich war glücklich! — —

Wir waren wohl 3 bis 4mal diesen Weg gegangen und Scherz und Witz wechselten mit einander. — Endlich verbot uns die Sittsamkeit länger zu verweilen, ich begleitete sie bis zu ihrer Wohnung, noch ein Erguß unserer Zärtlichkeit und Liebe und wir schieden, nachdem ich hatte versprechen müssen, morgen um die und die Zeit sie zu besuchen. — Konnte ich in diesem Augenblicke ein seeligeres Versprechen geben? — Sieh Brüderchen, so verfolgte ich alle Gelegenheit mit ihr allein zu sein bis zu ihrer Abreise, der Abschied war stumm und doch äußerst lebhaft.— Es würde vielleicht ermüden, die Zärtlichkeit eines jeden Rendezvous zu schildern; — kurz, wir liebten uns mit dem Feuer der ersten Liebe. — Sie ist nun nicht mehr da, sondern hat mit Eltern, die sehr reich sein sollen, Neisse mit Breslau vertauscht. Ob ich sie je wieder sehen werde und wie!? — Ich sollte ihr schreiben, — sie bat mich so dringend — und ich — schrieb nicht. — Seitdem bin ich wieder ganz der kalte, gegen Mädchen unempfindliche Artillerist, der blos die Mädchen als Spielwerkzeuge seiner Launen betrachtet und behandelt — ob ich recht daran thue — will ich nicht untersuchen. —

Ich habe in Wahrheit viele gute Gelegenheiten zu neuen Liebesspielen, aber wie schon gesagt, es ist mir unmöglich. — Hier nennen mich die Mädchen, die Neisser schöne Welt, allgemein: den Stolzen, denn ein stummes Compliment ist alles, was ein Mädchen von mir erhält. — Es hat sich nun schon oft der Fall ereignet, daß Mädchen mit Auszeichnung von mir behandelt zu werden dachten; ich merkte es, brach mitten in der Unterredung, vielleicht in der interessantesten Unterredung ab, und ließ — sie stehen. — Die armen Dinger brüten dann über einen Plan der Vergeltung und ich — lache. — Daß man an mich denkt, ist mir recht lieb — ich lasse die guten Mädchen herzlich grüßen, mit der Bitte, mir geneigt zu bleiben. — Vergiß das nicht. — Meinen Freunden einen Gruß und Kuß, ich befinde mich wohl; auf jeden Deiner Briefe werde ich antworten. Die Schauspieler bei Nieder kommen mir verächtlich vor. Die bekannte Gesellschaft ist vielleicht schon in Neisse, wenn Du diesen Brief liesest; und ich sage mit beklommenem Herzen, was

ängstlich der Zukunft entgegen sieht, daß ich für keinen Erfolg stehe. — Die Flamme ist mit dünner Asche bedeckt. Muß sie jetzt, da sie neue starke Nahrung bekömmt, nicht mächtig, vielleicht unauslöschbar werden? — Ich fürchte und fürchte und gehe — muthig jedem feindlichen Schicksal entgegen. — Du erinnerst mich an verflossenes Jahr, und gießt Öl in die Flamme. — Doch ich bin zu gewiß, daß ich durch alle bösen Zufälle nur zu dem schönen Ziele, gesteckt von Freundeshand, gelange, und so bin ich

Dein
ewig treuer wahrer Freund
Carl Seydelmann
Vice-Oberfeuerwerker.

Neisse, den 20. December 1810.

Neisse, den 11. März 1811.

Mit dem Gefühl eines Unglücklichen, der im Begriff ist den Glauben an die Menschheit zu verlieren, weil er sich von seinen Freunden, ohne die ihm diese schöne Welt eine freudenleere Einöde ist, vergessen, hintergangen glaubt, und dann auf einmal aus seiner dumpfen Verzweiflung durch die angenehmsten Überraschungen gerissen wird, erhielt ich Deinen Brief, Deinen lieben Brief. Beschämt, mit innigem Reuegefühl über meine so unrecht gehegten Zweifel, und den feuchten Blick, Vergebung suchend, gegen den Himmel gerichtet eröffnete ich ihn und sein Inhalt machte mich wieder ganz zu jenem glücklichen Menschen, der ich während dieser so langen Zeit unsers beiderseitigen Stillschweigens nicht mehr zu sein wähnte. —

Guter, bester Junge! Du bittest um Verzeihung?! ach! ich war ja schon versöhnt, als ich den Zeugen Deiner immerwährenden Freundschaft noch uneröffnet in meinen Händen hielt; ich las, und träumte mich an Deiner treuen Brust, in Deinen Armen, ich drückte den heißesten Kuß der Liebe auf Deine Lippen und war seelig, denn ich — träumte; o solche Träume versüßten mir ja schon so sehr oft manche trübe Stunde

meines Lebens, das mir bis jetzt noch immer wie ein frostiger neblichter Herbsttag erschien. Doch was murre ich; ich bin bei Dir und fühle mich glücklich, ich höre Dein Herz an dem meinigen klopfen und unser beredtes Schweigen ist der wiederholte Schwur einer ewigen Freundschaft! Ich lese in Deinem ehrlichen, freudefunkelnden Blicke, daß Du, mein Simmon, immer noch der Alte bist, und nur rascher jugendlicher Leichtsinn (und daran liege ich ja auch krank) die Schuld Deines Schweigens war.

Daß mein lieber guter Gloger wieder Comödie spielt, o das freut mich unaussprechlich; hätte ich ihn hier, oder wäre ich bei Euch, ich hätte ihn vor Wonne schon zu Schanden geprügelt und geherzt; aber Monsieur Franz, daß er spielt und so lange schwieg, das mag ihm Gott vergeben! Ich kann mich unterdessen nur bedauern und Dich beneidend an mein vor stürmischen Empfindungen klopfendes Herz drücken; Olbrichen lasse ich meinen herzlichen Gruß vermelden und er soll weniger Eigenliebe haben und besser spielen und denken. — Auf Urlaub komme ich noch lange nicht, denn die Schauspieler gehen gewiß erst im Mai ab; Ursache genug. — Dein

Carl.

Neisse, den 27. März 1811.

Ich komme, ganz gewiß wenn ich NB. Urlaub erhalte; indeß soll es gewiß nicht an meinen Bitten liegen.

Der einzige Beweggrund, daß ich komme, ist allein der bewußte. Schreibe mir daher bald, was ihr geben wollt; schicke mir dabei das ganze Verzeichniß des Personals des Stücks und die Eintheilung desselben; meine Rolle nicht zu vergessen. Für die etwanig erforderliche Garderobe bitte ich zu sorgen, indem es mir hier unmöglich ist; doch vergiß meinen Eigensinn darin nicht. Meine Schwestern werden dir wohl behülflich sein. Sollte ich einen Liebhaber machen müssen, so ersuche ich flehentlich um eine gute Besetzung meiner Donna; im entgegengesetzten Falle verderbt ihr mir und Euch den ganzen Spaß, denn ich mache Scandal; verlasse Dich darauf.

Wählt ein gutes Stück; am besten wäre eins von Kotzebue; macht viele Proben, für mich habt keinen Kummer deshalb; mein Wunsch ist viel mit eurem Premier des Spektakels zu thun zu bekommen; doch sei deswegen nicht ängstlich in der Wahl des Stücks. Gloger, Du, Olbrich müssen durchaus mitspielen.

Ich will in Glatz diese 3 Tage mich gar nicht sehen lassen; blos mit Dir, Jenknern und Gloger mir die Zeit zu Hause, oder irgendwo, und auf dem Theater vertreiben.

Mir nur hübsche und lange Rollen und gute Garderobe! Das erstere wünschte ich sobald als nur immer möglich zu erhalten, indem ich sehr wenig Zeit zum Lernen habe und noch 14 Tage bis Ostern sind. Ihr laßt doch um Himmelswillen nicht viel Militair in Euer Schauspielhaus? Lieber gar keins; es würde mich im entgegengesetzten Falle sehr verdrießen und ich würde schlecht oder gar nicht mitspielen.

Vergiß nichts und bleib gewogen

Deinem Freund und Bruder
Carl.

Neisse, den 29. März 1811.

Bester Simmon! Deine sogenannten Freundschafts-Briefe sind äußerst dürftig; drei Zeilen!

Heute kann ich weiter nichts als Dich zu bessern, größern Thaten im Briefschreiben aufmuntern und Dich meiner Freundschaft versichern.

Mit der erst höchst scheinbaren und nachmalig veritablen Freudigkeit schreibe ich folgende Verba an Dich und grüße zugleich den jederzeit rollenfesten Schauspieler.

Dieweilen Er zu wiederholtenmalen den Amtmann aus dem Taubstummen so brav und des Nachruhms Seiner und Seiner Mitspieler würdig expedirt hat, so besinne ich mich, nicht unterlassen zu dürfen, Ihm hiermit, als alter und noch mit derselben Heftigkeit existirender Schauspieler, meinen wärmsten ungeheuchelten Dank durch einen Kuß und deutschen Händedruck abzustatten.

Noch ist die Sitzung meiner Sinne nicht geendiget, und es daher

noch nicht beschlossen, ob ich auf Ostern Euch besuchen werde, doch Lust und Ehrgeitz es Ihm und allen wieder gleich zu thun auf den Brettern, die ich künftige Jahre meines Lebens so häufig betreten werde, — thun vielleicht das Ihrige und man wird mich sehen als — Artillerist und als Schauspieler in einer aus einem Kotzebueschen gutgewählten Stücke mir zugetheilten Rolle.

Seiner gnädig erlangten Anstellung als Actuarius, oder Gott weiß was für eines Thiers, erfreue ich mich herzlich, doch nicht ausgelassen, denn ich weiß was aus Ihm und

Seinem
wahren Freunde
Seydelmann noch werden wird.

Neisse, den 1. April 1811.

Alleluja!!!!!!

Auf Ostern sind wir beide da; ich und der alte Wendel; doch um Gotteswillen nicht der ganz alte, nein, nein, unsern alten Theatermeister, den mein ich! —

Warum schreibt Ihr denn nicht am Sonnabend! Verfluchte Nachlässigkeit! Wir vergehen hier schier für Ungeduld, weil wir den Ostersonnabend nicht erwarten können, der Euch ein Paar reisende Schauspieler zuführen soll. Wendel spielt auf jeden Fall mit, und sein Rollenfach ist beinahe dasselbe unseres Glogers, Göbels und Simmons; also gebt ihm, was seiner würdig ist. Auf den 2ten Feiertag möchten wir beide gern, daß die „ungebetenen Gäste" aufgeführt würden, worin wir die Rollen des Lieutenants und Wachtmeisters besetzen wollen, mit den übrigen Rollen macht, was Ihr wollt.—Ich glaube wenn Ihrs meiner Schwester, der Nanni sagt, so spielt sie mir zu Gefallen meine Geliebte und P—s S. das Kammerkätzchen. Wie würde es stehen mit dem Herrn v. Ast? besetzt ihn gut.

Wenn ihr das Kind der Liebe von Kotzebue gebt, so schickt für den Wendel auf den Sonnabend die Rolle des Tafeldeckers.

Sonntag.

Heute war ich bei dem Lieut. Jäger, bat ihn um einen 5tägigen Urlaub und erhielt ihn. Er hat jetzt als einziger Offizier bei der Compagnie das Commando, kommt aber bis Ostern ein älterer Lieutenant, so verliert er dasselbe wie natürlich wieder, und der ältere erhält es, also muß ich den erst wieder um Erlaubniß Euch zu besuchen bitten; doch es soll, wie schon gesagt, an meinen Bitten nicht liegen, und der ältere Offizier soll ja erst in 6 Wochen wieder nach Neisse kommen. Ist dies wahr, so könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß ich komme, denn ich habe das Wort des Lieut. Jägers, gehen zu dürfen. —

Wendel spielt wahrhaftig nicht nach meinem Geschmack, doch er denkt es und seine stolze Idee von sich läßt ihn noch mehr glauben. — Ich gönne ihm die Freude und nehme alles warm und empfindungsvoll auf, was er in Hinsicht der Dramatik thut. Nun! er komme mit oder nicht; es ist mir gleich; ich, Du und Jenkner (und Gloger) sind einander übergenug.

Lebe recht wohl und gieb Nachricht sehr bald

Deinem

Carl Seydelmann.

den 3. April 1811.

Schon seit 6 Uhr des Morgens liege ich auf dem Anstand um den vermaledeiten faulen Briefträger zu sehen und ihm einen Brief von Dir abzunehmen, denn daß ich einen bekommen mußte, daran hegte ich nicht den mindesten Zweifel. — Keine Straße ist von mir unbetreten geblieben, nach allen Ecken und Enden der Stadt laufe ich und sehe, mit jeder Viertelstunde wird meine Ungeduld größer, peinlicher, und der arme Apostel wäre ein Opfer meiner Wuth geworden, wenn ich ihn jetzt in meinen Händen gehabt hätte — es schlägt 7, halb 8, und noch ist er nicht da. Wild laufe ich umher, eben so behandele ich die Menschen, die meinem Lauf entgegeneilen und nicht geschwind ausweichen. Hier hätte ich längst ihn suchen können, dachte ich grimmig bei mir selbst, und ohne die geringste Höflichkeitsformel forderte ich wild meinen Brief.

Lassen Sie mir doch um Himmelswillen Zeit, schrie er, meine Hände von seinem Packet zurückdrängend; Sie sollen ja gleich erhalten — doch halt! ich habe ihn ja gar nicht bei mir, er ist noch in meinem Quartier. — Himmel und Hölle! wo wohnt er? Geschwind. —

Er sah mich starr, verwundert an, zog mechanisch seinen Hut. — Ich laufe, fliege dahin und bezahle — eile heraus; wundere mich über das doppelte, seltsame Siegel des Briefes, reiße ihn auf und lese — und schreibe schon wieder Antwort. —

Ich komme! gewiß! das weißt Du nun schon aus meinem letzten Briefe; Du weißt auch sogar daß Wendel mitkommen und spielen will, und daß er wieder nicht will, und doch will.

Ich komme und spiele!!!

O welche seelige! unbeschreiblich seelige Empfindung! welch ein Feuer ergreift mich immer bei diesem Gedanken; er macht mich am Ende noch verrückt — was indeß Gott verhüten möge zu meinem und Eurem Wohle.

P—s S. macht, wie ich errathen kann, meine Geliebte; ich glaube es wenigstens; ich ahne es, und — ich werde mit Feuer, mit natürlichem Feuer spielen, denn ich liebe sie außerordentlich. In der Rolle und nach einer so langen Trennung das gute Mädchen wieder sehen und ihr vor den begierigen Augen eines ehr- und felsenfesten Publikums meine Liebe gestehen zu können, das wird, das muß mich hinreißen mit unwiderstehlicher Gewalt; — doch Apropos! meine Garderobe, — was ich brauche weiß ich nicht und ihr müßt es besorgen.

Ein 2tes Apropos! wird meine Mutter, die Wilhelmine gut spielen? — sie hat, wie mir däucht, eine schwere Rolle; und

Ein 3tes Apropos! werde ich von Marr verdunkelt werden? Verflucht! — Verflucht! das würde mich kränken, schreibe mir, liebster bester Bruder, die allerreinste ungeheucheltste Wahrheit darüber mit nächster Post; denn ich muß es wissen, um nicht lau zu sein im Studiren meiner Rolle.

Ein 4tes Apropos! ich bin ein ziemlich Stück, wie Jenkner Dir gesagt haben wird, gewachsen.

Was meinst Du zu dem

5ten Apropos! Ich will den 3ten Feiertag, wenn Ihr keine Rolle für mich habt, Declamatoria halten. Schreib mir auch darüber, hörst Du, so wie auch Deine genaue Sinnesmeinung über meinen letzten Brief, den Du Mittwoch bekamst. Wie wird Olbrich seine Sache machen? — ich hätte den Franzosen auch gern gespielt, denn es sind, wie ich glaube, meine Force-Rollen, doch immerhin!

Was sagt denn mein Vater? meine Schwestern? — Was sagen denn die Glatzer bekannten Familien über meine Ankunft? — machen sie schiefe Gesichter, hegen sie gute, üble Gedanken —

Mir ganz egal! Ich komme!

Geschrieben nach der Parole desselben Tages.

Verflucht! — Ich komme vielleicht nicht! — Nun habe ich die verwünschte Nachricht gehört, daß auf den 12ten der Major Braun aus Berlin zurückkommt; ich muß nun also diesen erst wieder um Urlaub ansprechen; er läßt mich vielleicht nicht gehen und ich ärgere mich zum Teufel — verstehst Du? Was ist zu machen? Ihr müßt Euch jetzt auf jeden Fall in die Lage setzen, als käme ich nicht und die Rolle des Fritz einem tauglichern Subject geben, denn auf mich könnt ihr Euch auf keinen Fall verlassen, und für Spaß, oder Tändelei haltet diese Worte nicht. Bei Gott es ist Wahrheit! Wahrheit, die mich am Ende verrückt macht; was indeß Gott verhüten möge!

Ich habe das Buch: das Kind der Liebe; habe es schon ein Paar mal gelesen und mich so herzlich über die schönen Charactere darin gefreut; es wäre alles so gut gegangen, und nun?!

Wünsche sind Seifenblasen; sie gehen gleich nach ihrer Entstehung in ihr voriges Nichts zurück und man ist unglücklich, weil man gewünscht hatte.

Nun! ich will alles mögliche aufbieten; alles mögliche! und gelingt mir nichts, so sei Gott meiner armen Seele gnädig; doch ich hoffe! hoffe noch sehr auf die Erfüllung meines und Eures Wunsches.

Ich habe das Stück nun gelesen und bange Zweifel über das Ausfallen mancher Rolle darin erfüllen mein Herz. — Olbrich wird durchfallen. Der Mensch muß ungeheure Mühe verwenden, wenn er mir gefallen soll; ich kenne ihn zu genau und weiß, was von ihm zu erwar-

ten ist. Er kann ja nicht französisch sprechen, und der kleinste Fehler in der Aussprache eines jeden französischen Worts ist, was das Quitschen einer Violine einem feinen musikalischen Gehör ist. Nun wie Gott will! — noch einmal, ich hätte die Rolle sehr gern, sehr gern gespielt! — Ferner Wilhelmine, ist eine äußerst schwere Rolle; wird sie passabel ausfallen? — Wenn ich nur kommen kann! —

Um Gotteswillen, irritirt Euch nur ja nicht im Studium des Stücks; denn für mein Kommen ist im Ganzen noch viel mehr zu hoffen als für das Gegentheil. Gebt einem andern die Rolle, und thut ganz als ahnetet Ihr es gar nicht, ob ich kommen werde. Du verstehst mich ja. Mache nur ja keinen dummen Streich; ich höre endlich auf zu kritzeln, lege mich in's Bett und studire beim Licht meine Rolle. —

Gute Nacht!

Dein

Seydelmann.

Neisse, den 7. April 1811.

Die Zeit meines Kommens ist sehr unbestimmt, doch daß ich komme ist gewiß; ich hoffe daß ich immer, (wenn auch nicht gerade bei heiligen Zeiten) willkommen bin und also — Basta! —

Nun schreibt mir nur bald alles Mögliche, was mich etwa interessiren könnte, und interessiren kann mich außerordentlich viel.

Simmon! Du mit Deinem schönen Herzen, bist Du nicht beneidenswerth?? — P—s S., das gute, unbefangene Kind der Natur! liebt Dich. Liebt Dich! wie glücklich würde ich mich fühlen, könnte ich das in Beziehung auf mich sagen; doch, was Dir ist, ist auch mir, und so nehme ich den herzlichsten Antheil an Deinem Glücke! Die schöne Unbekannte muß, wird Dich lieben, sobald sie Dich kennt; und vielleicht liebt sie Dich jetzt schon, da noch bange Ungewißheit Dein liebend Herz füllt. Nur Deine Schüchternheit, der schönste Beweis einer edlen Liebe, hält Dich von Deinem Glücke noch entfernt; sei dreist, sei offen und Du mußt — wirst glücklich sein! — Freund! die Liebe zu Dir, die mein

Herz, mein ganzes Wesen beseelt, diese Liebe wünsche ich in das Herz Deines Mädchens versetzt zu sehen!

Gott! gieb mir doch Worte! um sagen zu können, wie ich meinen Freund schätze, liebe! — doch nein — was wäre das Gefühl was mich beglückt, wenn mit kalten Worten ich es verdollmetschen könnte; denn was mich durchglüht, wenn ich arme Menschen nach Freunden seufzen höre: ist Vorgeschmack von Seeligkeit; stolz, triumphirend sage ich dann zu mir — ich habe es gefunden, das Wesen, was mich eure sinnlichen Triebe, euer Verlangen nach Lust, entbehren lehrt! —

Verzeih'! liebes Brüderchen! ich wagte es — o wie armseelig komme ich mir vor — ich wagte es meine Gefühle auf das elende Papier zu hauchen und fiel durch, denn die schönsten, wärmsten Betheurungen meines Freundschaftsgefühls schwinden, wie ein verächtliches Nichts, in Deiner Umarmung. — Bis dahin

Dein

Carl.

den 10. April 1811.

Dein Brief hat mir sehr viel Freude gemacht, als er noch ungeöffnet in meinen Händen logirte; der Inhalt zwar auch, doch ich las mit jeder Zeile mehr Verdruß in meine Seele und so taugte er am Ende doch nichts. — Ich komme nicht! —

Der Herr Marr wird nun des Kinderspiels, mich zu übertreffen überhoben sein. Der arme Mann, auch ihm ist nun eine Freude verdorben. — Doch mit meinem Willen geschah es wirklich nicht. Die einzige und sehr wichtige Ursache, daß ich nicht komme ist die, weil ich nicht kommen darf. Meine Unschuld ist nun klar bewiesen. — Nach Ostern — werd ich dann kommen? — Es ist möglich — denn Pfingsten heißt auch nach Ostern, auch der 11. April 1812. —

War meine Sehnsucht nach Glatz zu kommen und mit Euch zu spielen groß, sehr groß, so ist sie, Euch spielen zu sehen, besonders den Herrn Marr, unendlich vor allen andern Sehnsuchten!

Czar Peter der Große!!

Aus Deinem Schreiben weiß ich, daß der Herr Marr sehr bescheiden ist und bestimmt schließt er mit dieser guten Eigenschaft noch viele andere mit ein, z. B. Großmuth, einen hellen durchdringenden Verstand, ein edles Herz, und was wichtig ist eine Figur, der man diese Tugenden auf den ersten Blick ansieht; und wenn ich nun alle diese vortrefflichen Eigenschaften verbinde, so sehe ich auch bald ein, daß er den Czar Peter unverbesserlich dargestellt haben muß und daß Du gegen mich viel zu gütig warst, indem Du sagtest: ich würde ihn nicht besser geben, denn das Publikum in Glatz könnte wohl viel anders urtheilen.

Der Glanz, den Herr und Frau Marr um sich her verbreiten, verhindert die oft bestochenen Äuglein eines Publikums die dürftigen Bilder im Hintergrunde zu erblicken. Schon eine Ursache mehr mir und Euch diesen Marr unvergeßlich, Euch allein aber unentbehrlich zu machen. Czar Peter der Große!!! Gepriesen seist du, du 3mal Glücklicher der Menschen! Gepriesen seist du, du Zeitvertreiber des Glatzer Publikums! Du Dorn im Auge eines Neisser Artilleristen!

Auf dem Parolbefehl, den ich nach Glatz geschickt habe, ist bemerkt, daß ich, wenn ich wollte, nach den Feiertagen auf Urlaub gehen könne und ich will dieses Versprechen nützen und die Zeit meines Daseins in Glatz so einzurichten suchen, daß ich Sonntag über 8 Tage noch in Glatz bleibe. Um mich nun gut zu amüsiren bitte ich unter andern Schauspielen auch Czar Peter den Großen anzuschaffen. Übrigens will ich die Leitung unseres Geschäftsganges ganz der weisen Einsicht und Erfahrung des Monsieurs Simmon überlassen und ich fürchte nicht unrecht gethan zu haben. Tanz, gesellschaftliche Spiele, besonders Zirkel liebenswürdiger Mädchen denke ich nicht zu vermissen. Versichere nur die bekannten Mädchen daß ich mich sehr auf ihre Gesellschaft freue und sie mich solche recht genießen lassen sollen. —

Dein

Carl.

Neisse, den 18. April 1811.

Am Sonnabend vor Ostern habe ich um meinen Abschied angehalten. — Auf den 22., 23. oder 24. mehr davon. Bis dahin den Finger auf den Mund wegen meines Vaters, zu dessen Ohren es denn doch kommen könnte. —

Glatz, Ende April 1811.

Guten Morgen liebes Brüderchen!

Warst Du heut Morgen schon glücklich? — Nein. — Nun so war ich es statt Deiner. — Ja, liebes Brüderchen, ich befinde mich jetzt noch im lieblichen Taumel meiner Sinne, in den mich Dein Mädchen (id est der Anblick derselben) versetzt hat. Um halb 7 Uhr war ich auf und stellte mich alsbald auf den Anstand. — Es schlägt ³/₄ auf 7; nun kommt sie gewiß und meine armen Äuglein werden laut der Ordre meiner Sehnsucht gräßlich angestrengt; — doch noch sollte ich nichts schauen. — Es schlägt 7 Uhr — ich werde ungeduldig, und der Entschluß mich auf einen andern Posten zu begeben, reifte schon in meiner Seele, als ich plötzlich freudetrunken ausrief: „Da ist sie!" — Ich will nun vom Fenster herab mich ganz des Genusses ihres Anblicks versichern, recognoscire das liebliche Bild genauer und — o Himmel — sie ist es nicht; — es waren nur ähnliche Kleider, die mich in den Wahn setzten, sie sei es. — Nun schlägt es ¹/₄ auf 8 und noch immer muß ich mich blos mit beschmutzten Bildern, die auf dem Markt einher wandlen, amüsiren. — Meine verzweifelt starke Anlage zur Desperation bekam neue Nahrung, da tritt die Liebliche mit dem Korb unterm Arm hervor; aber welch ein Anblick! Freund! So reizend sah ich sie noch nie und noch kein Mädchen hier und in Neisse erschien mir bis jetzt so. — In den niedlichsten Locken zeigte sich ihr Vorderhaar und gab durch seinen Schatten dem sanften Auge einen Anstrich von rührender Schwermuth, — ihr zum Kusse so schön geformter Mund, himmlisch lächelnd, bildete mit den Augen den schönsten Verein und machte das Gesicht zu dem einer Madonna von Rubens. — Ich hätte

ihr um den Hals fallen und sie küssen mögen, die vielleicht — gewiß, für Dich so viel empfindet! — Ihr Busen und der schlanke Oberleib wurden von einem schwarztuchenen und sehr niedlich geformten Jäckchen verhüllt; eine himmelblaue Schürze und ein weißer oder gelblicher Rock, blendend weiße Strümpfe und ein schwarzer Schuh machten ihren Anzug zu einem der geschmackvollsten und schönsten. —

Schwer, sehr schwer ist es dieses Mädchen sehen und gefühllos bleiben. — Gott sei gedankt, daß ich nach Neisse zurück muß, sonst würde ich wohl der Freiheit meines Herzchens hier die letzte Messe lesen lassen müssen. Ihr Gang, ihre Bewegungen waren ungezwungen und so anziehend, daß manche Koquette sie sich um zu gefallen zu eigen machen möchte. — Sie ging, oder hüpfte wie eine Grazie. — Ich sahe sie kommen — und ach! nur zu bald wieder verschwinden, — nur ihre Gestalt blieb mir in der Erinnerung zurück und ein peinigender und ein glücklicher Gedanke — der letzte faßt den Wunsch, Dich im Besitz dieser Schönheit zu wissen und den ersteren verscheuche ich mit der Bitte mein

Freund

zu bleiben es komme wie es wolle

Seydelmann.

Gegend vor Neisse.

Ich ging mit äußerst bittern Gefühlen aus dem väterlichen Hause. — Meine Schwestern und mein Vater weinten, als sollten sie mich nie wiedersehen und wie leicht kann dies möglich werden, denn meine Entschlüsse sind in allem Ernst zur völligen Reife gediehen. — Mein Vater begleitete mich bis über die Hälfte des Weges zum nächsten Dorfe; stumm gingen wir nebeneinander her — väterliche Ermahnungen — gutgemeinte Lehren unterbrachen von Seiten meines Vaters öfters die Stille — und ich hörte und hörte nicht — ich konnte mich schon den ganzen Morgen über nicht von dem Gedanken über Trennung und Wiedersehen loswinden, so oft ich es auch mit Gewalt versuchte. — Oft traten mir Thränen in die Augen und an der zitternden Stimme

meines Vaters bemerkte ich das nämliche. Schmerzlicher gab es noch nie für mich eine Trennung. — Oben am Kreuze stand der Vater still und klagte über plötzliche Müdigkeit die ihn befiel; — auch ich blieb stehen, schöpfte Athem und sah dem guten deutschen Manne ins Gesicht, der mich so bewegt anblickte. — Sein Blick schien mir ein Lebewohl, ein ewiges Lebewohl zu verkünden. — Freund! nun konnte ich nicht mehr länger meine Gefühle verbergen — ein Strom von Thränen brach aus meinen Augen, ich wendete mein Gesicht abwärts, und auch mein Vater weinte. — Mein Vater weint äußerst selten, wie kostbar waren mir daher diese Thränen. — Schluchzend erinnerte er mich noch an Manches, was ich etwa könnte vergessen haben — schluchzend und noch immer mein Gesicht abgewandt, antwortete ich — Nun so lebe wohl! mein lieber Carl! habe Gott vor Augen und denke an Deine Geschwister und Deinen alten Vater! — vielleicht siehst Du mich nicht mehr! — Hier brach mir vollends das Herz — vielleicht ist das der letzte Weg den Du mit mir machst, er konnte vor Thränen nicht weiter reden. — Leben Sie wohl bester Vater, hoffen Sie alles Gute und befürchten Sie von mir nichts, was Sie betrüben könnte — seien Sie mir und meinen Geschwistern ferner ein guter Vater, wie Sie bis jetzt immer waren. — Adieu! rief ich stürmisch und doch noch weinend und wollte fort, da zog er mich an der Hand zurück und küßte mich — ach vielleicht zum letztenmal; — los riß ich mich aus seinen Armen — vorwärts ging ich und er — blieb stehen, mir nachsehend. Bleib gesund und schreibe mir bald, rief er mir nach und zurücksehend winkte ich mit dem Kopfe. — Eine lange Weile ging ich rasch vor und sah mich nicht um. — Dann sah ich, als ich nicht mehr bemerkt zu sein glaubte, zurück, und noch an der nämlichen Stelle, noch am Kreuz gelehnt, stand er — vielleicht betet er für mich — dachte ich bei mir und konnte nicht aufhören zu weinen, da sah er mich stehen, er winkte mit dem Tuche, nahm den Hut ab und — schied! — Dieser Augenblick war der schmerzlichste! — Jeder Schritt entfernte ihn mehr von mir — Adieu! rief ich mit erstickter Stimme, und fort gings nun in die Gebirge unverwandten Blicks mit raschem Schritt. — Ich sehe ihn nie wieder! —

Seydelmann.

Reisse, den 13. Mai 1811.

Bester Freund!

Liebes Brüderchen! der erste Schritt zu meinem Vorhaben ist bereits gethan, und es kommt nun Alles, ich sage Alles unbedingt auf meinen Vater an. Er allein ist jetzt im Stande mich glücklich und unglücklich zu machen; in welchem letzteren Fall er es auch mit wird. —

Gestern Nachmittag ging ich zum Herrn Major Braun, mit dem festen Entschlusse es ihm zu sagen, daß ich den Abschied wünsche. — Er ist noch bei Tische, heißt es, und ich wartete eine Stunde ehe er kam. — Jetzt kommt er; nein es ist der Adjudant. — Ist der Herr Major noch nicht im Büreau? fragt er. — Nein. — So will ich den Schlüssel dazu holen. Er bringt ihn, schließt auf und da ich auch zum Schreiben commandirt war, so ließ er die Thür hinter sich offen, in der Meinung, daß ich folgen werde. Er sah sich um und ich stand noch auf meinem vorigen Platz. — „Kommen Sie doch herein, Seydelmann." — Herr Lieutenant verzeihen Sie! ich möchte gern den Herrn Major abwarten und ihn einige Augenblicke allein sprechen — So? — vermuthlich wegen Ihres Abschieds, nicht wahr? — Ich stutzte, daß er es schon wußte, faßte mich aber bald wieder und sagte: Ja, Herr Lieutenant! Nun, Sie werden schön ankommen, der Lieutenant Wocke hat ihm schon davon gesagt und er war sehr böse. — Ich war schon zu kalt geworden, als daß mich solches Zeug hätte erschrecken und in meinem Entschlusse wankend machen können; ich antwortete daher ganz fest: Ich kann nicht helfen, Herr Lieutenant! ich muß ihn haben. — Ich zählte ihm dann recht ausführlich meine Gründe vor, welche waren: daß ich der einzige Sohn meines 56jährigen Vaters sei, der seit seiner letzten Krankheit nie mehr recht gesund werden könne, immer schwach sei und den ein unglücklicher Augenblick auf einmal aus dieser Welt nehmen könne. — Er habe bis jetzt immer gekränkelt, sei nach der Aussage seiner Ärzte hektisch, und betreibe mühsam und unbeholfen seine so große Thätigkeit fordernde Wirthschaft. — Er habe außer dieser 2 Häuser und einen Kaufladen, und zu dessen Bedienung blos eine 15jährige Tochter, die andere sei auch erst 12 Jahr und wenig Hülfe zu leisten im Stande. — Da, wie gewöhnlich, Dienstleute immer

nur auf ihren Vortheil denken, so gehe die ganze Wirthschaft, von der eine ganze Hälfte beinahe unbeachtet bleiben müsse, ihrem Sturze immer mehr entgegen; er sei unverheirathet und nicht mehr willens zu ehelichen, und ich sei daher nach dem dringendsten Wunsche meines kränklichen Vaters ihm durchaus zum Beistande nöthig; und da ich überhaupt die ganze Wirthschaft, als einziger Erbe männlicher Seits, mein nennen könnte, so wäre es Zeit mich jetzt derselben anzunehmen. — Diese gewiß wichtigen Gründe, welche, nach vieler vernünftigen Männer Aussage, allein schon genug sind, mir meinen Abschied zu erwerben, hörte auch der Adjudant mit mitleidigem Achselzucken über meine bedauernswerthe Lage an, und sagte: Ja, so kann er ihnen nicht vorenthalten werden. — Freundchen! und ist nicht alles pünktliche, obgleich traurige Wahrheit? — Du kennst ja meine und meines Vaters Umstände und weißt es. — Nun kam der Herr Major. — Ich wiederholte ihm die eben angeführten Gründe, die mich meinen Abschied zu fordern nöthigen, und er versprach, mich ebenfalls bemitleidend, sich meinen Wünschen nicht im mindesten entgegenzusetzen und sich nach der Sache zu erkundigen, dann aber das weitere zu verfügen. — Vermuthlich will er sich nach der Wahrheit meiner Gründe erkundigen, weil er mich, ohne mir hiemit zu schmeicheln, äußerst ungern verliert. —

Nun Freund! siehst Du ein, daß Alles, ja unbedingt Alles an der Aussage meines Vaters liegt. — Mein Vater muß sich daher immer gleich bleiben, wenn er das Unglück seines Sohnes und seiner selbst nicht will. Ich trete nie mehr zurück, dies schwöre ich bei unserer ewigen Freundschaft, bei meiner einstigen Seeligkeit!! bei dem Wohl und der Ehre meiner Familie! — Er soll nur diesmal meinen Wünschen Genüge leisten, ganz soll er's, und mein unbegränzter Dank soll ihm Zeit meines Lebens werden, nur diesmal! — Lies den Brief meinen Schwestern, meinem Vater vor, so weit es nöthig ist, scheue Dich nicht, es gilt das Glück Deines Freundes — sage meinem Vater, ich werde ihm nächstens alles ausführlich schreiben, da ich heute unmöglich Zeit habe — sage ihm er soll bis zum Sonnabend einen Brief mit den eben angeführten Gründen an den Major Braun

senden, er soll ihn dringend bitten, seinem Sohne den Abschied zu ertheilen, indem es schlimm mit ihm stehe. Ach Gott! er soll selbst Unwahrheiten sagen, nur diesmal, ich werde ihm ewig danken. — Erbiete Du Dich ihm zu schreiben, und laß ihn seinen Namen zu mehrerer Bekräftigung unterzeichnen; nur säumt um Gotteswillen nicht, — der Major kommt mir sonst zuvor und vereitelt könnte mein Plan sein und ich unglücklich — das ist dann gewiß, ganz gewiß! —

Leb wohl

Seydelmann.

Reisse, den 20. Mai 1811.

Was meine Sachen anbetrifft, so bin ich auf der einen Seite ganz und gar damit aufs Reine, es kommt nun blos auf meinen Vater an. Will er haben, daß ich ein ehrlicher Kerl vor den Augen der Welt bleiben und den guten Ruf unserer Familie nicht beflecken soll, so mag er sich um meinen Abschied bemühn. Ich thue mein möglichstes für die edlere Erreichung meines Zweckes, doch weiß ich auch nur zu gut, daß die Hauptsache seine Verwendung ist, sein Bitten. Will er das nicht, suchen meine Geschwister, meine Bekannten oder Freunde, die um die Sache wissen, ihn nicht dazu zu bewegen, will er sich nicht bemühn, nun in Jesusnamen, ich bin fertig! Sein nächstes Schreiben ist die Ordre zum Bleiben oder vielleicht zum ewigen Scheiden. Bitten zu warten, muß er nicht, denn es ist vergebens; ich gehe. Wohin? nach Frankreich. — Man sorge auch nicht, wie ich hinkomme, genug ich komme hin. Jeufnern besuche ich vorher, denn ich wende mich nach Reichenbach, von da nach Hirschberg, und in den Gebirgsgegenden verliere ich mich aus Schlesien. Anhalten wird mich niemand, denn ich habe 3 falsche Päße, mit dem königlichen Siegel und die Unterschrift des Majors mache ich so nach, daß er selbst nicht weiß, ob er sie geschrieben hat. — Nimmt man mir, oder verliere ich einen Paß, so habe ich auch noch nebst den andern 2, 3 Päße von meinem Urlaub nach Glatz; das Datum wird verändert, und die Jahreszahl 1810 in 1811 verwandelt, — kurz, ich habe nicht den ge-

ringsten Kummer und darf ihn nicht haben. In Schlesien werde ich mich eine Zeit lang aufhalten, doch in Gegenden, wo ich wenig und keine Garnison finde. — Nun Brüderchen! lebe wohl, es dürfte dieses Schreiben vielleicht auf lange Zeiten das letzte sein. Doch denken werde ich an Menschen, denen ich mein ganzes Herz hingab. Nun, lebe wohl, bleibe gesund, grüße wen Du willst, sei glücklich, wie Du's verdienst und wenn Leere Dein Wesen einst wieder füllt und Dein Herz Freundschaft wieder kommen heißt, so denke an

Deinen

Freund

Carl Seydelmann.

Neisse, den 3. Juni 1811.

Mein Vater hat mich ersucht oder gebeten hier und in meinem Stande zu bleiben, wenn ich ihn nicht ins Grab und die übrige Familie inSchande bringen will, denn er meint ganz väterlich, was würde die Stadt nicht sprechen, wenn ich meinen Abschied nehmen wollte, — für meinen Gehorsam wolle er mir auch Lebelang ein guter und nach seinen Kräften alles mögliche thuender Vater sein. Doch er wird wohl nicht mehr von seinem Sohne incommodirt werden, der gute Mann, der Alles und Nichts auf einmal thun will, und blos Nichts thut! —

Es ist närrisch, ich bringe ihn ins Grab und meine Familie in Schande, wenn ich den Abschied fordere, und ich schrieb ihm, daß er mich ewig, wenigstens Lebenlang unglücklich machen würde, wenn er ihn mir nicht verschaffte, da er es so gut, so leicht konnte — nun, er wird leben und die Familie ehrlich bleiben und ich! — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dein Seydelmann.

Neisse, den 11. Juli 1811.

Herzens Brüderchen!

Ein Brief von Dir war mir jetzt gerade so nöthig, wie einem trocknen Boden der Regen. — So wie der Landmann bei immer heißer Witterung seine Pflanzen mit dem größten Schmerz verwelken sieht, so glaubte ich Dich nach so vielen Briefen, auf welche ich nicht eine Antwort erhielt, verloren zu haben. Doch nun hinweg mit der Erinnerung vergangener trauriger Tage. Du bist mein und wirst es bleiben! das ist es, was meinen Geist erhebt und ihm jene unendliche Schwungkraft giebt, durch die wir so Vieles vermögen. Ich bin wieder stark, so stark, als ich vorhin schwach war, und nun einen Kuß, Brüderchen! den ersten nach langer Zeit — und höre.

An Deiner Bereitwilligkeit mir zu helfen zweifelte ich, trotz meiner andern schlimmen Zweifel (die nun alle gehoben sind) doch nicht im geringsten. Die seeligen Vorempfindungen des Wiederfindens auf einem andern Boden, unter andern Menschen, wo wir uns allein verstehn, kann kein Anderer mehr mit dir fühlen als ich. — Zur Hebung Deiner freundschaftlichen Bedenklichkeiten nun Folgendes:

Der K...bly ist ein edler junger Mann (das Hauptsächlichste) von 19 Jahren. Er hat mit Deinem Alter auch Deine Größe — aber auch Dein Herz? — O nein! Freund! Bruder! wer hat noch solch ein Herz, wie Du? und wer ist stolzer auf seinen Besitz, als ich! — Weiter! — Seine Denkungsart ist in jedem Betracht edel und immer fest. Sein ganzes Betragen ist anscheinend kalt, und man würde in seinem blassen Gesicht die größte Gleichgültigkeit bei allen Dingen lesen, wenn man nicht bei näherer Beobachtung fände, daß er stets denkt — auf das Glück seines künftigen Lebens denkt. Er sieht dabei jeden Menschen starr an und sein tiefliegendes Auge wirft abschreckende Blicke. Überhaupt ist sein Äußeres nicht empfehlend. — Er geht, wie vom Kummer und Alter gebeugt, immer den Kopf nach der Erde gesenkt und selten bemerkt man ein Lächeln auf seinem Gesicht. — Schwer würde es mir geworden sein, mich diesem Menschen zu nähern, und viel weniger dacht ich einst sein Freund zu sein. — Doch hingeworfene Meinungen über den Stand und die Verhältnisse des Soldaten mach-

ten mich aufmerksam auf ihn. — Ich näherte mich ihm in einer lustigen Gesellschaft, wo berauschende Getränke alle, nur seinen Kopf nicht düstern gemacht hatten, und fand, was ich nicht vermuthete, einen ganz gleichdenkenden Cameraden — er sprach und ich wähnte gesprochen zu haben, doch dabei war er stets zurückhaltend und blieb in den Schranken der bloßen Höflichkeit. — Wochen, Monate vergingen, wir sahen und sprachen uns, doch waren wir uns um keinen Schritt näher gekommen. — Was ist K..bly für ein Mensch? — fragte ich seine Cameraden. — Ein sehr stiller, aber auch eben so guter und kluger Mensch. Das brachte mich einen bedeutenden Schritt näher — und einst wurden wir, was wir jetzt noch sind — Freunde! Er verbindet mit sehr vieler feinen Bildung, die jedoch sein sehr gutes Herz nicht verbirgt, ziemliche Schulkenntnisse. Er dient 3 Jahre und ist Unterofficier, spricht weniger als er thut, — ist aber dabei nicht verschlossen, sondern sehr offenherzig. — Durch widrige Schicksale in mancher Hinsicht ist er sehr klug gemacht. Er will in baiersche Dienste, und zwar zur Cavallerie gehen. So sehr ihm daran liegt, daß ich ihn begleite, so hat er es doch nie laut werden lassen, nur errathen ließ er es mich. — Er ist dabei nichts weniger, als eigennützig und würde es im Gegentheile übelnehmen, wenn man ihm seine Dienste bezahlen wollte. Kurz: ihn hat ein äußerst edles Herz erzogen. Nimm den Abglanz Deiner Tugenden und ich erkenne darin meinen Leidens- und Freudensgefährten K..bly. Wir haben zu unserer bevorstehenden Reise Pässe mit dem Königl. Artillerie Brigade Siegel und Brauns Unterschrift, die ich den Pässen gebe. Habe keinen Kummer um die Ächtheit der Unterschrift, denn Braun wußte es vor einigen Tagen bei einem unterschriebenen Briefe nach Berlin nicht, daß ich seinen Namen hingeschrieben hatte, er las ihn noch einmal und schickte ihn ruhig fort. Es war ein Versuch von mir, ob ich gut nachmalen könnte. — Also bis nach Weiswasser kommen wir schon. — Sonntags, den 22. gehen wir hin und Montag kann Jenkner uns da treffen zum Valet. Wen sähe ich lieber als Dich! — Dein

Seydelmann.

Neisse, im Juli 1811.

Über alles Geliebter!

Warum soll ich es verschweigen, daß Du jetzt das einzige Wesen bist, welches mich noch an diese Welt kettet, an eine Welt, die mir bis jetzt so wenig Freuden schenken konnte. — Deinen letzten Brief habe ich mit einer Kälte durchgelesen, für welche Du fürchten mußt, sobald Du sie als ein mächtiges Mittel ansiehst, mir alles Irdische überdrüßig zu machen — und, ich gestehe es — daß es nicht anders ist. — Glaube mir, guter Franz! daß ich mit der höchsten Rührung, mit dem höchsten Schmerz diesen Brief schreibe, indem er vielleicht einer der wenigen ist, die ich überhaupt noch schreiben werde. — Wer fühlt mit mir, außer Dir? — Ich weiß eine Person, — heiliger Schauer ergreift mich bei diesem Gedanken — die so fühlen könnte und würde, wäre sie unglücklicherweise nicht vorangegangen in jene Gefilde, die ich bald betreten werde. — Gott stehe mir bei! rufe ich öfters aus, wenn ich, wie gewöhnlich, einsame Spaziergänge besuche, und wenn ich mir alles überlegt habe, was zu machen ist, und was sein könnte. — Es ist weit mit mir gekommen! — Muth und Ausdauer, — Hintansetzung aller thörichten Zweifel und Gedanken — Gleichgültigkeit gegen das heimliche Zischeln der schadenfrohen und neugierigen Menge — Übung — die Welt in sich und seiner einstigen Kunst zu suchen und zu lieben! — Das ist es, was ich mir wünsche, wenn ich länger unter den sogenannten Menschen umherwandeln soll. — Ja, dann, dann würde ich vielleicht glücklich sein; doch ich fühle sogleich, daß ich es nicht sein würde, wenn ich Dich nicht bei mir hätte! — Nicht wahr? Freundchen! wer diesen Brief mit Hinweglassung Deines Namens hörte, müßte glauben, der Verfasser desselben wäre verliebt; doch ich sage — was ist solche Liebe gegen solche Freundschaft, wie die unsrige? — Nichts! —

Die Worte in Deinem Briefe: Dein Vater spricht mit vieler Wärme von Dir — entpreßten mir Thränen. — Weißt Du wohl warum? — — Ich machte den Brief zu und wiederholte ganz dumpf und gezogen noch oft: „Der Vater spricht mit Wärme von dem einzigen Sohn.“ — Hahaha! — Erklärst Du Dir nun, warum ich vorher sagte: „Du

bist das einzige Wesen, was mich noch an diese Welt kettet." — O Himmel! höre Bruder! indem ich Letzteres schreibe, bemächtigt sich meiner ein häßlicher Gedanke: ob auch Du mich verlassen könntest?! —

Dann Adieu! Welt mit deiner Schönheit! für mich bist du todt! Grüße mir alle gute Bekannte — vorzüglich auch meinen guten Jenkner! — Ich liebe ihn, glaube mirs, doch recht sehr! — — Nicht wahr er ist auch unglücklich? — der arme gute Junge! — Ich lese um mich noch zu erhalten Schauspiele und Schillers und Bürgers Gedichte. — Vorgesternabend ging ich einmal nach langer Zeit heiter zu Bette, denn ich hatte der dramatischen Kunst Liebhaber geworben.

Dein

Carl Seydelmann.

Neisse, den 8. August 1811.

Lieber Freund!

So eben lese ich in der Breslauer Zeitung vom 5. August folgendes:

Breslau, den 5. August:

„Die hiesigen Theaterfreunde sehen **11** genußreichen Abenden entgegen. Iffland, dieser Meister in seiner Kunst, wird vom **8.** bis zum **20.** d. M. auftreten als Graf Savern im Fridolin, Abbé de l'Epée, Graf im Puls, Don Ranudo de Colibrados, Heinrich Lindner im zugemauerten Fenster, als Geiziger, Marinelli, Lorenz Stark, deutscher Hausvater, Lämmermayer in Künstlers Erdenwallen, Essighändler, König Lear, Wittburg in Clementine."

Wer doch jetzt in Breslau sein könnte!

Hier sind junge und alte Artilleristen avancirt, doch ich nicht, weil ich durchaus nicht mehr avanciren will; sondern mit Ungeduld dem Augenblicke entgegen sehe, wo ich wieder zum freien Menschen avancire; als ich unters Militair ging, wurde ich degradirt zum Sklaven.

Ja, ist es nicht so?

Zum Examen der Artilleristen ist jederzeit ein Termin festgesetzt und geschieht die Examination in Reisse. — 53 Bombardiere, 10 Unteroffiziere, 6 Feuerwerker wurden dem Chef der Examinations-Commission, dem Hrn. Major Braun auf der Liste aufgeführt, die sich zu einer höhern Charge prüfen lassen wollten. Nur ich war unter den 53 Bombardieren der einzige, den er gleich vermißte und eine Ordonanz beschied mich am Tage vor dem Examen zum Major. — Als ich in die Stube zu ihm trat, empfing er mich, die 2 Bogen starke, oben erwähnte Liste in der Hand, folgendermaßen:

M. Braun. Mein Sohn, es ist Ihnen bekannt daß morgen das Examen der jungen Leute ist, die zum Unteroffizier und Feuerwerker avanciren wollen; hier habe ich das namentliche Verzeichniß von allen den Menschen, und wen ich nicht zu vermissen glaubte vermisse ich eben; warum sind Sie nicht mit aufgezeichnet?

Ich. Das Warum wird Ihnen noch bekannt sein, Herr Obrist-Wachtmeister. Ich habe um meinen Abschied angehalten und es würde—

Braun. In 3 Teufelsnamen Herr, lassen Sie die Idee von Ihrem Abschied fahren, mit dem es noch sehr dunkel aussieht; lassen Sie sich examiniren! —

Ich. Herr Obrist-Wachtmeister, ich lasse mich nicht examiniren, (hier sah er mich starr und finster an) und es würde sehr thöricht sein, wenn ich mich einem Examen unterwürfe, da ich meinen Abschied haben will. Es müßte allen Leuten, die darum wissen, die Idee in die Hand geben, als hätte ich blos darum um meine Entlassung angehalten, weil ich noch keine Tresse um den Kragen und kein Port-Epée am Pallasch trage, welches doch im mindesten nicht der Fall ist.

(Pause — in der er mich fest in die Augen faßt; ich blicke ihn dreist an)

Braun. Sie lassen sich also nicht examiniren?

Ich. Ich bitte um Verzeihung; (sehr fest) Nein!

Braun. (wild aufspringend) Herr! gehn Sie zum Teufel!

Gelassen ging ich — nicht zum Teufel — sondern zur Thür hinaus und nach Hause, und mein Vorsatz wurde immer unerschütterlicher.

Allgemein wünschte man mir Glück zum Examen, ich dankte höflichst und lachte; denn man ahndete nicht, daß mir der Abschied lieber, als ein Offizier-Patent ist. Da kam ein Bombardier.

„Seydelmann, du sollst zum Herrn Hauptmann kommen." —

„„Gleich?""

„Den Augenblick." —

Mit hochfliegendem Herzen und dem Stolze, wieder Gelegenheit zu haben, hintereinanderfolgende Stürme abzuschlagen, es sei, wem es sei, hing ich mir den Pallasch um, drückte meinen Czako auf den Kopf, als ginge es in die Schlacht, und eilte zum Kapitain.

Mit gütigem Ernste kam er auf mich zu und sagte eben so gütig:

„Nun mein Söhnchen! Sie werden doch morgen auch beim Examen gegenwärtig sein?"

Diese so freundliche Anrede decontenencirte mich ganz, da ich sie gar nicht vermuthet hatte, und es ihm recht barsch abschlagen wollte, was er in Hinsicht des Examens verlangen würde. Ich stockte daher etwas mit der Antwort, sagte aber zuletzt:

„Mein Herr Hauptmann, Sie werden gütigst verzeihen, wenn ich Ihr gnädiges Anerbieten ausschlagen muß."

Hauptm. (erstaunt) Ausschlagen muß? — Warum das?

Ich. Wegen der Forderung meines Abschieds. (Hier sagt' ich ihm das, was ich dem Major gesagt).

Hauptm. (gezogen indem er sich nachdenkend in den Stuhl wirft) Also werden Sie sich nicht examiniren lassen? (nachdrücklich) Nicht? —

Ich. Nein! —

Hauptm. (rasch) Nun dann Gott befohlen. Gehn Sie.

Und ich machte kehrt! und ging und habe mich nicht examiniren lassen. Der Major ist wieder sehr freundlich gegen mich, sogar ungewöhnlich freundlich, und wenn ich ihn dann so lächeln sehe, dann glaube ich immer einen hämischen Teufel lächeln zu sehen und seine gleißnerisch freundlichen Worte sind tödtendes Gift für meine Wünsche und ihre Erfüllung. — Der Hauptmann ist so wie er ehedem war, er behandelt mich nach wie vor, und es hat den Schein, als wäre zwischen uns Dreien

nichts vorgefallen. Am Sonntage habe ich einen ähnlichen Antrag wieder kurz und bündig abgeschlagen und hoffe nun meine Feinde überzeugt zu haben, daß Lockspeisen dieser und jeder andern Art bei mir fruchtlos sind. — Nun überlasse ich Dir es hierüber nach Gutdünken zu urtheilen. — Ich weiß nur zu gut, daß ich meinem Entschlusse, ohne Rücksicht auf alles andere (auch vielleicht auf das Gute) getreu bleiben werde; mein Ziel muß ich erringen, es koste was es wolle, ich muß! Und dann? — Freund! Bruder! dann? — O dann sinke ich an Deinen Busen und höre Dein ehrliches Herz an dem meinigen klopfen, dann brennt der Bruderkuß erneuert und mit heiligerem Feuer auf unsern Lippen.

Seydelmann.

Neisse, den 1. September 1811.

Im Lazareth.

Streiche immerhin die Zeilen in meinem letzten Briefe an Dich aus, worin ich sage, in höchstens der oder der Zeit bin ich in Glatz; sie sind unwahr diese Worte; ich komme nicht, d. h. ich darf nicht kommen, und wie das mich ärgert, so hat mich selten etwas geärgert.

In 14 Tagen wird die hiesige Bühne mit einem Prolog, gesprochen von Mad. Kiesel, eröffnet; und man flüstert sich bereits ins Ohr — daß er werde herzlich schlecht werden. — Aber nicht wahr Brüderchen? das Schlechte in seiner Vollkommenheit zu sehen, interessirt auch, und so bin ich äußerst begierig auf das Heraborgeln dieses Prologs. — Herr Klingohr hat sich davon gemacht und viel, sehr viel, und wenig, sehr wenig hinterlassen — Schulden, und ein Abschiedsschreiben in den kürzesten und bündigsten Ausdrücken.

Wie's mit der Gesellschaft übrigens steht und geht, weiß ich nicht, werde es jedoch bald erfahren. Herr Vogt hat sich als zärtlicher Vater, Zimmer miethend für seine öfters ausgelassenen Rangen, in Neisse erblicken lassen — man sagt, er habe immer gelächelt. — Gott gebe, daß wir bald hier über ihn lachen; — und Du neben mir, mit mir! —

Carl Seydelmann.

Troppau, den 21. November 1811.

Edle Seele!

Dein trostvolles Schreiben habe ich am 21. d. M. erhalten und mit ihm die 30 fl.; für welche ich Dir meinen wärmsten Dank sage. Ich habe jetzt wieder einen Wunsch mehr, den: Dir mein einziger Freund, Deine schönen Handlungen einst wett machen zu können; o! und ich fühle es, Gott wird meine dringende Bitte erhören.

Guter Franz! Du willst ein frohes Schreiben? und kann es denn jetzt traurig sein, da ich Dich und meine Geschwister wieder habe; — ach! ich glaubte Euch durch meine Handlung verloren zu haben, und nun erhebt mich wieder der Hochgedanke an eine bessere Zukunft! Lägst Du jetzt an meiner Brust, hörtest Du das freudige Schlagen meines Herzens, sähest Du die Thränen in meinem Auge, die Eure wiedergefundene Liebe mir auspreßt, o Du würdest — müßtest mich glücklich heißen und Franz! guter Franz! ich bin es — bin es in Dir — in der Erinnerung an meinen edlen Vater — meine Geschwister!

Den 16. November, es war Sonnabend, kam ich mit meinem Transporteur in Troppau an. — Von der Menge und der Mannigfaltigkeit solcher Kerls, die mich abwechselnd von Dorf zu Dorf brachten — dann von den Begebenheiten auf der Flucht von Neisse nach Weidenau, und von dort bis hieher, das künftige mal. — Es war Markttag, und die große Menge Menschen und neuer Gegenstände, die ich mit neugierigen Augen beantlitzte, ließ mich das eben so neugierige Angaffen der Leute nicht bemerken, die einen so wohlgekleideten Deserteur wohl selten gesehen haben mochten. Gut gekleidet war ich, denn ich hatte den noch ganz neuen Überrock, wozu mir der Vater durch die Schwester das Tuch schickte, an; dann meine Überknöpfhosen, ein hübsches Westchen, schwarzseidenes Vorhemdchen nebst dito Halstuch, eine schöne Mütze — und zuletzt ein Paar gute Stiefeln. In der Hand ein echtes, dickes Rohr; (Andenken von Wendel, der es wohl noch öfters vermissen wird) in der Rocktasche ein Königl. Preuß. Reißzeug — ein Schnupftuch — noch ein seidenes Vorhemdchen. Auf dem Leibe trug ich ferner noch 2 gute Hemden, 1 Weste und 1 neues grautuchenes Jäckchen. In meiner Brieftasche hatte ich nebst den theuren Andenken an Dich — und meine Ange-

hörigen — 75 fl., mit denen ich bis jetzt lebte, ausgenommen die Schulden, die ich seit 14 Tagen machte, und welche die erhaltenen 30 fl. tilgen. Da hast Du nun mein ganzes Inventarium beim Eintritt nach Troppau.

Nun weiter.

Ich wurde auf die Hauptwache, die weit schöner als die unsrige in Glatz ist, gebracht, von da zum General Feldmarschall von Chasteler, dann in die Polizei und zuletzt ins Kreisamt, woselbst ich mir einen Paß nach Ollmütz geben ließ, den ich auch noch habe; und wohin zu gehen mich meine Krankheit hinderte, die sich jetzt, Gott sei Dank, gelegt hat. Nun suchte ich ein Quartier und fand es in den 7 Churfürsten. Ich lebte als Maler Sporon, hatte noch Böhmchens und folglich auch Courage — die sich aber nach — 6 Tagen minderte bei der Bezahlung von 33 fl. Der Schauspieler Schmidt — ein sehr edler Mann — freute sich ungemein als er mich sah, nahm mich gleich zu Tische, und recommandirte mich in ein Privat-Haus, wo ich wöchentlich 20 fl. für Quartier, Bette, Frühstück, Mittagessen und Abendbrot bezahle und in der Gesellschaft des Zettelträgers Natzer und des Souffleurs Starke, lauter brave, sehr brave Leute, — lebe. Die Wirthsleute, biedere, aber sehr geschwätzige Östreicher, haben sich bemüht, mir Alles zu thun, was mir Linderung und Nutzen schaffen konnte, und so gelang es mir, meinen bisher wohl sehr kummervollen Aufenthalt hier zu fristen. Ich habe mich unter der Zeit nach Kräften bemüht ein Unterkommen durch diesen Winter zu erhalten, und wendete mich daher mit Bittschreiben an die Advokaten hieselbst, allein mit der Bewunderung meiner Schrift, die ich freilich ganz zur Schau stellte — und mit der Hoffnung vielleicht zu Neujahr angestellt zu werden, hatte es immer sein Bewenden, und ich bemühe mich um Familien aufzusuchen, die einen Instructor im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen u. dgl. m. für ihre Kleinen brauchen. Auch ist es mir gelungen einige zu erhalten, und ich bekomme jeden Orts wöchentlich einen freien Tisch und 1 fl. Bankozettel. Lache nicht, Brüderchen! obgleich es lächerlich klingt, wöchentlich 3½ gl. preuß. Münze zu bekommen. Finde ich 7 solcher Orte, so habe ich doch durch die ganze Woche das Mittagessen und 7 fl. wofür ich mir dies, und jenes anschaffen

kann, dann freies Quartier, Bette, Frühstück und Abendbrot. So lange ich noch nicht genug, d. h. 7 Kunden habe, helfen mir gute Menschen aus, die ich zu verehren gezwungen bin, durch ihre zarte, schonende Behandlung, durch die Art, wie sie geben. Ja! Freund, es lebt noch ein Gott über uns, der zwar den Fehlenden bestraft, doch nie verläßt. Freue Dich mit mir, wenn Du Antheil an meinem Schicksale nimmst, und das bin ich versichert, fest versichert, freue Dich mit mir und ehre meinen Wohlthäter in dem Schauspieler Schmidt. Frei hat er sich meiner in der größten Noth angenommen, und war edel genug, mir anzubieten, was er bei seiner schmalen Gage anbieten kann. O es ist ein sehr edler Mann! Möchte ihm einst, auch hienieden schon vergolten werden, was er an mir, der ich ihm doch fremd bin, that und noch zu thun fortfährt. Höre! in Deinem nächsten baldigen Schreiben schließe auch ein Paar Zeilen an ihn mit ein, worin Du Dich für das Gute bedankst, was er an mir, Deinem Freunde, thut. Nimm mir dies nicht übel — hörst Du? — ich weiß Du thust so etwas gern. Wenn er nach Glatz kommt, kannst Du seine nähere Bekanntschaft machen — o es ist ein braver Mann!

Was macht denn mein guter Vater? — ist er sehr aufgebracht auf mich? und meine Schwestern? — O schreibe mir recht bald und viel und erhöre die Bitte Deines Carl, hilf mir die Verzeihung des besten der Väter erringen. Du kennst mein Innerstes besser als ich, Du kennst meine Liebe zu ihm, zu meinen Geschwistern, und ich mache es Dir zur schönsten heiligsten Pflicht: hilf den Sohn mit dem beleidigten Vater versöhnen. Deine Eltern! verzeihen sie mir auch? — o bitte sie in meinem Namen um Verzeihung, demüthige mich bei ihnen, nur schreibe mir bald!

Bruder! Guter Bruder! treffen wir uns auch?! — Ins Schauspiel gehe ich frei und — täglich. Das Theater ist sehr schön, und die preuß. Schauspieler sind im Vergleich mit den hier herum vacirenden Halbgötter. Mit kaiserlichen Studenten habe ich und Natzer mich geprügelt, und Wonne! die Preußen schlugen die Kaiserlichen, daß sie in der Flucht ihr Heil suchten. Heute geben sie im Schauspielhause: Columbus, oder die Entdeckung der neuen Welt; und ein Kais. Schau-

spieler Herr Grimm, spielt den Columbus. Ich gehe ungern hinein, denn er ist widerwärtig monoton. Ich lese Schillers dramatische Werke und fühle mich oft in den Himmel versetzt! O Schiller! — du machst einen fühlenden Menschen zum Gott! —

Was sagt man denn in Glatz von mir?

Freund! Lebe wohl! lebe wohl! und schreibe sehr bald. O Gott! wo nehm' ich denn Worte her, um Dir hier am Schluß wieder zu sagen, wie sehr ich Dich liebe!

Dein

Carl Sporon.

Troppau, den 30. November 1811.

Bruder!

Hilf! hilf! ich kann nicht mehr schreiben. Krank liege ich hier in Troppau, ohne Pflege, mein Geld, alles — alles was ich hatte, ist weg! Hilf! laß mich nicht an Gott, an Deiner Bruderliebe verzweifeln. Rette mich vor — o! ich kanns jetzt noch nicht aussprechen. Aber hilf! Ich bin Dein bis in den Tod

Carl Seydelmann, unter dem
Namen Sporon, Mahler.

ich liege in der Herrnstraße No. 395.

In 14 Tagen — o welche lange Frist — in 14 Tagen kann ich, von heute an gerechnet, Antwort haben. — Kannst Du mir helfen o so thust Du's! Ich fühl' es, werde ich einst wieder gesund, so gehört blos Dir mein Leben — denn Du mußt es mir jetzt durch Deine Hülfe retten. — Ich kann nicht mehr! Leb wohl! leb wohl! —

Dein

Carl.

Troppau, den 14. Januar 1812.

Herzens Brüderchen!

Ich bin noch immer bei Schmidts, studire einige junge Rollen von ihm ein und befinde mich so ziemlich wohl. — Heute geben sie: das neue Sonntags Kind, worin der Herr Tschwanischeck nebst Frau, von der Budnopschen Gesellschaft — jetzt in Glatz — das erstemal auftreten werden. Er spielt den Hauptmann Valeur und sie die Lisette. Du hast vermuthlich beide in Glatz schon spielen sehen und weißt was an ihnen ist. Wir erwarten alle begierig den heutigen Abend, um dies zu erfahren. Schmidt, dessen Frau noch immer von ihm entfernt lebt, möchte gern wissen, was die Gesellschaft für Mitglieder hat, wie sie beschaffen sind, was der Director für Gagen giebt, und welche Stücke ohngefähr — weil wir erfahren haben, daß er daran nicht reich sei, auch nicht viel Opern geben könne, da es ihm an einem guten Bassisten fehlen soll. Schmidt, der letzteres ist, und auch wohl in allen Stücken seinen Mann steht, Schmidt hat nicht übel Lust zu ihm zu gehen, weil er überdies auch heirathslustig ist, und gehört hat, daß er 3 bildschöne Mägdleins bei der Bande haben soll. — Gieb mir bald eine umständliche Nachricht davon, ich bitte Dich; recht bald. Ich möchte ihm gern gefällig sein, also vergiß nicht.

Neue Stücke sind hier außer folgenden 3, nebst einem kleinen Vorspiel, nicht gegeben worden. Diese sind:

Johann, Herzog von Finnland, ein Schauspiel in 5 Akten, von Johanna Weißenthurn. Es ist gut geschrieben, der Stoff selbst ist passabel und die Aufführung des Stückes ließ nichts zu wünschen übrig. Reder als Johann spielte sehr brav, auch Mad. Löffler als Königin und Dem. Lion die ältere als Herzogin.

Die Quäker. Schauspiel in 1 Akt aus Kotzebue's neuestem Almanache. Groche, Löffler und Dem. Lion d. J. als Quäker und Quäkerin. — Wurde ziemlich gut gegeben.

Columbus. Ein Vorspiel zu dem Schauspiel Columbus. Recht gut.

Jephtha's Gelübde. Trauerspiel in 5 Akten. Ein morali-

sches Stück, gut besetzt und aufgeführt. Reder spielte sehr brav als Jephtha, eine sehr schwere Rolle, eben so Mad. Löffler als Sina. —

Nun geht die Post fort! Leb wohl, und schreibe mir ja recht sehr bald und viel.

Dein ewig treuer Freund und Bruder,
Carl Seydelmann
hier Sporon.

Breslau, den 23. Februar. *)

Sage mir doch altes Kerlchen, wo lebt Jenkner? wie lebt er? Ich zweifle nicht, daß Du Nachricht davon hast, und wenn Du weißt, daß mir dies fidele Haus noch eben so am Herzen liegt, wie ehemals, so wirst Du mich gewiß bald Etwas von ihm hören lassen. Daß der Keucher Feldwebel geworden, hab' ich wohl vernommen; weiter aber keine Silbe. Das wäre mir ein Jubel, wenn ich Euch, Ihr wackern Pagen mehrere Tage bei mir haben könnte! Das sollte bei Tabak und Wein ein ächtes Raisonniren geben. Ja, ja, Herr Bruder, Wein! nicht Bier. Nach so langer Trennung müßte edler Saft die oft erprobten Gurgeln schwemmen, und wenn ich, Euer Wirth, ein Kleid verklappen sollte. Geh mir mit Bier! Das schafft Melancholie; der Wein erfreut des Menschen Herz, la la!

Du gehst oft zum Toppey? Nun, unter Miserabeln ist er nicht der Miserabelste; obwohl ich böse bin, daß der Mensch sich nicht aus seinen Pfählen wagt. Oder, nennt er seine Spaziergänge nach Neisse, Liegnitz, Reichenbach Reisen? Verfluchter Windhund! Macht mit seinem schwarzen Antlitz die ehrlichen Spießbürger solcher Städte glauben, daß er Künstler gradweg's aus Italien sei und steckt sein

*) Die Jahreszahl fehlt diesem Briefe aus Breslau, der, nach der langen Zwischenzeit seit Seydelmanns Aufenthalt in Troppau bis zu seinem Engagement in Breslau wieder der erste uns vorliegende an seinen Jugendfreund Simmon ist. Auf jeden Fall ist derselbe bald nach Seydelmanns Engagement in Breslau geschrieben, also entweder Ende 1815, oder Anfang 1816. Wir deuteten oben schon auf die Bedeutung dieses Briefes hin.

Lebelang bei seinen Windeln. Pfui über solche Kerle! Solch ein herrliches Talent nicht wahrhaft auszubilden! Soll mir kommen der verdammte Glatzer Schnurrbart! Spricht jedem Menschen von nichts Anderm, als von Sehnsucht die er fühlt, zu reisen; sich herauszufinden aus dem Schlamm von Irrthum, der ihn fast erdrückt; will sich zum achtungswerthen, kunsterfahrnen Mahler stempeln — und Alles das in Glatz! O Stempler du! — Zwar er hat Frau und Kind. Nun ja; so sollt' er aber nicht so gar viel schwatzen, und in seinem kleinen Kreise fleißig wirken, nicht immer in Venedig und Neapel und in Rom sein, während er in Glatz und Habelschwerde sitzt. Das macht ja lächerlich, entzieht ihm manchen Leckerbissen, den ihm Menschen reichen würden, die solide Künstler lieben. — — Macht sich aber Toppey daraus nichts, entbehrt er lieber, will er schlechterdings durch Narrheit imponiren, nun, ich habe nichts dagegen, nicht im mindesten: nur sollt' er dieser Narrheit einen genialen Anstrich geben, nicht blos aussehn wie ein Narr, nein! einer sein in Wort und Werk, ein ganzer ächter Narr; denn nichts ist unausstehlicher, beschimpfender, als Etwas nur halb zu sein. Ein halb Verrückter ist ein langweiliges, Ekel weckendes Geschöpf. Und so ist mir auch in der Kunst keine Stufe mehr zuwider, als die der Mittelmäßigkeit. Schauspieler, die man weder lobt noch tadelt, können wahrlich Furcht und Graun mir erwecken, durch die Nichtigkeit in der ich sie erblicke.

Ad vocem Schauspieler. Du bist begierig mich als solchen zu erblicken. Nun, ich darf, auch wenn ich Dir fremd wäre, Dein Urtheil ohne Bangigkeit erwarten; Anfänger pflegt man ja zu schonen; und bin ich etwas anders? Nein gewiß nicht! Ich achte die Schauspielkunst zu hoch, um mich für etwas mehr, jetzt schon für etwas mehr zu halten. Man lobt mich, ja! doch worin hat das seinen Grund? — Ich bin mit Manchem ausgerüstet, was auf der Bühne doppelt schätzenswerth erscheint. Ich ringe stets mit Feuer nach dem Bessern, laß' es also nie an Fleiße fehlen, und Fleiß nun eben ist es, den man bei Hunderten — die sich den Namen Künstler und so oft auf lächerliche Weise anmaßen — vermißt. Dieser Mangel, der der Ehre eines jeden Mannes nahe tritt, hat nun die — trau-

rige Veranlassung gegeben, Schauspieler schon dann zu loben, wenn sie desselben sich nicht schuldig machen. — Wie aber kann die Pflichtausübung Lob verdienen, und wie kann man darauf eitel sein?? Talent zu manchen Fächern in der Darstellungskunst wird mir von Allen, ganz besonders aber von den Männern zugesprochen, welche für die Bühne sich ausschließlich interessiren. So habe ich den Dichterklubb zu meinem Vortheil eingenommen; man prophezeit mir eine gute Folgezeit. Das Publikum wird stets aufmerksamer auf meine Leistungen, das weiß ich wohl; und wenn es öfters auch zu zögern scheint mit lautem Beifall augenblicklich mich zu lohnen: so sind die hinterdreingefällten Urtheile doch meistentheils dazu gemacht, mich überängstlichen Patron zur Ruhe erst und dann zu neuem Fleiß zu bringen. Mit lautem Beifall habe ich gesagt. Obwohl ich schon die Ehre des Hervorrufens genossen habe, obschon ich auch bei manchem Abgang Hand und Mund zu meiner Freude in Bewegung hörte: so ist das doch auch öfters unterblieben, und wohl nur deshalb, weil man noch auf meine Lehrzeit blickt, und mich, wie Meister ihre Zöglinge, nicht stolz und vielleicht — lässig machen will — durch allzuoft gestreuten Weihrauch. Und das ist, wie ich darüber denke, wohl von großem Nutzen. Viele, Viele sind durch großes und zu frühes Lob von ihrer Bahn gekommen, Andere im umgekehrten Fall darauf erhalten worden. Und so möge es Gottes Wille sein, daß ich zu den Ersten nicht gehöre! Aber dringt sich Dir beim Lesen meiner letzten Worte nicht allgemach die Wahrheit auf, daß Niemand an das Ende kommt, wenn er von sich und seinen Neigungen zu schwatzen angefangen? Ich kann ja gar nicht fertig werden. Daß doch so ziemlich Alle kaum ermüdlich sind im Reiten ihres Steckenpferdes! Das meiste And're findet uns sehr bald ermattet; und sollte daraus nicht der Schluß folgen, daß wir zu irgend Etwas ganz besonders sind berufen worden? Oder glaubst Du an Bestimmung nicht? Sind wir nur Spiel des Ohngefährs? — Du sollst mir Deine Meinungen darüber hier mittheilen. Komme bald! doch nicht gern unvermuthet möcht' ich Dich erblicken. Laß mich also früher etwas davon wissen; und wie lange Du von Glatz entfernt sein kannst, vergiß nicht zu bemerken; wobei ich rund erkläre, daß ich

lieber ganz auf den Besuch verzichte, wenn er sich nicht wenigstens auf vierzehn Tage erstreckt. Ich kann mir keinen schönern Eingang in die freundlichere Jahreshälfte denken, als den an Deiner Seite. Möchte mir kein Queerstrich in die Rechnung meiner Freude kommen!! Kommt Toppey mit? das soll mich herzlich freuen! Ich hab' den Burschen lieb, recht lieb, wenn ich auch seine Art und Weise zu raisonniren und zu handeln mit der meinigen nicht oft im Einklang finde. Mich ärgert hauptsächlich nur das von ihm, daß er an die Glatzer, die er doch gewiß nicht liebt, wie angeschmiedet scheint. Er schimpft stets über sie, doch meidet er sie nicht; und kann daraus wohl etwas Anderes entstehn, als seine eigne Beschämung? Entweder mit den Wölfen heulen, oder solche Bestien meiden. Ich weiß es sehr gut, daß ich in Glatz verloren wäre. Mir reicht dort Niemand eine Hand. Doch daß ich es mit solchen Kreaturen so weit gebracht habe, das macht mich eben stolz. Wer wäre ich, wenn mich die Klicke leiden könnte! Bessere Menschen giebts auch unter ihnen, doch sie sind so selten, wie in Breslau reine Gassen. Man wird sie kaum gewahr.

Dein
Seydelmann.

Prag, den 30. März 1822. *)

Mein lieber Simmon!

Dein Brief muß früh geschrieben und spät abgegeben, oder die Besorgung vernachlässigt worden sein. Ich beantworte ihn ohne Verzug.

---

*) Wir lassen hier die drei Briefe an den Jugendfreund Simmon folgen, welche aus drei verschiedenen Lebensperioden des Künstlers sind, nämlich aus Prag vom Jahre 1822, aus Stuttgart aus dem Jahre 1829 und aus Berlin vom Jahre 1839. Der Grund, aus welchem wir sie hier eingeordnet haben, ist oben bereits ausgesprochen worden. Der letztere, besonders interessante und bedeutsame, weil Seydelmann sich in demselben ganz in die Jugendzeiten versetzt, ist schon früher einmal von Carl von Holtei mitgetheilt worden, welcher darin ebenfalls ein ächtes Zeugniß des tiefen Gemüths Seydelmanns sieht.

Meiner Schwester dann und wann einen leeren Brief zu schicken, d. h. einen Brief ohne Geld — das hätte ich freilich oft thun können, wollte es aber nicht! Von meinen redlichen Gesinnungen muß sie überzeugt sein.... In Angelegenheiten des Geldes aber lacht mir keine Sonne. Ich bekomme weit weniger als eine Tonne Goldes; reiche sehr oft mit diesem Wenigen für meine nothwendigen Bedürfnisse nicht. Bitter ist es mir, davon reden zu müssen, denn ich helfe gern, und nicht immer nur der Schwester möchte ich Gutes erweisen. Erklärt Euch Beide nun mein längeres Schweigen. Klagen? Immer Klagen? — Wozu? — Die mir so ganz entsetzlich lieben Glatzer haben mich schon oft in herrliche Laune versetzt! Was für Umstände mit den Paar Thalern! 's ist, um — Nun, fluchen macht es auch nicht besser.

Als ich 1819 aus Breslau nach Grätz abreiste, erhielt ich von der Königl. Preuß. Regierung einen Paß für drei Jahre; weil — meine Angabe nur drei Jahre forderte. Ich hätte freilich auf die Zeit nach drei Jahren auch denken können! Von Grätz ging ich nach Verlauf des Jahres nach Wien, Brünn und Ollmütz. In letzterm Orte blieb ich — deshalb: weil ein weiteres Umherreisen mit Weib und Kind theils meine ökonomischen, theils meine Gesundheitsumstände nicht gestatteten. Ein halbes Jahr darauf erhielt ich das Engagement in Prag. Als ich mir meinen (Preuß. Regierungs=) Paß zur Reise dahin stellen lassen wollte, bot man mir, an der Stelle des schon ziemlich begriffenen und beschriebenen, einen neuen Paß an, und reservirte dafür den alten. Er liegt nunmehr seit jener Zeit in den Paßbüchern der Ollmützer Polizeibehörde. Ich habe damals keine Ahnung mehr von dem Gelde gehabt, welches so fest in dem Verwahrsam des hochlöblichen Glatzer Magistrates liegt. Als mir die Schwester davon schrieb, erfreute es mich wahrhaftig nur aus der Ursache, weil ich Gelegenheit erhielt, dem armen Mädchen damit helfen zu können. Ich war bisher gewohnt, ohne alle Hoffnung auf irgend ein Erbtheil, käme es woher es wolle, mir mein tägliches Brot durch eigne Kräfte zu verdienen; diese Gewohnheit sollte mir ein an und für sich so unbedeutendes Geldquantum nicht unterbrechen.

Ich schreibe diesen Posttag an den Magistrat zu Ollmütz und bitt' um meinen alten Paß. Diese **Demonstratio ad oculos** wird hoffentlich der Sache das Ende — endlich geben! Als Deserteur übrigens kann man mich keineswegs betrachten. Ich habe gedient — den Abschied auf den Grund der Untauglichkeit zum Militairdienst erhalten. Dieser Abschied liegt ebenfalls auf der Breslauer Regierung — zudem bin ich, wie Du früher einmal selbst sehr richtig sagtest, durch mein Geschäft der Welt, nicht einem Orte nur gegeben, und einer, von allen Behörden unserer Regierungen bekräftigten Erlaubniß, in die Welt zu reisen, sollte man gar nicht erst bedürfen.

Eh' meine Schwester nach Breslau geht, mag sie mich besuchen. Jedoch erst im Anfang Mai. Ich ziehe aus, bedarf eines größeren Quartiers; mein Junge schreit die beiden kleinen Stuben, die ich jetzt bewohne, so — durcheinander, möcht' ich sagen, daß ich oft nicht weiß in welcher ich mich befinde, wohin ich laufen soll, um Etwas vorzunehmen. Ist das Wetter nur erträglich, muß ich mit der Rolle in der Hand in's Freie laufen. —

Was Dich, mein guter Franz! betrifft: ich sähe Dich gar gern! Leicht wollte ich den Aufenthalt Dir machen, kämst Du nur! Geändert hab ich mich, in Rücksicht unsrer frühern Freundschaft, wahrlich nicht; glaube fest daran! Schreiben aber ist ganz sicher meine schwächste Seite. Empfindlich solltest Du deshalb nicht sein. Erprobe mein Gefühl und Du wirst Deinen alten treuen Jugendfreund erkennen. Ja gewiß!!! Drum fort mit Argwohn, Kälte, Bitterkeit! Besuche mich, und stark an Glauben und Vertrauen sollst Du mich verlassen. So ist es auch mit Glogern, so wäre es auch mit meinem biedern, biedern Jenkner, lebte der noch! Friede mit ihm! O Jugendzeit!!!

Tröste meine gute Schwester! Ermuntre sie an meiner Statt! Sie soll mir schreiben. Grüße Willmann herzlich! Wahrhaftig ich vergaß Euch Alle nie! Du aber mußt mir über Deine Lage baldigst, baldigst schreiben; und offen, hörst Du? Du darfst ohn' alles Bangen meiner Brust vertrauen, was die Deine scheinbar gar so schwer belastet. Adieu! Adieu! Carl Seydelmann.

Stuttgart, am 21. November 1829.

Mein lieber, guter Simmon!

Herzlichen Dank für Deine 12 freundlichen Zeilen! Es hätten immer einige Dutzend mehr sein können. Wer wird so karg sein, wenn man an Freunde schreibt! Bessere Dich! — Es hat mir und meiner Frau recht weh gethan, Dich am Morgen unserer Abreise von Breslau nicht mehr zu sehen. Und doch fuhren wir nicht, wie ich wollte — um 8 Uhr, nein, erst um 10 Uhr ab. Was hat Dich denn abgehalten, wenn es keine Grille war? Ich war also, nach zehn langen Jahren, wieder einmal im Vaterlande! Werd' ich je wieder hinkommen? Wer beantwortet das, da wir den, der es kann, nicht hören? Zwar ist Hoffnung da! Nicht blos die Hoffnung, die aus der freundlichen Aufnahme, die ich vor Euch — meinen Landsleuten gefunden, hervorgeht, nein, noch eine andere. Ich habe nämlich vor einigen Wochen von dem Grafen Redern, Intendanten der Königlichen Schauspiele in Berlin, eine sehr artige Einladung zum Gastspiel auf der dortigen Hofbühne erhalten, und wenn man sich nicht an die Beschränkungen stößt, die ich wegen der Rollenauswahl machen zu müssen für nöthig erachtete, so dürfte mich der liebe Gott vielleicht schon nächsten März wieder in Deine und Glogers Arme führen. Aber dann bleibe ich einige Tage in dem lieben Breslau, ohne Seel' und Körper durch Komödienspiel abzuhetzen und untauglich zu machen für jede andere Freude. Ist es mir doch wie ein Traum, wenn ich daran denke, bei Euch gewesen zu sein! Nein, gewiß; nicht zum zweitenmale darf es so sein!

Wie ich in die schwäbische Heimath zurückgekommen, weißt Du also. Seit der Zeit — dem fatiganten Gasthausleben entnommen — sitz' ich ruhig in meinem Schreibestübchen, (Studirstübchen klingt mir gar so besonders, so ironisch!) und betreibe mit alter Liebe mein Geschäft. Auch hat es einen guten Fortgang. Man läßt es an Beweisen lebhafter Anerkennung meines Fleißes nicht fehlen, und da ich sonst keinen herben Kummer zu empfinden habe, muß ich mein Loos als ein sehr glückliches preisen und es durch wackere Aufführung in jeg-

licher Hinsicht zu verdienen suchen. Meine arme Schwester in Cassel hat einstweilen ihren Udo verloren. Er ist binnen 5 Tagen gesund und todt gewesen. Eine starke Erkältung und dazu getretene Gehirn-Entzündung hat seinem Leben ein schnelles Ziel gesteckt. Du kannst Dir ihren Schmerz denken. Ich habe gethan und thue noch, was ich vermag; und thu' es gewiß gern. Du kannst glauben, daß mir die Reise nach Breslau, und was d'rum und d'ran hing, sehr viel Geld genommen hat. Nun — die Welt ist ein Marktplatz, und der Pfennig geht eben aus einer Hand in die andere. Deine liebe gute Schwester in Glatz besucht zu haben, ist mir jetzt in so großer Entfernung, noch Einmal so lieb! Das ist ein wackeres — Mädchen, hätt' ich bald gesagt! Es ist mir so ungewohnt, diejenige, mit der ich als Junge herumgesprungen, nun Hausfrau und Mutter betiteln zu müssen. Ach ja, lieber Simmon, die Summe unserer Lebenstage ist gestiegen und — rollt sich nun mächtig ab. Wenn wir am Ende stehen werden, wird uns Alles anders vorkommen, als ein Traum? Nein! Wie aus einem, mitunter recht schweren Traum werden wir dann aufblicken zur Sonne eines heiterern Tages. Gottes Barmherzigkeit nehme uns auf!

Ich habe diesen Zeilen ein eben nicht wohlgerathenes Conterfei Deines Jugendfreundes beigelegt. Es ist in Darmstadt erschienen; die Zeichnung ist meisterhaft und man hat sie mir zum Geschenk gemacht. Du hast sie ja wohl gesehn? Wenigstens lag sie während meiner Anwesenheit in Breslau in der Brieftasche. Vielleicht ist Dir der Abdruck doch etwas werth; und kommt einmal was Besseres nach — man hat mich hier schon aufgefordert, einem tüchtigen Künstler zu sitzen — so kannst Du das Erste ja kassiren. Auch dem neuvermählten Gloger will ich Eins schicken. Ihr werdet mich nicht mißverstehen, oder wohl gar verlachen? Meinen Freunden, den Gespielen meiner ersten wie spätern Jugend, darf ich schon ein Bildchen von mir geben.

Wie lebst Du? Sehr beschäftigt? — Wie weit bist Du vorgerückt in dem Unternehmen, nach Berlin zu gehen? Wird überhaupt was d'raus werden? Laß mich doch recht bald davon hören! Aber schreibe nicht so entsetzlich karg! Macht es Dir gar keinen Genuß, Dich einem

Freunde mitzutheilen? Oder — zweifelst Du etwa, daß ich ein solcher sei? Laß mich ja nicht lange warten! In einer halben Stunde ist der Brief fertig! Meine Frau und Wilhelm, die, Gott sei Dank, gesund sind, lassen Dich vielmals grüßen; den jungen Ehemann auch! Ich bin und verbleibe

Dein

treuer

C. Seydelmann.

Berlin, den 1. Sept. 1839.

Mein lieber S .....

Herzliche Freude machte mir Dein unvermutheter Brief vom 26. Aug. Wie oft habe ich an Dich gedacht! Nie wußte ich mit Gewißheit wo Du lebtest, und aus einem Schreiben, das mir Freund Gl. einmal zuschickte, konnte ich Deinen damaligen Aufenthalt auch nicht errathen. So liegt denn die Schuld meines bisherigen Schweigens wohl nicht allein an mir.

Mein Leben war dazu auch ein sehr bewegtes: meine Kräfte, meine Thätigkeit waren fortwährend in Anspruch genommen; ich war viel auf Reisen, und zu Hause konnte ich mich nie einem süßen Hinschlendern überlassen. Wie rasch nun in fortdauernder Aufregung Tage — und Jahre vorübergehen; wie man auch entfernte Gegenstände und Personen zuweilen wohl vergessen kann, brauche ich Dir nicht zu sagen; das Alles hast Du an Dir selbst erfahren. Indeß, auch ohne Briefe von Dir aus dem Schranke hervorzuholen, habe ich Deiner doch oft, sehr oft gedacht, und unsere Jugend zog dann an meinem innern Blicke vorüber.

Erst neulich, als ich die Rolle des Präsidenten in „Kabale und Liebe" zu wiederholen hatte, sah ich mich — freilich nur in Gedanken — plötzlich an Deiner und G.'s Seite sitzen. Weißt Du noch? es war an einem freundlichen Sonntage, des Nachmittags, nach der Kirche; da schlenderten wir Drei zwischen den frommen Spaziergän-

gern hin und ließen uns, zwischen dem grünen und böhm'schen Thore*), dem neuen Kirchel gegenüber, im Festungsgebüsch auf dem grünen Rasen nieder und ich zog, in freudiger Hast, ein anderes Gebetbuch aus meiner Tasche, den Schiller, und las. Ihr zwei lagertet Euch links und rechts, strecktet Euch recht bequem, sah't mir in's Gesicht und horchtet mit einem Antheil, der mich immer mehr begeisterte, und mich Ingrimm und Liebe, Schmerz und Freude, wie der Dichter es wollte, wirklich empfinden ließ. Ich lachte und weinte und auch Euere ruhigeren Naturen waren von der Gluth unseres Dichters ergriffen worden. Ich las „Kabale und Liebe"; und als wir, von der einbrechenden Dunkelheit und vom Lärmen des Zapfenstreichs an beiden Thoren aus unserer Phantasiewelt aufgeschreckt, nach Hause gingen, waren wir tief erfüllt vom empfangenen Eindrucke und blieben lange stumm und still. Dann lös'te sich die Sprache und Ihr begannt, die Rollen zu vertheilen, im Falle das Stück in unserm Taberntheater sollte gegeben werden. Du, mein Lieber, warst, wie meist, ein sehr ruhiger, nach jeder Persönlichkeit hin, höchst wohlwollender Regisseur; Franz G. hingegen war schon weit strenger und zeigte sich, vom kleinsten Widerspruche aufgeregt, schon damals als ein rechter Streithahn. Ich schwieg; mich hatte das ganze Werk so erfaßt, daß mich der Meister, bei der Aufführung, auf den unbedeutendsten Platz hätte stellen können, er würde doch meine volle Liebe wahrgenommen haben.

Ist mir's doch, als wären seit diesem Nachmittage nicht so viele Jahre, sondern kaum so viele Stunden nur verflossen.

Ich habe inzwischen alle Männerrollen in „Kabale und Liebe" spielen müssen; aber weder Du, noch G. wart irgendwo dabei! — Wenn wir uns nun auf die beschriebene Stelle setzten, dem Kirchhofe gegenüber, und besprächen die Vergangenheit! —

Du schreibst mir, seit drei Jahren wohnest Du wieder in Glatz? Wo warst Du früher? In welcher Verbindung stehst Du mit A? Er scheint nicht in den besten Verhältnissen zu leben. Sollte er das ver-

*) In Glatz, zu Preuß. Schlesien gehörig.

schuldet haben? Seine Neigungen schienen ihn frühzeitig einer bestimmten, nützlichen Thätigkeit zu entführen. —

Das Blatt mit seiner Aufschrift habe ich ohne Verzug durch die Stadtpost besorgen lassen.

Weißt Du nichts von G.? Dann und wann schreiben wir uns; jetzt ist es wieder längere Zeit unterblieben. Er ist auf's Neue verheirathet, und Vater. Seine Mußestunden füllt er mit Musik und mit Streitigkeiten über die Breslauer Theaterverhältnisse. Ich hätte ihn in diesem Jahre sehen können; ich erhielt eine Einladung zum Gastspiel; allein, es wurden mir von allen Seiten so abschreckende Schilderungen von den Breslauer Bühnenzuständen gemacht, daß ich mich nicht entschließen konnte, der Einladung zu folgen. Vielleicht geschieht es im nächsten Jahre.

Ich kann Dir nicht beschreiben, welchen Drang ich oft nach unserm Vaterländchen empfinde, nach unserm traulichen Glatz, oder seinen lieben und geliebten Umgebungen. Zu Fuße hin zu eilen, und ganz allein, wäre mir fast eine größere Lust, als in Gesellschaft hin zu fahren; wär' es auch nur die Gesellschaft eines Kutschers und seiner Pferde. Es giebt Freuden, deren Vollgenuß darin besteht, daß wir durch keinen Zweiten darin gestört werden; dahin zähle ich den Wiedereintritt in die Heimath, nach langen, langen Jahren! Der Anblick des Platzes, auf dem unsere Wiege stand, auf dem wir zuerst empfanden, weinten und lachten, — auf den wir zurückkommen mit der Summe, oder der Last von Erfahrungen, die wir, fern vom Spielplatze unserer sorglosen Jugend, in der Fremde gemacht: die süße und auch bittre Kraft eines solchen Anblicks will ohne Zeugen empfunden sein.

Herumgehen, allein, ganz allein, möchte ich nun als Mann auf allen Wegen, auf denen sonst der rasche Knabe lief. Von diesem Anfang meines Lebens möchte ich ausschauen bis zum nahen, — nahen Ende!

Ich bin nicht unglücklich gewesen. Mir ward ein freundliches Loos; freundlicher als das von Vielen, die gleiche Ansprüche mit mir zu machen hatten. — Wofür ich Gott recht innig danke, ist, daß er mir meinen letzten Wohnort im Vaterlande angewiesen hat. Ich war, wo ich

war, gern; lieber aber als irgendwo, bin ich in Berlin; hier bin ich, wohin ich ja von der Wiege aus gehöre, unter Menschen, die, — wenn auch einander noch so fremd, — doch durch ein Gefühl zusammengehalten werden, und eng verbunden sind: durch das Gefühl für ihren angestammten König und ihr Vaterland! O gewiß, ich werde hier ruhiger sterben, als ich in Schwaben, Hessen, Böhmen, oder Steyermark gestorben wäre. Wohl ist Gottes Welt überall schön; am schönsten aber ist es doch daheim!

Mein Sohn, — Wilhelm heißt er, — ist tüchtig herangewachsen; er wird von Allen, die ihn seh'n, ein hübscher Bursch genannt. Er ist größer, als ich, und obwohl schlank, doch auch sehr kräftig gebaut. Er will durchaus auch zum Theater. Zum Glück besitzt er eine gute Singstimme, die er nun fleißig ausbildet; dann mag Gott und unermüdliches Streben ihn seinem Ziele näher bringen. Ohne Ausdauer läßt sich nichts Rechtes erreichen!

Meine Frau und Schwester sind ziemlich wohl und grüßen Dich und Deine Schwester tausendmal. Das Gleiche thun ich und mein Sohn. Der Himmel behüte Dich! Und schreibst Du auch nicht gern, so schreibe doch; ich will Dir dann die Antwort nicht schuldig bleiben. Dein Seydelmann.

Wenn Du mir wieder schreibst, so sage mir doch, welche von unseren früheren Bekannten und Genossen noch oder wieder in Glatz sind und was sie machen, wie es ihnen geht?

Ich bitte Dich! Mit Gott!

Wir haben Seydelmann bei seinem ersten Engagement in Breslau verlassen. Derselbe war hier mit unermüdlichem Fleiße thätig, manche Hindernisse seines Organs, namentlich das Anstoßen mit der Zunge zu überwältigen, welches ihm bei allen Rollen, welche eine gewisse Volubilität, oder einen freien Erguß der Rede forderten, sehr hemmend entgegen trat. Er hatte in dieser Beziehung manche Unterredungen mit dem Professor Rhode, der diese Mängel des Organs sogar als so bedeutend ansah, daß er Seydelmann zum Rücktritt von der Bühne zu bewegen suchte. Der junge Künstler fühlte indessen jene äußeren Schranken nur als eine Hemmung, welche der schöpferischen Kraft, und der unwiderstehlichen Macht des Gestaltens wohl eine Zeitlang die volle Freiheit der Bewegung wehren könnte, welche indessen tapfern Anstrengungen weichen müßte. Wirklich hatte Seydelmann schon in Breslau die Freude manche jener Schranken fallen zu sehn, welche Einzelne als unüberwindlich bezeichnet hatten.

Seydelmanns Gage war übrigens in Breslau nur eine sehr geringe; sie betrug wöchentlich 10 Thaler. Dies und der natürliche Trieb, sich ein vielseitigeres Repertoir zu schaffen, bestimmten unsern Künstler einer Einladung nach Grätz in Steyermark zu folgen, welche ihm sein Gönner, der Graf Herberstein erwirkt hatte. Dort hatten nämlich die Kavaliere, Graf Thurn und Baron Born die Direktion des Landständischen Theaters übernommen und hofften in ihrem Eifer das goldne Zeitalter der Kunst wieder heraufbeschwören zu können. Graf Herberstein, welcher sich damals auf seinen Gütern in Steyermark befand, rieth Seydelmann das ihm durch seine Vermittelung angebotene Engagement anzunehmen, weil die Bühne in Grätz ganz neu besetzt werden solle und der eintretende Schauspieler keine nachtheilige Gegenwirkung seiner

alten, schon heimathlich eingesessenen Kunstgenossen befürchten dürfe, also eine freiere Bahn für seine Entwicklung gewinne. Graf Herberstein äußert dem jungen Seydelmann daher in einem Briefe vom 3. März 1819 seine große Freude darüber, daß derselbe sich mit der Theater-Direktion in Grätz geeinigt habe.

Der Künstler war indessen durch die Macht der Liebe dauernd gefesselt worden und sah sich als Gatte und Vater, so glücklich er sich auch durch diese Bande fühlte, in Verhältnisse versetzt, welche ihm Verpflichtungen auflegten, deren Ernst er in vollem Maaße empfand. Die Übersiedelung nach Grätz wurde natürlich dadurch erschwert. Die sanguinische Hoffnung, mit welcher er den neuen Schritt in den ersten Augenblicken begrüßt hatte, wich, bei Seydelmanns schon damals hervortretender Neigung, die Dinge und Verhältnisse düster zu schauen, bald einer sehr ernsten Stimmung. Denn in dem Briefe an Graf Herberstein, worin Seydelmann seinem Gönner die Annahme des Engagements definitiv anzeigt sagt er: „Ob ich mich in meinen Erwartungen von dem neuen Aufenthalt werde getäuscht haben, muß ich der Zukunft allein zur Beantwortung überlassen; indeß befremden soll mich das Schlimmste nicht, weil es von jeher meine Art gewesen ist, ehe auf etwas Übles gefaßt zu sein, als mich mit Luftschlössern zu beschäftigen.“

Als Seydelmann seine Verhältnisse in Breslau löste, stellte ihm die Direktion des Theaters am 22. März 1819, als Beweis der Achtung ein Zeugniß aus, in welchem sie erklärte, „daß sich derselbe während der ganzen Zeit seines Engagements, als ein sittlicher und friedlicher Mann betragen und alle ihm obliegenden Pflichten mit Treue erfüllt habe, so wie auch sein Bestreben, sich in der Kunst zu vervollkommnen gern anerkannt werde.“

Seydelmann gewann in Grätz einen ziemlich bedeutenden Rollenkreis. Sein Eifer und seine Lust wuchsen mit seiner Beschäftigung. Die Kunstverständigern im Publikum erkannten es namentlich an, daß Seydelmann in seinen Darstellungen komischer Charaktere die frühere rohe Weise der Komiker, sich in burlesken Sprüngen zu ergehn und die Komik in eine Gliederbeweglichkeit zu setzen, durch eine feinere Charakteristik zu verdrängen strebte. Die Direktoren der Bühne übertrugen dem

jungen Künstler, angezogen von dem Kunstverstand, den er überall an den Tag legte, die Regie. Namentlich wandte Julius Schneller dem strebsamen Künstler seine Aufmerksamkeit zu und Seydelmann fühlte sich dadurch wahrhaft erhoben. Bei dem sittlichen Ernst, welchen derselbe in der Ausübung seiner Kunst bewies, nahm er jeden Tadel, mit dem sich zugleich die Achtung gegen sein Streben verband und aus dem die wohlwollende Absicht des Belehrens sprach mit Dank auf. Dagegen konnte ihn eine Kritik, oder eine hingeworfene sarkastische Bemerkung, der er nur die Stacheln anfühlte, tief verwunden. In diesem Gefühl richtete er einst in Grätz an Julius Schneller, auf dessen Urtheil er dankbar hinhorchte, die folgenden Zeilen, aus welchen eben sowohl der reizbare und ehrliebende Mensch, als der strebsame Künstler zu uns sprechen. Wir lassen dieselben hier folgen: *)

„Schelten Sie mich schwach, tadeln Sie mich! aber ich kann es nicht verschweigen, Ihnen nicht verschweigen, daß es mich tief im Innern verwundet — daß es mich recht bitter gekränkt hat, Ihren letzten Aufsatz im „Aufmerksamen" so geschlossen zu sehn. Wohl verstehe ich, was Sie sagten. Vergäß' ich's nur schnell! — Eine beissendere Kritik über die Darstellung meines Benefizstückes können Sie nicht schreiben und schrieben Sie ein Buch darüber.

Das Beste habe ich gewollt! Ich will es wahrlich immer! Wenn es mir gelingt, mag das Publikum in's Himmelsnamen richten und mit Strenge, denn ich kenne ihren Nutzen. Aber der Ruf an die im „Faust" mitwirkenden Künstler mit Hinweisung auf die Ausführung meines Lustspiels, ist so voll von Gift, als leer an freundschaftlichem Ernste, und weit mehr geeignet, das Vertrauen, das der Getadelte bisher zu Ihnen hegte, zu tödten, als zu erhalten. Ich habe Sie so wahrhaft lieb, daß ich mich nicht schäme Ihnen zu gestehn, daß mir Ihre Kränkung — Thränen entlockt hat, Thränen, wie Correggio sie weint, wie Michel Angelo ihn niederwirft von seinen Höhen in das Treiben unberufner Sudler. Mein Wille ist so rein, als der des armen Ma-

*) Ich verdanke diesen Brief an Julius Schneller der Güte des Herrn August Gerstel in Hamburg.

lers. O noch einmal, guter Herr Professor, würdigen Sie mich immer Ihres strengsten Tadels: Sie gewinnen meinen besten, wärmsten Dank, das Publikum und ich die bessere Leistung; was ich aber heute von Ihnen erfahren mußte, habe ich nicht verschuldet. Sie haben mich beschimpft und alle Welt hat es gesehn. Mir gilt die leise Warnung schon genug und fruchtet mehr, als die geballte Faust auf meinem Körper.

Von ganzem Herzen immer Ihr ergebener

Grätz, den 12. December 1819.

Karl Seydelmann.

Dieser Brief, weit entfernt Schneller dem Künstler zu entfremden, brachte denselben dem letzteren nur näher. Auch in späterer Zeit gedachte Seydelmann mit Wärme und Verehrung des Mannes, der ihm in Grätz eine so fördernde Theilnahme bewiesen hatte, wie es denn überhaupt ein sehr früh hervortretender Grundzug in Seydelmanns Charakter war, einmal ihm bewiesenes herzliches Wohlwollen nie wieder der Vergessenheit Preis geben zu können.

Dreiviertel Jahr hatte Seydelmann in Grätz ungetrübt seiner Kunst gelebt, als die vornehmen Wirthe dieses Theaters Bankrott machten; und dem Künstler, welcher auf drei Jahr engagirt worden war, nur die Aussicht auf einen völlig vergeblichen Prozeß eröffneten. Es blieb ihm unter diesen Umständen nur übrig bis zu den nächsten Ostern im Solde der Steyerschen Landstände fortzuspielen. Denn die Letzteren hatten sich einstweilen der verwaisten Bühne ihrer Hauptstadt annehmen müssen. Seydelmann schied zu Ostern 1820 von diesem Theater. Obwohl, unter sehr annehmbaren Bedingungen auf dem Papiere, zu bleiben eingeladen, fürchtete er doch nicht ohne Grund einen wiederholten Noth- und Angstschrei unter der nachfolgenden Direktion, welche, nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten, aus einem verzweifelnden Fiacre und einem blödsinnigen Drechslermeister zusammengesetzt worden war. Ein Jahr später erfüllte sich Seydelmanns Ahnung, indem die neuen Direktoren fallirten.

Frau und Kind, wohlversorgt in Grätz zurücklassend, versuchte Seydelmann sein Heil in der Kaiserstadt. Gegen die ersten Unfälle war derselbe durch ein bedeutendes Geschenk der Steyerschen Landstände ge-

sichert, deren besonderes Wohlwollen er sich im letzten Vierteljahre als Schauspieler und Regisseur erworben hatte. Auch mit Empfehlungsbriefen hatten sie den wanderlustigen Kunstjünger versehn. Aber die Empfehlungen fruchteten nicht und das Geld schwand allmälig. Graf Palfy in Wien wartete eben, ob er sein ausgespieltes Theater an der Wien selbst wieder gewinnen würde. Geschähe dies, dann sollte es auch Seydelmann wohl gehn. Denn der Graf hatte den Künstler, in Folge der oben gedachten Empfehlungen vor einem sehr gewählten Publikum und vier Regisseuren des wankenden Theaters zur Probe spielen lassen. Sowohl die vornehmen Herren als die Männer von Fach hatten sich darauf sehr günstig über den Künstler geäußert. Einige der ersteren versahen ihn in Folge dessen mit Empfehlungen an Bekannte und Verwandte in den Hauptstädten des Kaiserreichs. Vor allen schenkte Graf Pachta dem jungen Künstler eine warme Theilnahme, und würde demselben sogar zum Spiel im Burgtheater die Erlaubniß ausgewirkt haben, wenn Seydelmann den Muth zu diesem Schritte gehabt hätte. Die Scheu vor den Veteranen der Kunst und die Vorstellung, daß sich auf dieser Musterbühne nur Gäste von bedeutendem Rufe zeigen könnten, bestimmten Seydelmann auf ein Gastspiel im Burgtheater zu verzichten. Indessen wurden die fünf Wiener Kunsttempel eifrig besucht, aber die hohen Erwartungen, mit welchen der junge Künstler an die Vorstellungen herangegangen war, im Ganzen nicht erfüllt. Er begab sich darauf, im Wesentlichen wenig bereichert durch das, was er gesehn hatte, nach Preßburg. Dort gelang es ihm als Kotzebue's: Graf von Burgund den leicht erregbaren Ungarn außerordentlich zu gefallen und man würde ihn sogleich engagirt haben, wenn nicht der alte jugendliche Liebhaber dieser Bühne gedroht hätte, seine Frau, die erste Sängerin, von dannen zu führen, wenn man ihm einen so namenlosen Novizen an die Seite setzen wollte. Freundliche Wünsche für die Zukunft und ein sehr mäßiges Honorar für den Burgunder war Alles, was Seydelmann sein Ausflug nach Preßburg eingetragen hatte. Er wanderte darauf nach Wien zurück und, nachdem er sich an einigen Darstellungen der Schröder und des trefflichen Korn und Koch erquickt hatte, setzte er seinen Wanderstab nach Brünn. Hier füllte die Anwesenheit des Kaisers Stadt

und Theater. Für den Augenblick war also auch hier nicht anzukommen; erst nach beendigtem Jubel sollte er wieder Nachfrage halten.

Mit erschöpfter Börse, aber doch nicht ohne frohen Muth, trat Seydelmann jetzt dem alten Principal des nahen Ollmützer Musentempels, der über einem Ochsenstall angebracht worden war, unter die Augen, und sein munteres Wesen und seine anständig behängte jugendliche Gestalt machten auf den bejahrten Herrn einen günstigen Eindruck. Für 8 Gulden Wiener Währung (ohngefähr 3 Gulden rheinisch) für die Rolle ward ihm gestattet sich dem Publikum als Gast zu präsentiren. Seydelmann gefiel, was freilich nicht zu verwundern war, da er unter einer fürchterlichen Umgebung spielte. Je mehr sich die Ollmützer Kunst-Kollegen durch sein Glück und besonders durch seinen Eifer für die Sache verletzt fühlten, desto schmuckloser trat ihre ursprüngliche, rohe Natur gegen denselben hervor. Er hatte viel zu erdulden und machte hier die ersten gründlichen Erfahrungen im kollegialischen Zusammenleben und Wirken.

Seydelmann hatte indessen 13mal für das angegebene Honorar gespielt. Da alle seine Briefe an die vornehmsten Theaterdirektoren Deutschlands ohne Antwort blieben, Frau und Kind aber nicht länger ohne ihn sein konnten, sah er sich endlich genöthigt eine Anstellung beim Ollmützer Theater anzunehmen, jedoch mit Vorbehalt einer sechswöchentlichen Kündigung. Hier lernte Seydelmann nun das Treiben kleiner Bühnen auf das genauste kennen und ward ganz in die tiefe Misère dieser Zustände eingeweiht. An Sonntagen wurden die Mitglieder in die nächsten Städtchen und Marktflecken kutschirt, wo sie auf Tanzböden, in Wirthsstuben, auch wohl in Scheunen die Ansprüche eines auserlesenen Publikums befriedigen mußten. Von dem Jammer des Tages abgemattet lagen die Nachfolger des Thespis in der Nacht friedlich nebeneinander auf Stroh. Als Liebling des Publikums, namentlich im Standquartier Ollmütz, ward Seydelmann die Vergünstigung bei diesen Ausflügen im Direktionswagen zu sitzen, eine Auszeichnung, welche ihn der dadurch mächtig aufgestachelte Neid seiner Kollegen schwer büßen ließ. Einst war durch ein Mißverständniß dieser Direktionskarren früher aus dem Orte weggefahren, in welchem am verflossenen Abend

gespielt worden war, und Seydelmann blieb auf den Gesellschaftswagen angewiesen. Die Kollegen benutzten diesen Umstand sogleich, um den Bevorzugten ihren Unmuth fühlen zu lassen. Sobald dieselben ihre Plätze im Wagen eingenommen hatten und Seydelmann sich eben anschickte an ihrer Seite Platz zu nehmen trieben sie den Kutscher an, eiligst davonzufahren. Kein Rufen ward beachtet. Dabei strömte der Regen und die Wege waren kaum zu betreten. Da stand Seydelmann im leichten Frack, in ziemlich abgesohlten Theaterschuhen, das Herz voll bitteren Jammers, und mußte fast zwei Meilen zu Fuß zurücklegen, denn, um den Wagen noch zu ereilen hatte er sich schon eine gute Strecke von der Stadt entfernt und mochte nicht wieder zurückkehren.

Solche Züge brutaler Gesinnung, verbunden mit dem verächtlichen Treiben seiner Genossen, welche den Fleiß ihres Kollegen als ein elendes Surrogat betrachteten, dessen sie in ihrer Genialität durchaus nicht bedürften, entfremdeten Seydelmann denselben immer mehr und ein bittrer Unmuth reifte in seiner Seele. Immer mehr und mehr in sich zurückgedrängt fand er nur noch Erholung wenn es ihm in emsiger Vorbereitung auf sein Spiel gelang, die Eindrücke der gemeinen Wirklichkeit auf Augenblicke zu vergessen. Diese trüben Erfahrungen und Berührungen mit dem Schlamme des Lebens bildeten in Seydelmann den Hang sich zu isoliren, dem er auch später so sehr nachging, zu einer Gemüthsrichtung aus, der er sich nur mit Mühe und in Folge mächtiger Anregungen entriß.

Obgleich Seydelmanns ökonomische Verhältnisse in Ollmütz bedeutend verbessert worden waren, ihm auch eine fast unumschränkte Wahl der Rollen zustand, so sehnte er sich doch aus Liebe zur Kunst aus diesen Verhältnissen heraus. Die Befriedigung der Eitelkeit, hier in Ollmütz der anerkannt Erste und Begünstigte zu sein konnte gegen das Streben unter Künstlern ein wahrer Künstler zu werden, nicht aushalten. Die Prager Bühne, damals unter Leitung des Herrn von Holbein, stand in dem besten Rufe. Man wußte, daß der Direktor aufstrebenden Talenten, welche es ernst mit der Kunst meinten, gern die Hand bot und daß hier ein sittlicher Eifer für das Zusammenwirken der Kräfte waltete. Seydelmann entschloß sich daher, Herrn von Holbein gradezu um ein Engagement bei der Prager Bühne anzugehn und that dies in so origi-

neller und zugleich die Energie seiner Gesinnung verrathender Weise, daß dies Schreiben eines noch ganz unberühmten Mannes die Aufmerksamkeit des Direktors erregen mußte. Wir theilen dieses körnige Gesuch Seydelmanns an Herrn v. Holbein mit: *)

„Ich spiele in einem Fleischscharren, allein so viel ich von Ihnen weiß, stoßen Sie sich nicht daran und Talent besiegt bei Ihnen alle Vorurtheile. Ich glaube, ich habe Talent, allein ich weiß nicht, wo es hinaus will. Ich glaube, Sie würden es bald sehn und ihm freundlich den Weg zeigen. Engagiren Sie mich, wofür und für was Sie immer wollen. Ich ergebe mich Ihnen unbedingt. Wenn Sie mich nicht so stellen können, daß ich brauchbar bin, so ist's Nichts mit dem Theater und ich muß einen anderen Weg einschlagen. Ich habe Bildung, Fleiß und ein dankbares Herz. Wagen Sie es mit mir."

Herr v. Holbein, dessen Interesse durch diesen Antrag lebhaft für Seydelmann erregt worden war, schrieb demselben daß er ihm zwar keine Aussicht auf ein bestimmtes Rollenfach eröffnen könne; aber, wenn derselbe sich zur Übernahme jedweder Rolle, auch der kleinsten, welche von ihm gefordert werde, verstehn wolle, er ihm ein Probeengagement mit monatlich 100 Gulden Wiener Währung anbiete. Zu diesem Bescheide hatte indessen auch die Empfehlung des jungen Grafen Pachta an Holbein mitgewirkt, auf welche der Letztere ein entschiedenes Gewicht legte. Seydelmann zögerte nicht seine Zusage zu geben, und am 3. August 1820 erhielt er die definitive Zusicherung seines Engagements, zugleich mit der Anweisung eines angemessenen Reisegeldes. Herr v. Holbein sagte ihm in dem gedachten Schreiben die Vertrauenerweckenden Worte, welche wir als die Grundlage des spätern innigen, auf gegenseitiger Hochachtung und Liebe ruhenden Verhältnisses zwischen den beiden Männern betrachten dürfen: „Ein so gebildeter Mann, wie Sie mir scheinen, ist hoffentlich auch von dem eitlen Wahne gewöhnlicher Afterkünstler frei. Ist dies der Fall und Ihr Talent entweder jetzt schon bedeutend, oder eine höhere Ausbildung versprechend, so finden Sie in mir

*) Ich verdanke diese Zeilen, wie die folgenden Mittheilungen über Seydelmanns Verhältnisse in Prag, wie über seine Beziehungen zu Herrn v. Holbein der Güte des Letzteren.

den rechten Mann zur Eröffnung einer angemessenen Laufbahn. Paart sich dies Talent mit redlichem Gemüth, so werde ich mich auch mit Vergnügen als Ihren Freund bewähren."*)

Sobald Seydelmann in Ollmütz gekündigt hatte empfand man seinen bevorstehenden Verlust so lebhaft, daß ihm die Abonnenten des dortigen Theaters einen Subscriptionsbogen zuschickten, woraus er ersah, wie die Freunde der Bühne zusammengetreten waren, um ihm einen bedeutenden Gehaltszuschuß zu sichern, wenn er bleiben wolle. So lange Seydelmann in ihrer Mitte weilen möchte, sollte ihm dieser Ehrensold allmonatlich zugestellt werden. Selbst die Aussicht auf die Direktionsstelle eröffnete sich ihm. Der Künstler, obwohl von diesem Beweise der Liebe und Anerkennung lebhaft ergriffen, wies dies ehrenvolle Anerbieten dennoch zurück. Der künstlerische Ehrgeiz siegte; Seydelmann ging nach Prag.

Die Übersiedelung nach Prag bildet einen wesentlichen Wendepunkt in Seydelmanns künstlerischer Entwicklung. Zum ersten Mal nach seinen Wanderungen fand der Künstler, nachdem er durch die vielseitigste Beschäftigung eine große Theater-Routine gewonnen hatte, eine Bahn für die Entfaltung seines eigentlichen Talentes. Seine ganze Geisteseigenthümlichkeit wies ihn auf die eigentliche C h a r a k t e r d a r s t e l l u n g. Aus einem gegebenen Keime einen individuellen Menschen werden zu lassen, dessen Lebensäußerungen sich zu Ästen und Zweigen eines reichbelaubten Baumes ausbreiten, ward jetzt Seydelmanns höchstes Streben, welches aus der Wurzel seines ganzen innern Lebens hervorbrach. In Prag war ihm die Stätte gegönnt dieser Richtung zum ersten Mal ein freies Genüge zu thun. Die gewöhnliche Technik war als die negative Bedingung zur Ausführung eines Kunstgebäudes erworben, der Schlamm des Lebens drang nicht mehr zerstörend in die Thätigkeit seines Gestaltens ein; ja er hatte an dem Vorstand des Instituts sogar den Mann gefunden, welcher, die tiefe Geisteseigenthümlichkeit Seydelmanns durchschauend, ihr die Schranken zur freisten Bewegung öffnete. So

*) Dieser, so wie mehrere andere Briefe des Herrn v. Holbein an Seydelmann, aus welchen die innige Verehrung des Ersteren für den Künstler hervorgeht, liegen mir aus dem Nachlaß Seydelmanns vor.

wird Prag recht eigentlich die Wiege der Künstlerschaft Seydelmanns, wie seines Ruhms. Hier gewinnt daher der Fleiß des Künstlers erst seinen starken geistigen Halt, hier bricht er die ersten reifen Früchte seiner tapfern Anstrengungen, hier lernt er seine eigentliche Künstlernatur selbst durchschauen. Die Gemüthsruhe, welche Seydelmann in Prag gewonnen hatte, das immer steigende Wohlwollen, welches ihm Herr v. Holbein bewies, gaben dem Künstler die Kraft, sich auf das gründlichste in seine Aufgaben zu vertiefen; auch das Untergeordnetste mit dem gewissenhaftesten Fleiße zu behandeln und selbst sehr unbedeutende Rollen mit stetem Hinblick auf das Ganze auszuarbeiten. Dadurch gewann der Künstler eine Concentration seiner Kräfte, daß er in jedem Momente über den ganzen Umfang derselben gebieten lernte. Seine Geisteseigenthümlichkeit, welche ihn unablässig zur Gestaltung eines ganzen Menschenlebens hinwies und die Schauspielkunst nur in die Darstellung abgeschlossener Charaktere setzte, mußte ihn hier, wo sie sich zuerst Bahn brach in eine ganz natürliche Opposition gegen alle abstrakte Idealität, gegen das Pathos der Rhetorik und die Deklamation bringen. Es lag daher in der Natur seiner Richtung namentlich der Bildung der Charakter-Maske einen unermüdlichen Fleiß zuzuwenden. Durch sie wollte er sogleich auf einen Schlag zur Anschauung eines Menschenlebens nöthigen, welches sich in den Zügen und der ganzen sinnlichen Erscheinung zusammenfaßte. In Prag findet er zuerst das Geheimniß durch die Charakter-Maske zu wirken und durch sein Erscheinen den Zuschauer schon in eine tiefe Spannung zu versetzen. Selbst die Nächte werden dazu verwendet, die Züge des Bildes, wie es vor seiner Phantasie stand, der natürlichen Physignomie einzuprägen und sie durch die Kunst des Schminkens zu firiren. Die liebevolle Gattin saß ihm dabei zur Seite und prüfte gemeinschaftlich mit dem Künstler ob und wie weit das beabsichtigte Bild gelungen sei. So ward namentlich die Charakter-Maske Friedrichs des Großen, welchen Seydelmann im Tagsbefehl von Töpfer spielen sollte, eine Rolle, welche ihm Herr v. Holbein mit froher Zuversicht zugetheilt hatte, die Nacht vor der ersten Aufführung des Stücks so lange geformt, bis sie beiden Gatten völlig genügte.

Indem sich Seydelmann hier mit der vollen Kraft seines Geistes

in die Richtung wirft, individuelle Menschen zu schaffen, welche ihre Lebensbewegung aus sich selbst erzeugen und nicht durch das Sprachrohr des Dichters existiren, legt er natürlich noch alles Gewicht auf die reine Naturwahrheit. Im Streben nach Wahrheit, nach individueller Lebendigkeit waltet indessen noch die Naturtreue, gleichsam die nackte, noch nicht im Feuer der Idealität wiedergeborne Wahrheit vor. Selbst wenn wir nicht durch einzelne Andeutungen und Mittheilungen davon unterrichtet wären, daß in Seydelmanns Darstellungen aus dieser Periode, wie selbst noch aus der ersten Zeit seines Aufenthalts in Cassel, die Naturtreue fast ausschließlich, mithin auch bisweilen auf Kosten der Idealität zu ihrem Rechte gekommen sei, so würde sich dies aus der Richtung unseres Künstlers mit Nothwendigkeit ergeben. Wer alle Kräfte sammelt, um wirkliche Menschen zu schaffen, um ein individuelles Leben zu gestalten, der wird auf den ersten Stadien vor Allem nach der menschlichen Wahrheit seiner Gebilde fragen; die Idealität wird ihm noch die untergeordnete Sorge sein; er wird überall darauf denken, Etwas zu geben, das sich in der Wirklichkeit wiederfindet, wozu das Leben selbst den Maaßstab abgiebt. Der Konflikt mit der Idealität wird aber besonders da heraustreten, wo der Dichter selbst sich in die Darstellung der gemeinen Wirklichkeit verirrt und uns nur die nackte Treue gegeben hat. Hier, wo das Gebot an den Darsteller ergeht, diese individuelle und gleichsam impertinente Wahrheit in eine bedeutungsvolle zu verwandeln, wird und muß sich die ausschließliche Hingebung des Schauspielers an die bloße Naturwahrheit vornämlich rächen. Während der Fortschritt derjenigen Darsteller, welche vorzugsweise die Idealität erstreben, falls sie ächt künstlerische Naturen sind, darin bestehn wird, das Unbestimmte und zu wenig Individuelle ihrer Gestalten durch die individuelle Bestimmtheit zu verdrängen, so wird der Fortschritt der andern, vorzugsweise auf die Naturwahrheit dringenden Künstler in einer Veredlung derselben, in einer Erhebung zur Idealität bestehn. Die Ersteren statten allmälig ihre ätherischen Menschen mit der Schwere eines Körpers aus und bannen sie auf die Erde, sie setzen der Unbestimmtheit die Schranke der individuellen Bestimmtheit und lassen das himmlische Feuer sich

an irdischem Stoffe nähren, die Letzteren verklären allmälig die Abbilder der Wirklichkeit zu idealen Gestalten und drücken den individuellen Zügen den Stempel einer bedeutungsvollen Lebendigkeit auf. Die Ersteren wenden sich aus der Weite der abstrakten Idealität der Enge und Abgeschlossenheit eines individuellen Lebens zu, ohne dies mit den Verlust des allgemeinen Gehalts zu erkaufen, die Letzteren weiten die einzelne, abgeschlossene individuelle Lebendigkeit zu einem Träger allgemeiner Lebensgesetze aus, ohne den individuellen Menschen darüber einzubüßen.

In diesem aus der Natur der beiden verschiedenen Richtungen der dramatischen Darstellung abgeleiteten Gesetze liegt auch schon angedeutet, daß, da Seydelmann wesentlich nach der Seite der Naturwahrheit gravitirte, sein Fortschritt nach der Seite der Idealität und des allgemeinen Gedankengehaltes, mit welchem er seine Gestalten allmälig befruchtete, erfolgen mußte. Wir kehren nach dieser Digression zum Leben des Künstlers zurück.

Seydelmann hat es mit einer durch Nichts verminderten Dankbarkeit immer anerkannt, daß Herr v. Holbein ihn mit der unverkennbarsten Theilnahme, in der Entwicklung seines Talentes bedeutend gefördert habe. Kurze Zeit, nachdem Seydelmann nach Prag gekommen war, theilte ihm Herr v. Holbein, nach einigen Sondirungen in unbedeutenderen Rollen, den Sirus in den Brüdern des Terenz zu. Seydelmann war über die Bedeutung dieser Aufgabe überrascht nnd verwirrt. Er wähnte im ersten Augenblick, daß er diese Rolle nur einem Irrthum verdanke, ging zum Direktor, welcher ihn indessen durch näheres Eingehn in diesen Charakter zu überzeugen suchte, daß er denselben, sobald er nur wolle, mit Beifall darstellen werde. Als sich Seydelmann nun selbst in diesen kecken, sinnlichen und durchtriebenen Sklaven, einen der Typen der neuen nach Rom übersiedelten Komödie, vertieft hatte, kehrte er, freudig bewegt, zu Herrn v. Holbein zurück und erklärte ihm, er hoffe die Aufgabe lösen zu können. Die Aufführung bewährte den Blick des Direktors. Seydelmann hatte seinen eigentlichen Beruf zur Charakterdarstellung erkannt, einen festen Standpunkt gewonnen, und concentrirte von nun an seine ganze Thä-

tigkeit dahin, sich einen weiten Kreis der mannigfaltigsten Charakterrollen zu schaffen. Der Künstler machte, nach Herrn v. Holbeins ausdrücklicher Versicherung, in der kürzesten Zeit unglaublich schnelle Fortschritte und ward eine Zierde der Prager Bühne. Der Direktor hatte selbst die eigensinnigsten Zweifler an Seydelmanns ächtem Künstlerberuf bekehrt, und die anfangs von manchen Seiten gegen den Ersteren lautgewordenen Anklagen partheiischer Begünstigung des Künstlers verstummten vor der überzeugenden Kraft seiner Erfolge. So sehr auch das künstlerische Selbstgefühl Seydelmanns durch seine Siege über die Massen erstarken mußte, so gewann er es doch nicht über sich, eine Erhöhung des Gehalts zu fordern. Indessen erkannte Herr v. Holbein die Berechtigung eines solchen Anspruchs freiwillig an, erhöhte die Gage aus eignem Antriebe, zuerst um 600 Gulden, und fügte derselben später noch eine ähnliche Gehaltsverbesserung hinzu, so daß Seydelmann statt der ursprünglichen 1200 Gulden 2800 Gulden hatte, nebst einem Benefiz, welches ihm mit 500 Gulden garantirt ward. Herr v. Holbein würdigte die Zurückhaltung Seydelmanns, in diesem Punkte, wie sie es verdiente, indem er dem Künstler die Gehaltszulage jedes Mal mit den Worten Göthe's ankündigte: „Die stillen Gläubiger sind es, die am dringendsten mahnen.“

Die großen Anstrengungen, welche sich Seydelmann in Prag, bei einer nur schwachen Körperkonstitution, aus künstlerischem Ehrgeiz zumuthete, regten seine Nerven sehr auf. Ja, er litt damals nicht selten an Krämpfen im Unterleibe, welche die Gattin oft in die lebhafteste Angst versetzten. Man brachte ihn sogar einmal von der Probe ohnmächtig nach Hause. Die über seinen Zustand zu Rathe gezogenen Ärzte hielten einen Besuch von Teplitz und Carlsbad für dringend nothwendig. Seydelmann ging darauf nach Teplitz, folgte indessen, nachdem er daselbst drei Wochen die Kur gebraucht hatte, der dringenden Aufforderung des dortigen Theater-Direktors Moscheck zum Spiel. Vergeblich that die Gattin Einspruch. Der König von Preußen wurde nämlich mit einem der Prinzen erwartet und Moscheck versprach sich Alles von Seydelmanns Auftreten, namentlich im Tags- und Herzogs-Befehl. Der Künstler spielte sechs Mal mit dem größten Er-

folge; aber die Teplitzer Kur war nicht beendet worden, und Carlsbad konnte gar nicht mehr besucht werden, da er nach Prag zurückkehren mußte. Er betrat die Prager Bühne mit erhöhtem Selbstbewußtsein und mit immer wachsender Liebe gegen Herrn v. Holbein, welcher dem Künstler bei dieser Reise bereitwillig in Allem Vorschub geleistet hatte und sein inniges Wohlwollen für denselben immer entschiedener bethätigte.

Seydelmann, dessen Ruf als Charakterdarsteller schon von Prag aus sich auszubreiten anfing, hatte indessen aus Cassel ein Anerbieten erhalten, welches ihm die Aussicht auf eine lebenslängliche Versorgung bot. Der Theater-Prinzipal aus Cassel, Feige, hatte nämlich bei seiner Anwesenheit in Prag, Seydelmann gesehn und den Wunsch, denselben für Cassel zu gewinnen sehr lebhaft gegen den Künstler ausgesprochen. Der Gedanke, durch ein lebenslängliches Engagement sich und vielleicht auch Frau und Kind sicher stellen zu können, reizte Seydelmann; gleichwohl konnte er es nicht über sich gewinnen, Herrn v. Holbein die ihm gemachten vortheilhaften Vorschläge mitzutheilen, weil er es undankbar fand, dies Verhältniß zu lösen, nachdem er in Prag zu einer künstlerischen Bedeutung gekommen und dem Institut, wie dem Direktor so nützlich geworden war. Herr v. Holbein aber, als er das dem Künstler von Cassel aus gemachte Anerbieten erfahren hatte, hielt es für selbstsüchtig, wenn er seinen Vortheil mehr als das Glück des ihm schon so werth gewordenen Mannes berücksichtigen wollte. Er bestimmte daher erst Seydelmann zur Annahme des Engagements in Cassel und beseitigte jeden Scrupel desselben, als ob die Lösung seines Verhältnisses in Prag mit den Pflichten der Pietät gegen ihn stritte.

Die Beziehungen Seydelmanns zu Herrn v. Holbein machten daher die Trennung nur noch inniger. Es liegen uns eine Menge Schreiben des Letzteren an den Künstler vor, aus welchen ein eben so tiefer Antheil an Seydelmanns Wohlergehn, als der freudige Ausdruck der Bewunderung für das Talent desselben zu uns sprechen; wie umgekehrt Seydelmann mündlich und schriftlich es nicht genugsam wiederholen konnte, daß Herr v. Holbein ihm die eigentliche Künstlerlaufbahn

eröffnet habe. Als endlich nach manchem, immer wieder vereiteltem Streben beider Theile, sich wieder im Leben zu begrüßen, Seydelmann im Jahre 1835 auf seiner Rückkehr nach Stuttgart einige Mal in Hannover, wo damals Herr v. Holbein Direktor war, mit glänzendem Erfolge gastirte, konnte er es sich, als er hervorgerufen wurde, nicht versagen, öffentlich auszusprechen, daß diese Anerkennung ihn doppelt beglücke, da ihm dieselbe unter den Augen des Mannes zu Theil werde, dem er die Eröffnung seiner künstlerischen Laufbahn verdanke. Leider vereitelten die Verhältnisse ein zweites derartiges Zusammentreffen beider Männer. Dem mehrfach gegen Seydelmann wiederholten freudigen Bekenntniß Holbeins daß „ein Mann von so viel Geist, Talent, Kopf und Herz ihm unendlich theuer sei" antwortete der Künstler durch den Ausdruck einer unwandelbaren Pietät.

Seydelmann ging, zwar zunächst nur auf Zeit angestellt, jedoch mit der ihm eröffneten Aussicht auf ein lebenslängliches Engagement nach Cassel. Wir finden in seinem Nachlaß über seinen Aufenthalt daselbst die Bemerkung: In Cassel ging es dem Schauspieler Seydelmann ausnehmend gut, der Mensch gefiel sich gleich von Anfang nicht." Fürst und Publikum zeichneten ihn nämlich bald ungewöhnlich aus; er erhielt sowohl von Seiten des Kurfürsten, als seiner separat wohnenden Gemahlin ehrende Beweise des Wohlwollens. Indessen hatten widrige Umstände den Künstler schon vor seiner Anstellung in Cassel genöthigt, manche Schulden zu machen, deren Abtragung ihm noch immer nicht möglich geworden war. Vermehrte Ausgaben waren dazu gekommen, eine kostspielige Badekur hatte die Schuldenlast noch um mehrere hundert Thaler vermehrt. Seydelmann war daher genöthigt, um nur seinen Verpflichtungen nachzukommen, sich manchen Entbehrungen zu unterziehen. Er beantragte daher, mit Berufung auf seine Lage, eine Gehaltserhöhung und wies sowohl auf den Beifall, den er sich erworben als auf sein umfassendes Repertoir hin. Er drang in aller Ehrerbietung auf ein lebenslängliches Engagement, welches ihm zugleich die Beruhigung gewährte, nach seinem Tode Frau und Kind vor Noth geschützt zu wissen. Der Gedanke seinen Pflichten als Gatte und Vater in dieser Beziehung Genüge zu leisten,

bestimmte ihn daher für den Fall, daß man seiner Wittwe eine lebenslängliche Pension von 300 Thlr. zusicherte, sowohl einen geringeren Gehalt, als auch eine geringere Pension für sich zu beantragen. Obgleich ihm indessen Graf Palfy, welcher das Theater an der Wien wieder gewonnen hatte, ein äußerst vortheilhaftes Anerbieten machte, so zog er doch die lebenslängliche Anstellung mit der Pension für sich und seine Gattin, welche ihm in Cassel bewilligt worden war, jener für den Augenblick glänzenderen Stellung in Wien vor.

Der Gesundheitszustand Seydelmanns verschlimmerte sich in Cassel auf eine beunruhigende Weise. Ein sehr beängstigender Bluthusten quälte ihn, zu dem sich Athmungsbeschwerden gesellten. Seine Stimmung ward sehr düster, er versank auf Zeiten in eine tiefe Schwermuth. Sein Arzt sandte ihn darauf nach Ems. Die dort gebrauchte Kur schien für den Augenblick dem Übel abgeholfen zu haben; aber das Bad hatte nur momentane Abhülfe gebracht und ward, während des Aufenthalts in Cassel viermal von ihm besucht, ohne eine radikale Heilung zu bewirken. Die Aufregung, in welche Seydelmann die Ausübung seiner Kunst versetzte und der eiserne Fleiß, welchen er den Vorarbeiten zu seinen Darstellungen unablässig zuwandte, griffen immer wieder die durch den Aufenthalt in Ems einigermaßen wiederhergestellte Gesundheit an. Dabei hauste sich Seydelmann immer mehr in sich ein, er floh die Gesellschaft und sah es sehr ungern, wenn man ihn auf irgend eine Weise zu einem Verkehr nöthigte, der nicht ganz aus seinem innersten Bedürfniß hervorgegangen war. Auf einer dieser Badereisen lernte er Pius Alexander Wolff kennen, welchen er höchlich verehrte, weil er in ihm ein seltenes Gleichgewicht von Talent und Bildung, von ursprünglicher Kraft und durch Fleiß erworbener Künstlerschaft erkannte. In diesem Sinne werden wir Seydelmann in einem weiter unten mitzutheilenden Briefe die Verehrung für seinen Kunstgenossen aussprechen hören.

Von Cassel aus fing schon Seydelmanns Ruf an, sich in Deutschland mehr auszubreiten. Er gastirte in Elberfeld, Düsseldorf und Hamburg, überall mit dem ausgezeichnetsten Erfolge. Die Naturwahrheit und Kraft der Individualisirung gewannen seinem Spiel eine um so

freudigere Zustimmung, je mehr diese Richtung von der deutschen Bühne verdrängt und einer abstrakten Idealität, einem rhetorisirenden Pathos gewichen war. Daß in Seydelmanns Darstellungen damals noch, wie in Prag, das ganze Gewicht auf der Wahrheit und Treue der Natur ruhte, bestätigt uns übrigens unter Anderm eine scharfe und scharfsinnige Kritik über sein Gastspiel in Hamburg. Die Beurtheilung kann sich die große Bedeutung Seydelmanns nicht verhehlen, was sie schon dadurch bekundet, daß sie an ihn den Maaßstab des großen Schröder legt; aber sie hebt zugleich auch sehr entschieden das Vorwalten einer nackten Naturwahrheit heraus. Wir theilen zur Bestätigung des Gesagten einige Stellen der gedachten Kritik mit, da dieselbe zugleich mit dem zusammentrifft, was wir oben aus der Richtung Seydelmanns principiell abgeleitet haben. Dieselbe ist aus dem Jahre 1826 und bespricht die Gastrollen Seydelmanns, sehr in das Detail eingehend und mit steter Rücksicht auf Schröder. Sie hebt namentlich an dem Letzteren hervor, daß derselbe auch Gestalten aus dem bürgerlichen Leben, wie z. B. dem alten Dominique im Essighändler ächte Poesie einzuhauchen gewußt habe, und fährt dann fort: „Seydelmann ist noch nicht dahin gelangt, die edleren Gestaltungen zu lieben. Er ist ein talentvoller, genialer Darsteller, zieht es aber noch vor, auf dem kürzesten Wege zum Ziele zu gelangen. Costüme und Benehmen, Haltung und Sprache waren mehr nach dem Leben, als die Kunst ertragen kann; an Veredlung des Bildes war nirgends zu denken, sondern nur auf prosaische Ähnlichkeit war es abgesehn." In ähnlichem Sinne heißt es von seiner Darstellung des Ossip in Isidor und Olga: „Die ganze Darstellung war mit der größten Bestimmtheit nach genauem Maaße angelegt und in der Ausführung zeigt sich ein Muth, ich möchte fast sagen, eine Keckheit, die schon einen hohen Grad von innerer Überzeugung und eine wahrhaft geniale Richtung des Geistes voraussetzt. Trotz aller dieser Vorzüge war jedoch das Ganze mehr Portrait, als Charaktergemälde, und in dem kunstvollen Ausmalen dieses Portraits gab Herr Seydelmann einigermaßen Ersatz für Manches von ihm Unbeachtete, das der Dichter zur Begründung einer tieferen Charakteristik angedeutet."

Seydelmanns Leben in Cassel ward indessen durch das Zusammentreffen körperlicher Leiden, von denen das Bad Ems immer nur momentan befreite, mit seinen bedrängten ökonomischen Verhältnissen immer freudloser. Die Verstimmung drängte ihn immer tiefer in sich zurück; die Beziehungen zur Direktion der Bühne umdüsterten sich täglich mehr; eines belebenden, Gemüth und Verstand fesselnden Umgangs, der ihn mit dem Leben hätte versöhnen können, entbehrte er gänzlich. Nur der einzige Spohr ward von ihm, als eine auserwählte, hochbegabte, tiefe Natur verehrt und diese Neigung auch von dem Komponisten warm erwiedert, welcher unserem Künstler zum Zeichen seiner Hochachtung einige seiner Kompositionen, mit herzlichen Worten begleitet, zusandte. Aber diese einzige erquickliche Beziehung zu einem ächten Künstler konnte für die übrige Dürre des Lebensverkehrs doch nicht entschädigen, da beider Gebiete zu gesondert von einander lagen.

Die ökonomische Lage Seydelmanns drohte indessen immer tiefer zerstört zu werden. Nicht ohne innern Kampf entschloß sich derselbe, um einen Gehaltsvorschuß zu bitten (am 13. April 1828.) Das erste Entlassungsgesuch, (vom 20. Februar 1828) welches Seydelmann früher eingereicht, war nicht nur sehr entschieden abgelehnt worden, sondern hatte ihm auch die Ungnade des Kurfürsten zugezogen. Seine Stellung hatte sich dadurch wesentlich verschlimmert. Als nun seinem dringenden Gesuch um einen Gehaltsvorschuß ebenfalls eine abschlägliche Antwort folgte, griff eine tiefe Erbitterung gegen seine dortige Stellung in seinem Gemüthe Platz, welche sich zunächst gegen Denjenigen kehrte, den Seydelmann als Urheber einer Zurückweisung ansehn mußte, welche ihn nicht nur einer zerrütteten Lage hoffnungslos Preis gab, sondern auch eine nicht zu verschmerzende Demüthigung für ihn einschloß.

Schon früher hatte Seydelmann, in Folge seines Gastspiels in Hamburg, mit der Direktion dieses Theaters eine Engagements-Korrespondenz angeknüpft, welche auch bis zum Abschluß des Kontraktes gediehen war. Hier sprach der Künstler offen und unumwunden das ganze Mißbehagen, in welches ihn die Verhältnisse in Cassel versetzten, aus. Die an den damaligen Direktor des Hamburger Theaters Lebrün

gerichteten Zeilen geben ein treues und lebendiges Bild des verzehrenden Unmuths, der in Seydelmann über seine ganze künstlerische Stellung gereift war. Er sagt in diesem charakteristischen Schreiben: „Es ist Ihnen also Ernst, mich für Ihre Bühne zu „gewinnen"? So sage ich Ihnen denn, daß es auch mein völliger Ernst ist, Cassel zu verlassen, und daß ich von allen Orten, mit denen sich eine Verbindung würde anknüpfen lassen, Hamburg zuerst anspreche. Ich weiß wohl, daß auch da der Unannehmlichkeiten mancherlei mich treffen können, allein wo nicht? Wenn man nun gegen dergleichen gerüstet sein muß, überall, so fragt's sich's, wo giebt es auch Freude neben Leid? In Cassel? Nein. In Hamburg? Ja! Drum will ich auch nicht länger zögern; ich fühle es zu zu lebhaft, daß ich es einst bereuen würde, wenn ich länger bliebe! Von allem Anfang meines Hierseins habe ich empfunden, daß in Cassel der Schauspieler seine Heimath nicht finden könne; und jedes kommende Jahr hat meine traurige Ahnung bestätigt. Hätte sich mein Verhältniß von der Bühne herab zum Publicum nicht gleich so freundlich gestaltet, wäre es nicht fortdauernd dasselbe geblieben, hätte sich vor Ablauf meines Contraktes nicht die lebenslängliche Anstellung ergeben; wie lange wäre ich schon fort! Was könnte auch den Schauspieler, der es mit Leib und Seele ist, hier fesseln! Der innige Antheil etwa, den man an der Kunst nimmt? O nein! Nicht allein Schauspieler, auch Maler, Musiker und Bildhauer, die ihr Geschick hierher verschlug, Alle fühlen sich entmuthigt, entkräftet auf diesem unfruchtbaren Boden. Neubegier und Nichts als Neubegier ist es, welche hier die Verbindung zwischen Publicum und Künstler knüpft. Gaffen, Hören, Stoff zu Klatschereien will man, sonst auch Nichts, gar Nichts! Sonst ist ihnen Kunst ein hohler Name, und die Künstler sind ein müßiges fatales Volk, das frevelhafter Weise Geld wie Heu kriegt. Personen, die nicht gradezu diese barbarische Gesinnung äußern, giebt es freilich da, wie dort versteckt in einer Hinterstube, aber nur der Zufall macht bekannt mit ihnen, und die Angst, mit der sie sich dem Künstler gegenüber zeigen flößt Erbarmen ein. Einzelne, mit denen umzugehen Freude und Belehrung schafft, führen Eine Klage mit den Künstlern, theilen ihren Mißmuth,

aber leise — leise; denn erführ' es der Vandalenhaufe, dann wackelte die Existenz der Armen und das Brod der Kinder würde knapp. Der Hof nun? lebt getrennt. Der Fürst ist gut; die Fürstin auch; doch fürcht' ich fast, es reicht nicht völlig hin, Ihm nur und seinem Volke zu gefallen. — Leider bedarf es hier noch ganz anderer Talente, als derer, welche den Künstler machen! Und besitzt man diese nicht, was nützen dann die letztern? — Wem das heilige Gefühl für Kunst in voller Reinheit aufgegangen, kann der etwas anderes sein, als offen, edel, stolz! und solche Eigenschaften brechen hier wohl ehr das Genick, als sie es aufrecht halten. Wenn ich nun in solchen Gesinnungen lebe, bei aller Kenntniß ihrer Gefährlichkeit auf dem Platze, wo ich stehe, wenn ich Ihnen durchaus kein hypochondrisch Bild von unserem Publicum entwarf, wenn ich es immer klarer einsehe, daß ich fort muß aus dieser Unheimlichkeit der Umgebungen, wo nichts, als seine Pflicht zu thun Verderben bringend wirken kann — werden Sie dann noch im mindesten zweifeln mögen, daß es mir der allervollkommenste Ernst sei fortzugehn?"

Man ersieht aus diesem Erguß, in welchem Zwiespalt mit der ganzen ihn umgebenden Wirklichkeit in Cassel sich Seydelmann befand. Und doch war er damals noch nicht durch die Ablehnung seines Gesuchs um Gehaltsvorschuß verwundet worden. Die Stimmung Seydelmanns gränzt an Verzweiflung, mit der sich der Ingrimm vermischt, an eine solche Stellung gebunden zu sein. Er bat wiederholentlich um seine Entlassung und sprach es unumwunden aus, daß von ihrer Verweigerung sein Unglück abhänge. Vergebens! Er erschien sich wie ein zu lebenslänglicher Gefangenschaft Verurtheilter, der die Thüren seines Kerkers zu sprengen das Recht habe. Ein solcher Bruch mit denjenigen, an welche er durch seine amtliche Stellung gebunden war, konnte auch durch eine endlich dargebotene Hülfe zur Wiederherstellung seiner finanziellen Verhältnisse nicht geheilt werden. Die erste Kränkung hatte zu sehr nachgewuchert, als daß der Künstler in dem spätern Anerbieten etwas anders, als eine zufällige Laune erblicken konnte. Auf der andern Seite hatte sich in Cassel nichts geändert, wodurch der Muth des Ausharrens wäre erzeugt worden. Seydelmann ergriff also die aus Darm-

stadt ihm im Juni 1828 gewordene Aufforderung zu einem Gastspiel um so eifriger, als man dieselbe mit dem Bemerken begleitet hatte, daß man sein Engagement dort dringend wünsche. Die schon bis zum Abschluß gediehenen Beziehungen zur Hamburger Bühne löste Seydelmann auf, weil sein Arzt ihm das Klima dort als unverträglich mit seiner Gesundheit geschildert hatte und er, bei dem ziemlich unvortheilhaft gebauten Schauspielhause durch eine dauernde Beschäftigung daselbst auch für seine nicht starke Stimme großen Nachtheil befürchtete. Die große Unzufriedenheit, welche sich über diesen Entschluß anfänglich bei der Hamburger Direktion aussprach, ward später, als Seydelmann sich erbot, durch Gastrollen, welche man von dort aus beliebig bestimmen sollte, für die eingegangene Verpflichtung zu entschädigen, völlig beschwichtigt.

Seydelmann folgte dem Ruf zu Gastrollen nach Darmstadt; dort erkrankt bat er um Verlängerung des Urlaubs, um sein Gastspiel daselbst vollenden zu können. Man gewährte ihm dieselbe. Der Künstler war indessen fest entschlossen für jetzt noch nach Cassel zurückzukehren, um sein Gesuch um Entlassung zu erneuern. Für den Fall einer wiederholten Zurückweisung war er gewillt, selbst seine Fesseln zu zerreißen. Frau und Kind hatte er nach Cassel vorausgeschickt. Die erstere zeigte an, daß Seydelmann bald nachfolgen werde und erbat sich den fälligen Gehalt des Mannes, der ihr verweigert wurde, und zwar nur darum, weil man vermuthete, Seydelmann werde nicht zurückkehren. Derselbe, durch diese neue Verletzung aufs höchste aufgebracht, läßt darauf seine Frau nach Giessen kommen, holt sie von dort mit Extrapost ab und nimmt das ihm angebotene Engagement in Darmstadt auf Lebenszeit, unter gleichen Bedingungen wie in Cassel, an. Die Zerwürfnisse mit der Direktion in Cassel waren, seitdem sie einen so bittern, gehässigen Charakter angenommen, auch vor das Forum der Öffentlichkeit gekommen. In dem Journal: Didaskalia war ein sehr heftiger Angriff gegen Seydelmann von Seiten der Direktion des Casseler Hoftheaters erschienen, darauf berechnet, ihn in der öffentlichen Achtung herabzusetzen. Seydelmann antwortete durch eine einfache Darstellung des Sachverhältnisses und weihte das Publikum in den ganzen Gang

des Zerwürfnisses offen ein. Die Entgegnung hat zum Theil den Charakter großer Unbefangenheit und Naivität, welche sich, im Gefühl von den giftigen Pfeilen des Gegners nicht erreicht werden zu können, in der Gewißheit an die öffentliche Meinung wendet, vor ihr völlig gerechtfertigt zu erscheinen. „Ich könnte, sagt Seydelmann unter Anderm, unbehindert jetzt den Cicerone machen und den Leser in die düstern Gänge meines damaligen Familienjammers einführen. Wird ihn das ergötzen? Schwerlich! Ehr wird er fragen, ob ich keine Hülfe fand? — Hinc illae lacrimae! Ob ich darum gebeten? — Das weiß Gott! — „Und keine Rettung"? — Keine! Wie machtest Du's wohl lieber Leser, wenn Du krank wärst bis zum Sterben, und Dein Arzt, mit dem Du lebenslängliche Verbindung abgeschlossen, versagte Dir die Hülfe? Schicktest Du zu einem andern? — Sehr wahrscheinlich. — Aber der Contrakt! — Ei richtig, der Contrakt! — Du würdest also lieber sterben? – So zahm war ich nun nicht. Die Lust zum Leben überwog die Furcht vor meinem Doktor und der ganzen Fakultät. Es fiel mir ein, daß rings um Cassel auch noch Leute wohnen. — Klopfe an und es wird dir aufgethan! — Und so geschah's? — Bald gab's der helfenden Arzenei die Hülle und die Fülle! Ja selbst mein Casseler Doktor reichte mir nunmehr den offenen Pillenkasten. Jetzt war es ihm genehm, daß ich gesunden sollte. Jetzt? Warum denn früher nicht? „Da liegt's!" — Und nun ist mein Doktor Präsident der Fakultät geworden, welche mich in contumaciam verdammen soll. Kläger also und auch Richter! — Da ich aber „seinen bösen Sinn erkannt", so lehnt' ich nunmehr seine Hülfe ab und bat um nichts, als um Entlassung! Fort und fort! — Durften Sie auch um Entlassung bitten? — O gewiß; ich war ja kein Leibeigner — Und man gab sie Ihnen? — Nein. So oft ich bat, so oft ward's abgeschlagen. — Seltsam! Erst keine Hülfe und nun keinen Abschied. — Man hatte Sie doch gern? — Die liebsten Kinder züchtigt man am strengsten!" Hierauf folgt nun die nackte Darstellung der Übersiedelung nach Darmstadt, wie wir dieselbe oben bereits berichtet haben.

Seydelmann schon bei seinem Gastspiel in Darmstadt durch den

Großherzog sehr ausgezeichnet, glaubte dort dem recitirenden Schauspiel ein bedeutendes Terrain erobern zu können. Er betrat dies neue Stadium seines Lebens offenbar mit zu kühnen Hoffnungen, für die Erhebung der Schauspielkunst dort Bedeutendes wirken zu können. Es ist ein Grundzug in dem Leben unseres Künstlers, welcher mit der Stellung des Theaters und der Schauspielkunst zum Leben auf das engste zusammenhängt, daß er, wenn auch niedergebeugt durch trübe Erfahrungen, von den profanen Naturen in seinem tiefsten Lebenskerne verletzt, dennoch immer wieder aus dem Schacht seines Innern das Gold der Begeisterung an das Licht bringt, um damit für die ganze Stellung seiner Kunst wohlthätig umgestaltend wirken zu können. Nur wird er dann immer aufs neue inne, daß die Schätze, welche er auslegt, ihm wohl persönlich nach ihrem vollen Werthe angerechnet werden, daß dieselben aber doch nicht vermögen der Schauspielkunst selbst eine Stätte zu gewinnen, auf welcher sie ein neues Gebäude von Grund aus aufführen könne. Daher bricht der Zwiespalt Seydelmanns mit den wirklichen Verhältnissen immer in neuen Formen, bald mehr, bald weniger herb, hervor, weil er immer wieder der schmerzlichen Täuschung unterliegt, für das Ganze reformirend wirken, Kunstgenossen und Direktionen zu sittlichem Ernst und zu gemeinsamer Begeisterung fortreißen zu können, während er, durch die Stöße der gemeinen Wirklichkeit aus seinen schönen Träumen aufgeschreckt die weite Kluft wahrnimmt, welche ihn von den herrschenden Gesinnungen der Meisten seiner Genossen, der Vorstände der Bühnen, wie der hohen Gönner derselben trennt. Nur in der Isolirung oder in der vorsichtigsten Berührung mit den Menschen findet er dann eine Schutzwehr, welche ihn gegen neue Enttäuschungen wahren soll. Seydelmanns immer tiefer in sein Gemüth dringendes Mißtrauen, seine Scheu vor neuen Verhältnissen hat seinen letzten und tiefsten Grund in der Erfahrung, welche er über die Würdigung seiner Kunst zum Leben immer wieder machte, wodurch sich plötzlich oft das warme Vertrauen und die Freude, einen Gleichgesinnten gefunden zu haben in abstoßende Kälte, in schneidende Bitterkeit verwandelte. Seydelmann streckte seine Fühlhörner daher immer vorsichtiger heraus, tastete immer leiser umher, um sich vor einer widerwärtigen Berührung zu verwahren. Der Künst-

ler witterte, denn dazu waren seine geistigen Nerven auf das höchste gereizt, den verborgensten Gegensatz in Betreff seiner höchsten Lebensinteressen aus allen Versicherungen der Gönnerschaft, und des warmen Interesses für die Bühne heraus. Dann grub er einer so herausgefühlten Differenz nach, sie vereinbarte sich in seiner Phantasie leicht zur Annahme einer profanen Gesinnung in Betreff seiner Kunst. Nun erschien er sich thöricht, daß er von neuem einen Halt gefunden zu haben glaubte; das Mißtrauen steigerte sich zu einer entschiedenen Abneigung, in welcher er auch selbst unbefangenen Äußerungen und Handlungen einen feindseligen Charakter unterlegte. Seydelmanns erhabene Ansprüche an das Theater, an die Schauspielkunst und an ihre sittliche Bedeutung für das Leben und der Zustand der Wirklichkeit, der die erstern immer Lügen strafte, waren die letzte Quelle aller seiner Verstimmung, seiner Täuschungen, seines Mißtrauens, seiner Bitterkeit, ohne daß er sich selbst diesen tiefsten Grund seiner ganzen Lebensbewegung zum Bewußtsein gebracht hat. Wie viel auch körperliches Leiden mitgewirkt haben mag, so liegt doch die letzte Wurzel seines Leidens in dem Gedanken, den wir zu entwickeln versucht haben. Es giebt nichts Seichteres, als tiefgreifende Verstimmungen bedeutender Naturen für nichts als Hypochondrie auszugeben und dafür etwa nur den Unterleib, oder die Leber verantwortlich zu machen.

Wir glauben das Gesagte am schlagendsten durch die Mittheilung eines Briefes Seydelmanns aus der ersten Zeit seines Aufenthalts in Stuttgart, anschaulich machen zu können. Wie durchziehn hier Schmerz und Lust die Brust des Künstlers und wie bricht aus einer tiefen Schwermuth doch wieder die Begeisterung erwärmend hervor! Dieser Erguß ist an den jetzt schon verstorbenen Schauspieler Cornelius gerichtet, der damals Seydelmann nahe stand und in dem er eine besondere Sympathie für seine Künstler Leiden und Freuden zu finden glaubte.

Stuttgart, am 1. Februar 1830.

Mein lieber Cornelius! *)

Was macht der talentvolle Döring? Soll sich hübsch mit einem zweckgemäßen Studium verheirathen, damit es kunstgesunde Kinder giebt. Hat er doch einen Direktor wie Haake, einen Collegen und Freund an Ihnen, und — o freundliches, seltenes Dreiblatt! — einen Mann wie Köchy um sich! Solcher Geschenke giebt es für aufstrebende Talente gar wenige! Wär' ich in Mainz! Oder — Ihr Dreie hier! So aber bin ich eine arme Maus; immer nur auf mich selbst beschränkt! Das ist nicht gut. Übrigens wird mich meine Liebe zur Kunst nie verlassen; gewiß nicht! und mit ihr ist man oft am liebsten allein!!!

Ich habe in verflossenem Monat viel mit „Emilia Galotti" zu thun gehabt. — Wie viele kritische Hunde haben diesen keuschen Mond angebellt, weil er sie nicht genugsam erwärmt, und — weil es nicht wahr sei, daß er über Italien schwebe. — O Darmstädter Vorstubengeschmeiß! — daß Lessing für euch seine „Emilia" geschrieben hätte! — Aus welcher nichtswürdigen Ansicht, und aus wie vielen, eben so nichtswürdigen Darstellungen dieses Meisterstücks dramatischer Dichtung, muß jene nichtswürdige Kritik hervorgegangen seyn! — Hätten wir nur, wie die Franzosen, eine Bühne, auf welcher sich die würdigsten Künstler der Nation zusammenstellen müßten: wie bald würden auch dem Blödsinnigsten die Schuppen von den Augen fallen und er die „Emilia" mit den Augen des Prinzen sehen! So aber — was erblickt man? höchstens ein verfumfeites Bild — der Königin Elisabeth etwa, mit brandrothen Haaren und schiefstehenden, grauen Augen. Und nun besteigen die bösen Buben den Dreistuhl! — Daß sie und alle deutsche Komödienspielerei der Teufel holte! Denn fort müßte dieser Koth! Würden Sie Ihr neues Haus unmittelbar auf einen Misthaufen bauen wollen? Nehmen wir Riechwasser; aber man kann von einem cloaque nicht sprechen, wie von dem edelsten parfum. — Da haben wir nun am letzten Freitage,

---

*) Ich verdanke die Mittheilung dieses Schreibens der Güte des Herrn Wilhelm Gerstel in Wiesbaden.

am 28. Januar — glaub ich, eine Vorstellung der „Emilia" gehabt, und — weil sie mit allem Fleiß geschah, wird des Lobens kein Ende. Es ist doch ein herrliches Stück! heißt es am Hofe und in der Stadt — hinten und vorne — und Sr. Majestät, der König, haben die Darsteller sogar durch ein Dekret auszeichnen lassen. Das ist Alles recht schön und gut; ich finde aber darin nichts anders, als überschwängliche Belohnung verfluchter Schuldigkeit — denn ist Fleiß nicht das unerläßliche a, b, c jedes Künstlers? — und dann erkenn ich aus der Wirkung, die eine bloß fleißige, keineswegeѕ gelungene Darstellung dieses Stücks hervorbrachte, daß der Dichter erst durch eine recht gelungene Darstellung zu den Interessen gelangen kann, die man ihm für das Kapital schuldig geworden ist, das er vor nunmehr 70 Jahren, zur Freude des Publikums und seines lieben Vaters im Himmel, den er beerbte, hergeliehen hat. — Wer würde behaupten mögen, die Seeligkeit einer Mozartschen Composition empfunden zu haben, wenn sie ihm ein mittelmäßiger Klavierspieler vorgetragen hätte, dessen ganzes Verdienst blos in Vermeidung grober Fehler bestand? — Nur, wenn verwandte Geister in liebender Eintracht sich in dem Geiste des Dichters verbinden, und das dienende Fleisch glücklich dem Gebot der Seele gehorcht: dann mag sich das Publikum an den himmlischen Früchten einer künstlerischen Begattung erfreuen, und von dem Dasein der ersten aller Künste — der Schauspielkunst! — entzückt zeigen. — Bis dahin — o mein lieber, lieber Freund! möcht ich doch weinen! Legen wir uns nieder und sterben! zu Grabe getragen von schönen, unbefriedigten Träumen und Wünschen!

Cornelius! ich hatte die Feder niedergelegt, das Herz voll des schmerzlichsten Jammers über das verfehlte Leben, das nutzlose Mühen eines Schauspielers — da legte sich der Tumult im leicht verletzten und aufgeregten Gemüth, und die Thräne bitterster Wehmuth floß über in die Thräne des Unrechts vor Gott — in die Thräne des innigsten, innigsten Dankes! — Daß wir erkennen, was wir sollten, daß wir sehen: ist es nicht eine Auszeichnung vor hundert Blödsichtigen, die sich des klaren Lichtes nie zu erfreuen haben? — Im Licht aber fließen freilich zuweilen die Augen über — der liebevolle Blick unsers Vaters warnt uns,

daß wir jetzt um so weniger etwas Thörichtes auf Erden begehren, daß wir um so bescheidener sein und uns nicht überheben sollen. Nicht wahr? Ach ja, selbst die Leiden einer Künstlerbrust haben etwas unendlich Süßes, Etwas — das ich gegen nichts vertauschen möchte! — Aber, der Tag sinkt! Er mag mir nicht mehr leuchten; und Sie — wollen mir nicht mehr zuhören; ich schließe! Könnte ich nun, im Dunkelstündchen, bei Ihnen sitzen, Hand in Hand, und fortträumen; der Bretterbude und alles materiellen Krams entrückt. Säße ich doch Einmal nur, aber recht lange, zwischen Ihnen und Ihren würdigen Freunden! Alle — Freunde der Kunst; Freunde also der Menschen, der Welt, liebe Kinder Gottes: — Künstler, mit Einem Wort! — dann säße Seydelmann doch einmal warm. Hier aber — ach hier! Sie verstehn mich nicht; — oder wollen mich nicht verstehen; sie wenden sich ab und — lächeln; die armen — reichen Leute! Mit meiner Frau schwatze ich dann wohl manchmal aus der vollen bewegten Brust; allein — sie ist doch keine Schauspielerin und aufs Hauswesen verstehe ich mich nicht. Da drücke ich denn meinen Jungen an mich, um mich wenigstens für einen Augenblick zu beschwichtigen und gehe in mein einsames Studirstübchen. Dort sitz' ich trüb und schwer, bis die Bilder der Heroen unserer Kunst vor mir auftauchen, freundlich umstrahlt von himmlischem Glanze; — die Spannung der Seele läßt nach, meine Kraft erwacht, und ich arbeite mit Gott und einem versöhnten Herzen! Adieu! Gedenken Sie meiner; Sie, und alle Ihre Guten! Und schreiben Sie mir bald; recht, recht bald! Ich bleibe Ihr

Seydelmann.

Wir haben hier diesen Grundzug Seydelmanns berührt und zu begreifen versucht, weil er uns von nun an immer entschiedener im Leben, wie in seinen Briefen entgegentritt. Seydelmanns Anwesenheit in Darmstadt verschaffte Anfangs dem recitirenden Schauspiel seinen gebührenden Platz; das Schauspiel schien schönen Tagen entgegenzugehn. Seydelmann lehnte daher, erfüllt von dieser günstigen Wendung der Dinge und der Macht seines Einflusses vertrauend eine sehr ehrenvolle vom Großherzog von Baden selbst ihm gewordene Einladung in seine Dienste zu

treten, ab. Der Künstler hatte nämlich im Herbst 1828 in Carlsruhe mit großem Erfolg gastirt und sich der besonderen Theilnahme des Großherzogs zu erfreuen gehabt. Die Freude, in Darmstadt dem recitirenden Schauspiel ein freies Terrain erobert zu haben verwandelte sich indessen für Seydelmann bald in Trauer, indem die Oper das Schauspiel so verdrängte, daß letzteres kaum athmen durfte. Der Künstler war also zur entsetzlichsten Pein des Müßigganges verurtheilt und mußte alle Entwürfe, welche ihn sowohl für das Ganze der Darstellungen, als für die Darstellung einzelner Charaktere erfüllten, in sich verschließen. Gegen solche Existenz waren die Reibungen in Cassel fast noch beneidenswerth gewesen. Zu dieser Degradation des Schauspiels gesellten sich noch manche andere Unannehmlichkeiten. Wechselnde Launen und Vorstubennichtswürdigkeiten, sagt Seydelmann irgend wo, hatten mir den Aufenthalt in Darmstadt unerträglich gemacht. Eine Reise durch Stuttgart im Jahre 1828 machte Seydelmann mit dem dortigen Theater-Direktor v. Lehr bekannt; sie wurden miteinander über Gastrollen einig. Im Frühjahr 1829 gastirte Seydelmann in Stuttgart und gefiel außerordentlich. Da er auch den König in hohem Maaße befriedigte, so wurde ihm der Antrag gemacht seine Anstellung in Darmstadt gegen eine gleiche in Stuttgart zu vertauschen. Seydelmann nahm dies erwünschte Anerbieten an, welches ihn aus der unerwünschten Ruhe wieder auf die hohe See des Künstlerlebens zu bringen verhieß. In einem Schreiben an den damaligen Direktor des Stuttgarter Theaters sagt Seydelmann in dieser Beziehung: „Die entsetzliche Leere in Darmstadts Theaterwelt und das ewige Steigen und Fallen von Gnade und Ungnade lastet auf mir, der ich in der Welt weiter nichts will, als ungehindert Komödie spielen. Es ist doch in der That ein erbärmliches Loos in jeder Minute 7mal lang und 7mal kurz zu werden, ohne eigentlich zu wissen, warum und wozu? Lebhaft erfüllt mich der Wunsch Ihnen anzugehören." Der Großherzog hatte dem Künstler indessen die nachgesuchte Entlassung durch Dekret vom 13. Mai 1829 bewilligt.

Seydelmann war für das Fach der Charakter-Rollen in Stuttgart engagirt worden. Der König hatte dies durch Dekret vom 22. Mai 1829 genehmigt. Den Sommer dieses Jahres benutzte Seydelmann

noch zu einem Cyclus von Gastrollen in Carlsruhe und dann in Breslau. Die Fäden zu dem Gastspiel an letzterem Orte waren schon von Darmstadt aus besonders durch ein Schreiben an seinen alten Freund und Gönner C. Schall geknüpft worden. Es war für Seydelmann eine besondere Genugthuung, sich an dem Orte, wo er seine öffentliche Laufbahn begonnen hatte, nach zehn Jahren als ein Künstler zu zeigen; das Vorurtheil derjenigen durch die That zu widerlegen, welche ihn einst von dieser Laufbahn abgemahnt hatten und Andern, namentlich C. Schall, die Freude zu bereiten, ihren tieferen Blick so glänzend gerechtfertigt zu sehn. Ein Brief, an C. Schall aus Darmstadt (den 20. März 1829) geschrieben, aus dem wir mehrere Stellen mittheilen, giebt am treusten sowohl Seydelmanns Beziehung zu Schall, als seine damalige Stimmung wieder.

Mein verehrtester Freund und Gönner!

Wie soll ich mich zuvörderst gut entschuldigen, für mein langes, ungebührlich langes Schweigen? damit, daß ich nichts Besonderes zu sagen hatte? das würde meine Eitelkeit zu sehr beleidigen. Ich durfte ja nur von mir selber sprechen und Bogen waren voll. — Aber in der That gab es binnen 6 — 8 Jahren Manches, was den Freund wohl hätte interessiren können. Und zumal in letzter Zeit. Und wahrlich, mancher Brief war bis zum Schlusse fertig, aber — überlesen — schien mir dies und Jenes, hören Sie um Gotteswillen! — in dem Ausdruck nicht gelungen — — ich fing an, zu corrigiren und — zerriß den ganzen Bettel, vornehm mich mit beß'rer Muße tröstend! Als ob ich nöthig hätte, einen so gewaltig schönen Brief zu schreiben! Bin ich nicht Schauspieler? Und gelang es nicht selbst Prinz Hamlet schlecht mit dem Seufzer und Sylbenmaaße? Aber ich weiß wohl, ich habe von jeher an der übermäßigen Eitelkeit gelitten, Alles, was es für mich zu thun gab, immer noch weit besser, als gut machen zu wollen, und so that ich denn oft gar nichts. Allein heute, und zumal vor Ihnen, dem ich doch nur vergebens blauen Dunst würde vormachen wollen, will ich diese lächerliche Eitelkeit bei Seite werfen, will so kurz als herzlich (für mein Schwei-

gen) um Verzeihung bitten und durchaus nicht schöner schreiben, als ich kann, — ja nicht einmal so schön!

Wie es mir und den Meinigen, die sich dem Himmel sei Dank nicht vermehrt, aber auch nicht vermindert haben, seither ergangen ist, in was für Zank und Hader ich mit Tod und Teufel liege, wie die Leute, trotz der großen Mäuler, doch nur Unrecht haben: Alles das, und noch weit mehr, hoffe ich Ihnen mündlich sagen zu können, denn es ist mir — und gewiß nicht ohne Sie! gelungen, die Zusicherung einer Reihe von Gastrollen in Breslau zu erhalten, — in der Vaterstadt meiner Schauspielerei. Ich glaubte, früher kommen zu dürfen, denn die hohe Intendanz hatte mir Urlaub versprochen, sobald ich Urlaub würde brauchen können. Als ich ihr nun das freundliche Schreiben Biedenfelds zeigte, da stand sie — stumm —, die hohen Achseln zuckend. — „Später." — Also spätestens, um bestimmt zu sprechen, im September. Das hab' ich denn dem Herrn von B. geschrieben und er muß den Brief jetzt haben.

Ich könnte, wie Herr Hausmann weiß, in Stuttgart und in München spielen, aber Breslau — Breslau ganz allein liegt mir im Sinn, „unvermischt mit minder würd'gen Dingen!" Wenn ich da nur halb so viel Freude habe, als mir meine Träume vorgaukeln, so werde ich dafür ein recht frommer, dankbarer Mensch sein müssen. Nun, ein bischen fromm und dankbar bin ich schon.

Die Rollen, die ich ausgewählt zum Gastspiel, heißen:

Shylok. Carlos, (im Clavigo). Ossip, (Isidor und Olga). Vater Dominique (im Essighändler). Kottwitz, (Prinz von Hessen-Homburg). Koch Vatel, (in Lemberts: Ehrgeiz in der Küche). Ludwig XI., in Peronne, (von Auffenberg). Abbé de l'Epée. Geheimerath Seeger, (in Ifflands Erinnerung). Wellenberger, (in den Advokaten). Abdallah, (in Rafaële). Morhoff, (im gutherzigen Polterer). Daniel, (im Majorat). Mertens, (in Rettung für Rettung). Alter Fritz, (im Tagsbefehl). Krumm, (in Kotzebue's: grade Weg der beste). Unbekannter, (in den Galeerensklaven). Nathan der Weise. Frosch, (im Verschwiegenen wider Willen). Educationsrath Dorl, (von Kotzebue). Marinelli. Scarabäus, (in der Whistparthie von Carl Schall).

Achtmal darf ich spielen. Wenn's doch 10mal ginge! Ich hab' so meine Plänchen. Und alle diese Plänchen liegen eingewickelt in dem Wunsche, Ihnen zu gefallen! Möchten Sie mir wohl die Liebe erweisen und von jenen Rollen, die jetzt kommen werden, eine oder zweie wählen, damit ich endlich damit fertig werde und sie dann in Breslau, unter Ihren Augen, spiele? sie sind mir alle gleich lieb, und die gewählten werden mir nur deßhalb lieber sein, weil Sie sie ausgewählt und dadurch zum steten Erinnerungszeichen meiner Liebe für Sie erhoben haben! Ja? Ich bitte! Schlagen Sie mir's ja nicht ab! Sie würden selbst dabei verlieren — ich muß Sie nur gleich von allen Seiten angreifen! Sie würden Ihren Zögling nicht in seiner Stärke kennen lernen: in seinem Enthusiasmus für Shakespear! Und verdank' ich diese frühe Liebe für den Vater alles Wahren, Schönen, Herrlichen, nicht auch Ihnen? Erinnern Sie sich nicht des hochaufhorchenden Seydelmann in Ihren Vorlesungen dieses Dichters, die der Edle, Carl von Holtei, mit Kartoffelsalat glossirte? Shakespear und Kartoffelsalat! Dadurch bin ich ein edler Mensch — ein Schauspieler, geworden! Wie wenig würde also eine dramatische Bildungsschule kosten!

Jene Rollen also, die mein Innerstes zu Tage fördern sollen, sind: Richard III., Hamlet, Lear und Makbeth! Wählen Sie nun zwei, ich bitte! Und dann will ich schon sorgen, daß ich wenigstens „mit Einem heitern, Einem nassen Aug" davon komme. „Groß sein, heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen;" und „mit der Gefahr wächst der Muth." O, ich habe eine Menge der wackersten Denksprüche, die mich umrauschen, wie begeisternde Schlachtgesänge den Streiter für Freiheit und Ruhm! Das Honorar (für 9 und 10) möchte in Gottesnamen bleiben, wo es wollte, oder nur zur Hälfte verabreicht werden. Desto weniger dürfte man schimpfen, wenn ich die letzten 2 Rollen schlecht spiele. Aber ich zittre und bebe vor Verlangen, mich vor Ihnen einmal recht auszutoben! Sind Sie denn nicht auch ein bischen neugierig, wie Ihr Discipel sich gebehrdet? — Am liebsten würd' ich nun von allen Rollen, die ich da genannt habe, folgende spielen, und so zusammenstellen:

Dominique und Scarabäus. Shylok. Carlos. Alter Fritz und Koch Vatel. Abbé (oder Polterer) und Krumm. Ossip. Galee-

rensklave. Frosch. Louis XI. oder Abdallah. Mertens und Dorl, und jetzt die beiden, die Sie wählen! dann könnt' ich ja wohl zeigen, ob ich in der That so vielseitig bin, als man spricht? — September — September!! In Carlsruhe, Darmstadt, Hamburg, Prag nnd Cassel hab' ich recht gefallen, vielleicht geht es auch in Breslau. Ich fürchte mich, indem ich hoffe! — Wenn nur Biedenfeld nicht untreu wird! Aber er kann's ja nicht werden. Sein Brief lautet so: Wir proponiren Ihnen 8 Rollen binnen 3 Wochen, vom Tag Ihrer Ankunft an; für jede Rolle ein fixes Honorar von zehn Louisd'or in Gold, oder ⅓ der Einnahme nach Abzug der 20 Thlr. nie übersteigenden Kosten, und sprechen dabei nicht ohne Wehmuth: Hony soit qui mal y pense! Bestimmen Sie nun die Zeit." Und dann hinten Verbindliches und vorne.— Die Zeit hab' ich bestimmt. Nun walte Gott! — Wenn Herr von B., seinem, wie meinem Vortheil zu Gefallen, nur nicht Andre in jenen Stücken spielen ließe! Außer „Richard III." ist vielleicht kein Einziges darunter, das nicht oft gegeben wäre und der Guckkuk mag zu 12mal aufgewärmtem Braten noch viel Gäste bitten! Er mag mir mein Revier bestimmen. Meinen Sie nicht auch? Viel fette Hasen sind nicht drinn; die aber drinn sind, hoff' ich schon zu schießen!

Über Richard, Shylok, Hamlet, möcht' ich Sie so gerne reden hören! Und gewiß, Sie würden sie mir auch lesen wollen, wenn ich Sie so recht schön bäte! Wär ich doch in Breslau! Nicht nur Gast, nein — engagirt! Meine Lust hat hier so wenig Nahrung. Und —

„man muß wenigstens über seine Arbeiten mit Jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße „Versicherung, welche die eig'ne Kritik uns gewährt, daß man auf „dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend „wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung „keinen Einfluß hat." — Ach, er hat nur allzusehr Recht, der ewig jugendliche Dramaturgen Großpapa! Mit Kollegen kann man über Alles sprechen, nur nicht über das, wonach sie heißen. Wie viele gibt's denn, die von Etwas Besserem wissen, als „verworrenen, stummen Pantomimen und Lärm?" die noch Etwas Höheres, als ihre Gage wollen und das Bischen lauten Beifall, um die Gage zu behalten? Wie

man nur mit diesen Leuten spricht, so haben plötzlich alle Schauspielfreunde Unrecht. Rabenschwarzes Zeichen! Man kann die Gegner des Theaters, wie es ist, wahrhaftig nicht verdammen. Das Bessere steht zu vereinzelt in dem lieben, buntgefleckten Deutschland, und diese Einzelnen verkümmern in der Abgeschiedenheit von gleichgestimmten Seelen. Aber wozu klagen, da nichts besser wird durch klagen! Lieber möcht' ich, was mir einfällt, über eine von den Rollen schwatzen, die ich für Breslau einstudire, oder wiederhole. Ich wohne schon, ich spiele schon in Breslau! Wenn mir der Himmel nur diese Freude nicht nimmt! — Den Richard III. studire ich nach Schlegel. Die Berliner Einrichtung besitz' ich als mein Eigenthum, und könnte sie gleich schicken. Schreiben Sie mir doch bald, recht bald! der Weg zwischen uns ist so entsetzlich lang. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens! Leben Sie recht wohl! Mit Verehrung und Liebe verbleibe ich Ihr ergebenster

Carl Seydelmann.

Darmstadt, am 20. März 1829.

Seydelmann war über den Ausfall seines Gastspiels in Breslau sehr beglückt. Der Beifall war gewachsen. Nirgends war ihm der Ruf: „Hier bleiben,“ der ihm in den beiden letzten Rollen von den begeisterten Hörern entgegentönte, so wohlthuend, so erhebend gewesen, als auf diesem Boden, wo er einst die ersten noch spärlichen Früchte seiner Bestrebungen, mühsam suchend, gepflückt hatte.

Seydelmanns neue Heimath, Stuttgart, ward nun der Punkt, von dem aus er sein mächtiges Talent durch eine Fülle von Gastrollen allmälig zu der umfassendsten Geltung in Deutschland brachte. Das Bewußtsein in ihm einen Schauspieler ersten Ranges zu besitzen, der durch eine unerschöpfliche Fülle von Geist selbst da wo man sich in der Auffassung von ihm trennte, die Zuschauer fesselte, ward immer allgemeiner und durchgreifender. Man ward je länger, je mehr inne, daß diese Gestalten von einem ureignen Geiste erzeugt waren, der sich in immer neuen Formen schöpferisch kund that.

Seydelmann hatte durch seine Geistesüberlegenheit und durch seine Klugheit bald nach seiner Ankunft in Stuttgart auf den neuen Chef des

Hoftheaters, den Grafen Leutram einen entschiedenen Einfluß gewonnen. Der Graf befragte ihn vielfach um seine Meinung und legte auf den Rath und die Vorschläge Seydelmanns, welche stets Zeugniß gaben von der Feinheit seines Urtheils, wie von dem sittlichen Ernste der Kunst zu dienen, großes Gewicht. Nachdem Seydelmann die Regie übernommen hatte, arbeitete er unablässig dahin ein Ganzes hervorzubringen. Alles handwerksmäßige Thun wollte er verbannt wissen. Zu diesem Zweck schlug er vor zwei Leseproben zu halten, in denen einmal der Regisseur, einmal die Mitglieder lesen sollten, eine Neuerung gegen welche, wie er sagt, weder schlecht verstandener Künstlerstolz, noch alberne Eitelkeit noch Bornirtheit werden zu Felde ziehn können. Wie oft, fährt Seydelmann in diesem Memoire vom 4. December 1831 fort, spielen nicht selbst gepriesene Schauspieler ihre Rollen, ohne das Stück zu kennen, und rühmen sich ihrer Genialität. Sie spielen gleichsam mit verbundenen Augen. Die erste Leseprobe steuert diesem Übel entgegen. Wird etwa durch den Vortrag des Stücks, wenn er die richtige Farbe des dichterischen Gedankens trägt, dem darstellenden Künstler eine Form aufgedrungen, der er vielleicht nicht nachkommen mag? Mir sollte Niemand eine Ansicht aufdringen. Aber zum Nachdenken mag und soll er mich leiten und dafür werde ich ihm, wie ein gutgearteter Mensch dankbar sein! Selbst die verkehrte Ansicht ist von Nutzen. Ist sie aber gut, so werde ich sie nicht eigensinnig zurückweisen, weil sie ein Anderer aufstellt. Der Zweck der Vorlesung ist der, ein künstlerisches Verfahren einmal zur löblichen Gewohnheit — dem Komödiantenschlendrian ein Ende zu machen. Indessen fand Seydelmann sogar bei Regisseuren mit diesem so gesunden, ächt künstlerischen Vorschlag Widerstand. Aber der Kampf stählte ihn, er fühlte sich in ihm doppelt frisch, weil er noch der Hoffnung lebte, umgestaltend wirken zu können. Den widerstrebenden Kollegen sagte er: „Ich kann dem Vortheile des Ganzen sehr wohl den Egoismus zum Opfer bringen und fühle deshalb eine Kraft in mir, die meine Stellung erfordert."

Aber Seydelmann begegnete, trotz der Theilnahme, welche Graf Leutram damals seinen Bemühungen schenkte, einem hartnäckigen Widerstand, und fand sich in so widerwärtige Reibungen versetzt, daß seine

Hoffnungen, in Stuttgart der Bühne einen neuen Aufschwung zu geben bald ermatteten. Der immer wachsende Beifall, der Seydelmann, außer am Orte seiner Anstellung, auf seinen Reisen im Jahre 1830 und 1831, besonders in Weimar und Wien zuströmte, konnte ihm wohl auf Augenblicke den Genuß gewähren, sich seiner Bedeutung und seiner Stellung als deutscher Schauspieler bewußt zu werden, aber doch nicht für schmerzliche Enttäuschungen entschädigen. In Weimar hatte Seydelmann 1830 vier Mal unter den Augen Göthes gespielt und war auch durch den Kanzler Müller bei Göthe eingeführt worden, welcher sich mit dem Künstler viel, namentlich über den Karlos im Clavigo und den Mephistopheles unterhielt und ihm dadurch den Aufenthalt unvergeßlich machte. In Wien erwirkte ihm der glänzende Erfolg seines Gastspiels sogleich die vortheilhaftesten Anerbietungen dem Burgtheater für immer sein Talent zu weihen. Der Graf Leutram davon unterrichtet mahnte in einem Briefe den Künstler dringend, jeden derartigen Antrag entschieden abzuweisen, indem er ihn sowohl der besondern Huld des Königs versicherte, als auch sich selbst zur Abwehr jeder Unbill, welche ihm von Kollegen käme, bereit erklärte. (Brief vom 27. April 1831). Seydelmann kehrte zurück, ohne in Stuttgart ein geebneteres Terrain für seine Entwürfe zu finden. Er forderte darauf seine Entlassung.

Man wies indessen in Stuttgart Seydelmanns Entlassungsgesuch zurück und gab ihm durch eine Zulage von 1000 Gulden jährlich zu erkennen, wie sehr man ihn zu schätzen wisse und wie man seiner nicht glaube entbehren zu können. Indessen überwog der Unmuth über die Hindernisse, welche er in seinen Kunstbestrebungen fand, diesen Beweis der königlichen Huld. Seydelmann wiederholte daher am 15. April 1832 sein erstes Gesuch und sprach sich gegen den Grafen Leutram eben so männlich stolz, als entschieden über die Hemmungen in seinem Künstlerleben aus. Das Schreiben ist ein schönes Zeugniß einer edlen und charakterstarken Natur. Wir theilen es hier mit:

„Seit ich Antheil am Regie-Geschäft habe, sehe ich, durch meinen Eifer, der königlichen Kunstanstalt, nach bester Überzeugung und mit Hintansetzung meiner Gesundheit selbst, zu dienen, mich doch nur mehr und mehr in Mißverhältnisse verwickelt, die mir mindestens den Ver-

lust meiner Geduld drohen. Unannehmlichkeiten der empfindlichsten Art, absichtliches Mißverstehn, bösliche Auslegung meiner Vorschläge, Verunglimpfungen sogar meines ehrlichen Namens, sind der Erfolg meiner Bemühungen; — deren jede sich dem öffentlichen Urtheil blos stellen darf. Redlich und ohne egoistische Rücksichten habe ich immer das Ganze im Auge gehabt und — was auch Neid, Bosheit und Arroganz sagen mögen! — manche Verbesserung durch mich angeregt liegt offen da. Allein ich dringe nicht durch. Und der Fehler mag doch nur an mir liegen. Wenigstens bleibe es fern von mir, irgend Jemand der unter Ew. Hochgeboren Befehlen steht, durch meine Anklage in Verlegenheit zu setzen. Was würde es auch fruchten? Wie meine Verhältnisse stehn: Nichts! Ich aber kann das in der Dauer nicht aushalten und schmiegsamer, als ich bin, werde ich nicht; darauf kenne ich mich. Wohin also wird es führen? Unwille macht meine Kräfte erlahmen; ich verliere die Lust an der Kunst, am Geschäft — ich verliere mich selbst und gehe erbärmlich unter. Das darf nicht sein! Ich habe ernstere Verpflichtungen, als auf bequeme Weise jährlich 4000 Gulden einzuziehn. Ich bin meinem Talente und meiner Ehre Rücksichten schuldig, denen keine andern gleichkommen. Der Friede mit mir ist mein Heiligstes! Zudem bin ich zu stolz, einer Anstalt angehören zu wollen, der ich, was sie mir an Geld und Ehre giebt, nicht reichlich zurückerstatten kann, oder darf. So bleibt mir denn, um Niemand mit mir zu betrügen, und mich selbst zu retten, kein andrer Ausweg übrig, als Seine Majestät, unsern Allergnädigsten König und Herrn, in tiefster Unterwürfigkeit zu bitten, mich aus Dienstverhältnissen zu entlassen, in denen ich, ich fühl's, nichts Erfreuliches mehr wirken kann; in denen ich meine ernste, gute Absicht, wie mich selbst lächerlich gemacht erblicke und in denen ich, da ich sie nicht ruhig ertragen kann — moralisch und physisch zu Grunde gehe." Doch auch hierauf erfolgte ein abschläglicher Bescheid.

Bei der großen Bedeutung, welche Seydelmann bereits jetzt gewonnen hatte, konnte es nicht fehlen, daß man auch den Künstler ernstlich zu bekämpfen und selbst zu verunglimpfen anfing. Mit der unabläugbaren Macht seiner Künstlerschaft hob auch der Kampf gegen ihn an. Wir dürfen wohl eine Kritik im Hesperus, aus dem Jahre 1830

als den Beginn gehässiger Beurtheilungen betrachten, welche sich durchaus nicht zu dem Standpunkt des Künstlers zu erheben wußten und außerdem die Wahrheit der Thatsachen entstellten. Gegen diese Arbeit trat W. Menzel im Morgenblatt mit einer sehr warmen, die Größe des Künstlers veranschaulichenden und die Oberflächlichkeit des Anonymus sehr eindringlich hervorhebenden Kritik in die Schranken. Dieselbe läuft durch mehrere Nummern und geht in alle die von dem Gegner herabgewürdigten Rollen, den Karlos, Shylok, Philipp II., Ossip, Advokat Wellenberger und Nathan ein. Es bleibt ein unbestreitbares Verdienst dieser Arbeit von Menzel, die Tiefe des Geistes, aus welcher die genannten Gestalten entsprungen sind, wie die überzeugende Gewalt ihrer Realität, welche sie durch Seydelmanns Darstellung gewannen, hervorgehoben zu haben. Gegen die schon damals spukende Vorstellung von einem viel zu studirten Spiel macht Menzel mit Recht auf die Wirkung aufmerksam, welche Seydelmanns Darstellungen grade durch ihre überraschende Wahrheit auf die Massen ausüben. Zugleich weissagt ihm Menzel eine glänzende Zukunft und parallelisirt sein Verhältniß zum Stuttgarter Publikum mit der Stellung, welche Iffland und Devrient zu ihrem Publikum eingenommen haben. „Deutschland, heißt es darin, besitzt in ihm einen Schauspieler ersten Ranges. Der Geschmack ist, Gott sei Dank, den Deutschen noch nicht so sehr auf die Neige gegangen, daß eine so grobe, und noch dazu feig anonyme Verunglimpfung, wie die Seydelmanns im Hesperus, eine andere Wirkung hervorbringen könnte, als die, dem ungerechten Tadler selbst die wohlverdiente Rüge zuzuziehn, welche die ächte Kunst an der unächten Kritik jederzeit zu rächen pflegt."

Unläugbar erkannten selbst Viele der Kunstgenossen Seydelmanns demselben schon damals eine gewisse Suprematie im Reiche deutscher Schauspielkunst zu, welche freilich erst durch sein Gastspiel in Berlin zu einer unbestreitbaren Thatsache erhoben wurde. Man fing an auf ihn hinzusehn, wie man früher auf Iffland und Devrient geschaut. Sein Erscheinen und Benehmen auf den Proben, die geistreiche Art sich über Charaktere auszusprechen, der Ernst, der sich in Allem ankündigte, was auf die Darstellung Bezug hatte, die Freiheit seines Urtheils, der mit einer gewissen Scheu erfüllende Sarkasmus, der ihm um die Lippen

spielte, Alles dies verlieh dem Künstler fast überall wo er sich als Gast unter seinen Genossen zeigte, unwillkührlich eine überlegene Stellung. Grade die Strebsamsten und Talentvollsten suchten ihn am meisten. Wir können es uns nicht versagen bei dieser Gelegenheit auf das Zeugniß eines schon damals bedeutenden Talents hinzuweisen, welches später mit so glänzendem Erfolg in die Fußtapfen Seydelmanns getreten ist, ohne seine Selbstständigkeit dabei einzubüßen, ich meine — Theodor Döring. In einem Briefe aus Mannheim vom 10. August 1833 spricht dieser talentvolle Mann in einer eben so liebenswürdigen, als seinem künstlerischen Streben Ehre machenden Weise seinen Dank gegen Seydelmann aus, daß derselbe ihm eine von Döring selbst als vortrefflich gepriesene Kritik über des Letzteren Darstellung des Amtmann Zeck in Ifflands Jägern zugesendet habe. Döring giebt in allen von Seydelmann an seiner Darstellung gemachten Ausstellungen demselben Recht, bekennt sich aber durch eines so großen Künstlers Anwesenheit befangener als sonst und giebt Seydelmann sehr bereitwillig zu, daß er sich noch zu viel mit der Theaterruhe beschäftigt und darüber bisweilen die eigentliche Geistesruhe eingebüßt habe. Vor Allem aber hebt es Seydelmann hervor, daß bei Döring noch zu wenig der eigentliche Mensch zur Geltung gekommen sei und geht dann zur Entwickelung der tiefen Kunstwahrheit über, daß der Darsteller auch in solchen Gestalten, welchen, wie z. B. dem Amtmann Zeck, vom Dichter alles Menschliche genommen sei, die der Dichter also zu Abstraktionen verflüchtigt habe, noch das Menschliche herausheben, also den Dichter ergänzen müsse. Dies weist nun Seydelmann, wie aus Theodor Dörings Brief hervorgeht, an mehreren Momenten des Amtmann Zeck nach. „O möchten, sagt der durch diese Zuschrift „seltsam bewegte" Künstler, mit der reinen Kunstliebe Viele unserer Kollegen arbeiten, beobachten und wiedergeben! Nochmals wiederhole ich Ihnen meine mündliche Bitte nicht zu zurückhaltend mit Ihren Kunstansichten zu sein, Sie stehn auf einem Standpunkte, von wo aus man Vieles vermag!"

So viel Triumphe auch Seydelmann schon gefeiert hatte, so konnte er es sich doch nicht verhehlen, daß ihm zu einer vollständigen Anerkennung seines Talents ein entschiedener Sieg in Berlin nöthig

sei. Kein Ort in Deutschland hat so reiche, so lebendige Erinnerungen aus der Welt dramatischer Darstellungen, als Berlin, nirgends ist man auf dies Bewußtsein so stolz, und wird es auch durch den Reiz des Neuen oft auf Augenblicke zurückgedrängt, so macht es sich doch, sobald man in einer neuen Erscheinung einen Nebenbuhler der alten, geheiligten Größen erblickt, sogleich in seiner vollen Stärke geltend. Je höher die Erwartungen von einem Darsteller getrieben worden sind, desto geharnischter tritt man demselben in Berlin anfangs entgegen, denn man setzt bei der auf der beweglichsten Reflexion ruhenden Bildung eine Ehre darein, sich nicht unbefangen einem Eindruck hinzugeben, sondern ihn sich, so gut es gehn will, erst nach allen Seiten zu vermitteln und zurechtzulegen! Tausend Federn übernehmen augenblicklich das Geschäft, eine als bedeutend und groß bezeichnete Erscheinung in der dramatischen Kunstwelt allseitig zu beleuchten und mit dem Skepticismus wenigstens den Anfang zu machen, der dann später freilich oft der ausschweifendsten, bis zur Karikatur sich verirrenden Begeisterung weicht. Es hängt mit dem ganzen Charakter der Bildung in Berlin eng zusammen, daß sich auf diesem Gebiete die Kontroversen in den verschiedensten Formen hervordrängen und selbst durch alle Scalen der Leidenschaftlichkeit durchgefochten werden. Wie viel Unlauteres, Schmähsüchtiges, Persönliches dabei auch zu Tage kommt, dies ist alles nur die Konsequenz einer alle Kräfte des Gemüths aufregenden Stimmung, in welche die Hauptstadt Berlin durch das Erscheinen einer berühmten Theater-Größe geworfen wird. Wie kleinlich auch, von einem universellen Standpunkte aus, solch ein Treiben erscheinen mag, in welchem bisweilen Kräfte spielen und Leidenschaften thätig sind, als handelte es sich um den Sieg eines großen politischen und socialen Princips, der Schauspieler muß ebensowohl eine Genugthuung darin finden, auf diesem Terrain Schlachten zu gewinnen, als er auch mit viel größerer Befangenheit, als irgendwo anders in Deutschland diesen vulkanischen Boden betreten wird. Ähnliche Reflexionen hatten gewiß auch Seydelmann bis jetzt abgehalten, sich vor dies Forum zu stellen, so sehr er es bei aller Abneigung davor doch auch wieder zu seinem Künstlerruhme für nöthig hielt. In diesem Sinn schreibt er am

25. Januar 1831 an Holtei: „Berlin ist mir durch seine Theater-Kritik in den letzten Jahren ein wahrer Gräul geworden. Ich glaube, es würde mich in der vollkommensten Ruhe lassen, wenn man mir die Bretter dieser Residenz für immer versagte. Freilich wird bei solcher Abneigung vor der Bühne der mächtigsten Hauptstadt meinem Namen immer der Strahlenglanz fehlen, den nur sie diese Heimath der Theater-Kritik und des Witzes einem Künstler zu geben vermag.“ Gleichwohl hatte die Direktion der Berliner Bühne, bei dem großen Rufe, den Seydelmann bereits genoß, ihn wenigstens zu Gastrollen zu gewinnen gesucht. Im Herbst des Jahres 1831 erwiederte Seydelmann auf eine an ihn ergangene Einladung des General-Intendanten, in Berlin zu gastiren: „Die leidige Cholera ist es jetzt, die mein Gastspiel in Berlin verhindert. Früher war es auch eine Dame, die mir störend entgegentrat, obwohl von so freundlichem und lieben Wesen, daß sie mit jener zusammenzustellen fast Sünde ist. Ich meine Fräulein Sonntag.“

Im November des Jahres 1832 bewarb sich die Berliner Intendanz um Seydelmanns dauernden Besitz, indem ihm Graf Redern am 15. November 1832 nach Prag hin, wo Seydelmann zu Gastdarstellungen erwartet wurde, schrieb, daß er seinen Besitz für die königliche Bühne um so mehr wünschen müsse, „als die fernere Wirksamkeit L. Devrients in Folge seiner großen Körperschwäche sehr bezweifelt werden muß. Ich ersuche Sie also noch einmal ehe ich anderweite Schritte zur Besetzung der Devrientschen Rollen thue, mich gefälligst zu benachrichtigen, ob Sie Neigung haben beim hiesigen Königl. Theater ein Engagement anzunehmen, und ob Ihre Verhältnisse es gestatten von Stuttgart und zu welcher Zeit abzugehn. In dem Falle, daß Sie mir darüber und über Ihre Absicht bald hier einzutreten eine offene und bestimmte Erklärung geben wollen und können, ersuche ich Sie von Prag aus gleich zu Gastrollen nach Berlin zu kommen, um hier das Weitere mündlich zu besprechen.“ Seydelmann konnte, da sein Urlaub abgelaufen die Einladung zu Gastrollen nicht annehmen und beantwortete die Aufforderung ein Mitglied der Königl. Bühne in Berlin zu werden dahin, daß er vernommen, die Königl. Bühne gebe le-

bensländliche Engagements nicht ein, daß ihm aber überall ein solches geworden sei, nebst der Zusicherung einer Pension für seine Frau und er diese Vortheile in keiner Stellung aufgeben dürfe.

Zwei Jahr später wurden die Fäden zwischen der Berliner Hofbühne und Seydelmann wieder geknüpft. Auf eine neue Aufforderung zu Gastspielen in Berlin gegen Ende des Jahres 1834 erwiederte der Künstler zwar bejahend, aber zugleich mit dem entschiedensten Bewußtsein über die Wichtigkeit dieses Schrittes, welche sich natürlich mit dem Rufe und der Bedeutung Seydelmanns gesteigert hatte. Die Antwort an den Grafen Redern ist zugleich ein beredtes Zeugniß, wie sehr eine stolze Sicherheit und die gemeine Künstler-Eitelkeit ihm fremd waren. „Nicht allein die verzögerte Antwort der hiesigen Hoftheater-Intendanz auf meine Anfrage wegen der, von Ew. Hochgeboren erhaltenen, höchst ehrenden Einladung zum Gastspiel auf der Königl. Bühne zu Berlin hat mich bis jetzt von der Erwiederung abgehalten: es war auch Furcht die mich zurückhielt; und fast weiß ich jetzt noch nicht bestimmt, ob ich es wagen soll, dem schmeichelhaften Rufe zu folgen, oder, ob es nicht gerathener wäre, ihn, unter Anführung triftiger Gründe — höflichst abzulehnen. Größtentheils ist es das Rollenfach Devrients in dem ich seit 6 Jahren beschäftigt bin. In Cassel, Darmstadt und Stuttgart, wie auch an andern Orten, wo ich als Gast gespielt, ist es mir wohl gelungen, eine lebhafte Anerkennung meiner Bemühungen zu gewinnen, ob das in Berlin der Fall sein würde? Ich zweifle! Dort ist man seit Jahren gewohnt nur das Gelungenste in dieser Art von Rollen zu sehn, und es däucht mir in der That ein rechtes Wagestück, sich neben einem Meister, wie Devrient, versuchen zu wollen. Selbst die erhaltene Aufforderung dazu muß mit einem sehr kräftigen Bewußtsein des erwählten Künstlers zusammentreffen und daran fehlt es mir noch. Wie das Publicum, das sein Urtheil so gern nur auf Vergleiche baut — über meine Fähigkeiten aburtheilen würde, kann ich mir mit ziemlicher Gewißheit voraussagen; ich finde aber in dieser Kritik nicht viel Anlockendes, um mich ihr wirklich Preis zu geben. Dies offenherzig auszusprechen habe ich für nothwendig erachtet, um nicht mißverstanden zu werden. Ist es nun demungeachtet noch

Ew. Hochgeboren Wunsch, mich in Berlin spielen zu sehn, so muß ich zuvörderst auf das Dringendste bitten, mich in Rollen auftreten zu lassen, die man entweder nicht zu den vollendetsten des von mir selbst so verehrten Meisters und Freundes zählt, oder in solchen, die gar nicht von ihm gespielt werden. Es giebt ja wohl in der großen Menge von Charakterrollen noch manche andere Aufgaben von Bedeutung, deren Lösung mir anvertraut, Ew. Hochgeboren genügend würde unterrichten können, ob ich würdig war, von Ihnen zum Gastspiel auf der ersten Bühne meines Vaterlandes gewählt zu werden." Man setzte darauf das Frühjahr 1835 zu Gastrollen in Berlin fest.

Ehe wir Seydelmann auf diesem entscheidenden Gange begleiten, müssen wir noch einer zu Anfang 1835 ihm gewordenen Aufforderung gedenken, die Rolle eines Schauspieldirektors in Frankfurt a. M. zu übernehmen. Besonders hatte Gutzkow, der zu Seydelmanns umwälzender und schaffender Kraft ein großes Zutrauen besaß, sich lebhaft dafür interessirt. Seydelmann begegnete diesem Gedanken mit großer Scheu, denn er glaubte nur unter der Bedingung einer ihm übergebenen umfassenden autokratischen Gewalt darauf eingehn zu können. Einer Verantwortlichkeit vor der öffentlichen Meinung wollte er sich nur dann unterziehn, wenn man ihm die Freiheit gäbe die Kraft seiner Intelligenz und die Wahrheit seines künstlerischen Strebens bewähren zu können. Die Unterhandlungen zerschlugen sich indessen, weil man von der andern Seite nicht gewillt war, sich auf Discretion einer Künstler-Natur zu ergeben. Die diese Angelegenheit berührenden Briefe, theils gerichtet an den Compositeur Wilhelm Speyer zu Frankfurt, einen Freund Seydelmanns und Schwager des so innig mit Seydelmann verbundenen Freundes v. Goldner, wie an Gutzkow gewähren uns einen interessanten Einblick in Seydelmanns ganze Persönlichkeit und zeichnen auch sehr lebhaft die Stimmung des Künstlers sowohl in Beziehung auf seine Stuttgarter Verhältnisse, als auf sein bevorstehendes Gastspiel in Berlin. Wir unterbrechen daher hier durch die Mittheilung dieser Briefe auf einen Augenblick den Gang der Biographie, weil sie ein so treffendes Bild des innern Lebens unsers Künstlers zu dieser Zeit geben.

An Carl Gutzkow.

Stuttgart, am 8. Febr. 1835.

Verehrtester Herr und Freund!

Unendlich leid thut es mir, Sie in Stuttgart nicht haben sprechen zu können! Die ersten 8 — 10 Tage ist es mir nicht möglich gewesen etwas anderes zu thun, als am Thespiskarren zu heben und zu stoßen, um ihn, auf der kothigen Bahn, wieder in nothdürftigen Gang zu bringen.

Heute habe ich an Herrn W. Speyer geschrieben, wie folgt:

„Es war der Wunsch der Herren Actionäre des Frankfurter Nationaltheaters mir die Leitung des dortigen Schauspiels anzuvertrauen, und sonach erhielt ich die Aufforderung, die Bedingungen zu nennen, welche man zu erfüllen haben würde, falls ich die Stelle eines Schauspieldirectors in Frankfurt übernähme.

Bedingungen nannte ich nicht; aber ich machte in mündlicher Unterredung einige Herren mit den Vortheilen meines hiesigen Engagements bekannt; und durfte nun erwarten, daß man mir sagen würde, auf welche Weise man mir in Frankfurt Ersatz geben wolle für das, was ich hier aufzugeben mich bereit erklären sollte.

Von einem Beschluß, oder auch nur von einer Meinung der Herren Actionäre ist mir noch nicht das Mindeste bekannt, mithin kann mein bisheriges Schweigen in der ganzen Angelegenheit wohl Niemand befremden. Worauf soll ich „Ja" oder „Nein" sagen? —

Ew. Wohlgeboren bitte ich für eine, in allen Theilen bestimmte Erklärung von Seiten der Herren Actionäre Sorge tragen zu wollen; dann werde ich im Stande sein, zu einem Entschlusse zu gelangen und gewiß nicht säumen, Ihnen diesen mitzutheilen. Mit aufrichtiger Hochachtung.

Seydelmann.

Dieser Brief ist heute abgegangen.

Haben Sie doch die Güte, Herrn Speyer zu einer schnellen Antwort auf meinen Brief zu bewegen. Sobald die stolzen Herren in

Frankfurt sagen, was sie für den Kopf geben wollen, der ihnen einen andern ersetzen soll, werde ich meiner Unruhe ein Ende gesetzt sehen und ebenfalls rund mit der Sprache herausgehen. Bis dahin aber — kann ich denn etwas anders, als schweigen?

Wären Sie doch lieber hier!

Bei der Birch-Pfeiffer war sehr viel von Ihnen die Rede, wie überhaupt überall! Gott schenke Ihnen Gesundheit!!!

Gedenken Sie freundlich

Ihres

Seydelmann.

den 17. Februar 1835.

Verehrtester Herr und Freund!

Sie glauben es mir ohne weitere Betheuerung, daß ich mich herzinniglich freue, wenn ich aus jedem Ihrer Briefe an A. Lewald auf's Neue erfahre, wie sehr Sie sich in Frankfurt gefallen, wie gut es Ihnen geht. Die Krankheit muß auch von Ihnen gewichen sein und das ist von Allem das Erfreulichste!

Hier geht es, wie Sie wissen, langweilig, träge, im Karrengaulschritt. Um die Leute für lebendig zu halten muß man in ihre innersten Winkel kriechen; dort hocken sie und brummen und gähnen bei zugemessener Arbeit. Hier schafft man blos des Futters wegen; aller Antrieb zu Großthaten (! —) kommt hauptsächlich aus dem Magen. Etwanige Ausnahmen kennen Sie; in einigen Jahren ist hoffentlich auch davon nicht mehr die Rede. Ich will es nur gestehen, mir wird diese Heimath immer unleidlicher! Noch sträubt sich zu Vieles in mir gegen diesen Kleinbürgerschritt und die Rolle eines Jagdhundes neben einem schnarchenden Revierförster ist doch gar zu erbärmlich! Ich bin recht begierig zu erfahren, was mir die nächste Zukunft — „schwarzverschleiert" — bringen wird.

Grüner hat mir vor einiger Zeit geschrieben, daß es ihm lieb sein würde, wenn ich im April wieder nach Frankfurt käme, um zu spie-

len. Wie gern thäte ich das! Aber Sie wissen, daß ich schon vor Weihnachten zugesagt hatte zu dieser Zeit nach Berlin zu kommen. Nun kann ich doch nicht wieder ausbleiben. Will es auch nicht! Es drängt mich ordentlich, meinen Gegnern unter die Augen zu treten. Nicht, als ob ich große Hoffnungen zum Siege über sie mit mir herumtrüge, sondern um ihnen in mir einen Schauspieler zu zeigen, den ihre Armseligkeiten vergeblich aus der Ruhe zu bringen suchen werden. A. Lewald schilt mich, daß ich es unterlassen will, den gestrengen Herrn Kunstrichtern meine Aufwartung zu machen. Ich räsonnire so: die Dolche gegen mich sind scharf und spitz geschliffen. Wird diese ein freundlich (furchtsamer! —) Besuch umstoßen? Nein! Also nutzt er nicht. Werden meine Freunde sich mit mir darüber ärgern? Ja! Mithin abwarten, was geschieht, und in Berlin kein Anderer sein wollen als irgendwo. Was meinen Sie? Wie Mancher würde niedlich herumlächeln, wenn der, von andern Orten her, stolz erhobene Schauspieler Seydelmann bei ihnen gekrummbuckelt hätte und doch mit Sand und Staub zugedeckt worden wäre. Ich denke: soll ich nicht selbst Ohrfeige um Ohrfeige wechseln dürfen, so will ich mich doch durch männliche Ruhe meinen Feinden gegenüber behaupten und meiner Freunde werth bleiben.

A. Lewald hat mir erzählt, daß Sie, verehrter Freund, meiner nicht nur gedacht, sondern auch von mir in Ihrem Blatte gesprochen haben. Wie bin ich so neugierig! Und dankbar! denn Sie werden ja wohl nichts Schlimmes mit mir vornehmen? — In 5 Wochen denke ich schon im Postwagen zu sitzen. Ende März muß ich auf dem Schlachtfelde stehen. Wie würde es mich ermuthigen, ginge Ihre Phantasie: im April auch nach Berlin zu kommen, in Erfüllung!

Unser schnurrbärtiger, schwarzaugiger Freund schreibt Badealmanache, arbeitet an der Theaterrevue und grüßt herzlich! Meine Frau und Wilhelm, den ich wahrscheinlich nach München schicken werde, ebenfalls; ich aber umarme Sie brünstig und bitte Sie um ein Paar freundliche Zeilen an mich, Ihren Freund und Verehrer

Seydelmann.

Stuttgart, den 22. Februar 1835.

Dank, tausend Dank für die freundliche Sendung! Könnte ich Ihnen sagen, welche Freude mir Ihre „Phantasie" macht! Und wie sie mein ganzes Wesen in Aufruhr bringt! Gewiß fühle ich mich zu einer höheren Thätigkeit geschaffen und nicht zur morschen Stütze eines alten, kalten, dumpfigen Komödienhauses. Wären nur erst neue, bessere Verhältnisse gefunden! die jetzigen zu lösen, würde dem festen Willen schon gelingen. Sie sprechen von Frankfurt, von Grüner's Abdankung, von der Möglichkeit, daß ich seine Stelle erhalten könnte. Aber, wäre dann dem Schauspiel dadurch geholfen? Intendant der ganzen Anstalt möchte ich um keinen Preis sein! Wie würde das meine Kräfte zersplittern! Ich müßte sie ja auch der Sorge für die Oper und dem damit verbundenen Teufelskram zuwenden, müßte Kaufmann mit den Krämern und Kaufleuten, Schneider und — Gott weiß was werden! Und dazu bin ich wohl nicht gemacht! Nein, Intendant des Frankfurter Nationaltheaters möchte ich nicht sein, aber — Director des dortigen Schauspiels? Ja! diesen Theil des Ganzen würde ich auf meine Schultern nehmen und ihn hegen und pflegen, daß er wieder lebendig und rüstig würde und mit Kraft der Oper in die Augen trotzte. Spielen könnte ich dabei in gewohnter Weise und so als College, wie als Director den Schauspielern zum Siege (? !) vorangehen. Die Kaufleute mögen in Gottesnamen die hohe Intendanz bilden, Guhr allein im Reich der Töne herrschen; dagegen wollte ich, ausgerüstet mit unumschränkter Vollmacht für Alles was das Schauspiel betrifft, meinen Gegnern schon die Spitze bieten, und unterstützt von tüchtigen Köpfen, dem Worte eine neue, glänzende Bahn brechen! —

Sie sagen, mein Name habe Klang; gut: so versichere man sich dieses Namens für den genannten Zweig und, versteht sich, auf eine dem Wirkungskreise angemessene Weise. Hier mag ich wohl anführen dürfen, was ich — verließ ich Stuttgart — am andern Orte wieder finden müßte. Zöge ich mit einer selbst geworbenen Truppe im Lande herum: ich würde den Gukkuk nach sicherer Gage, nach Pension und dergleichen fragen; Frankfurt jedoch, der reiche Markt, will sein

Theater heben, braucht kräftige Dienste, so mag denn Frankfurt auch, gleich andern Bühnen, nicht filzig auf den Pfennig sehen. Zudem macht eine Directorstelle dort Dinge nothwendig, an die man in einem Verhältniß, wie ich's sonst im Kopfe habe, nicht einmal im Traume zu denken hat. Ich bekomme hier 4000 Gulden jährlich, auf Lebenszeit. Ich habe jährlich einige Monate Urlaub. Was könnte ich dagegen in Frankfurt erhalten? Weidner, wie verlautet, wird die Bühne bald verlassen. Sein Abgang würde eine große Lücke herbeiführen: dafür wäre ich Ersatz. Was will man dafür geben? Dann hätte ich mich noch als Schauspieldirector zu verkaufen. Es ist eine Pensionsanstalt mit dem dortigen Theater verbunden; welche Vortheile, statt des hier aufzugebenden lebenslänglichen Engagements — könnten mir von Seiten dieser Anstalt geboten werden? Darauf müßte man hinhorchen, und mit spitzem Löffel. —

Verehrtester Freund! Sie meinen es gut mit mir; Sie haben mich — wahrscheinlich, um den Frieden meiner hiesigen Stellung zu wahren und mich vor den Frankfurtern nicht blos zu stellen — Ihres heiligen Schweigens auf Ehrenwort versichert; Sie wollten, daß ich Ihnen bald und aufrichtig antworten möge: Sie sehen, ich habe es gethan. Von meiner Umgebung erfährt keine Seele Etwas von diesem Briefwechsel; nicht einmal meine Frau, nicht Lewald! Wozu? „Ist es gethan, mag's auch zur Rede kommen!" Eher nicht!

Daß ich Sie in Berlin sehen soll, macht mir frisches Blut! Also doch Ein Herz, an das ich mich mittheilend werfen darf. Von wegen der Brandenburger Kritik sind Sie also mit mir einverstanden. Ich lasse sie freundlich liegen. Mir ist es dabei hauptsächlich um meine Freunde zu thun. Sie mögen es immerhin glauben, daß ich stolzer bin auf meine Freunde, als auf das leichte Lob einer erschmeichelten Journalistenfeder. Und — „grad' im Sturme ist mir wohl!" — Sie sollen machen mit mir, was ihnen gefällt.

Lewald hat Ihre „Phantasie" über mich gelesen und nannte sie „sehr gut." Er meinte dabei, daß es ihm sonach immer schwerer gemacht würde auch etwas Ordentliches über mich zu sagen. Sie wissen ja, daß er eine kleine Broschüre über mich in die Welt schicken will.

Wann aber — Wann? — Daß er wahrscheinlich in Stuttgart bleiben wird, hat er Ihnen wohl geschrieben? Er wird nun auch eine Zeitschrift redigiren. So wäre denn der stolze Pariser gefesselt. Nächsten Freitag spielen wir zum Vortheil für „Schillers Denkmal" Fiesko mit ganz neuer Ausstattung und einem Prologe von G. Schwab. — Nun Adieu, herzliche Grüße von meiner Hälfte soll ich Ihnen sagen und vom ganzen Hause. Unwandelbar

Ihr

dankbarer Freund

C. Seydelmann.

An Wilhelm Speyer in Frankfurt a. M.

Verehrtester, Geliebtester!

„Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen,
Die engsten Bande sind's, die zartesten,
Die das Geheimniß stiftet."

Der Gutzkow schreibt mir erhitzende Briefe. Er sieht einen Reformator des in Schlamm und Koth versunkenen Theaterwesens in mir; ich sei geschaffen, mir die Hände zu besudeln! „Eine Unze Bisam, Gevatter!" In Schauspielsachen thut sie Noth. — Frankfurt, meint er ferner, sei der Ort für mein klebriges Geschäft. Ich soll hin; als Schauspieler, Regisseur, Direktor der Komödie. Was thun? Sie sind eingeweiht in das große Vorhaben, so sagt sein letzter Brief. Das halte ich für ein willkommnes Zeichen. Sie sind mir gut, sind klug und Meister des Terrains. Sie kennen mich. Was halten Sie von einer Heirath zwischen Frankfurt und mir? Freilich bin ich schon vermählt, aber Kinderlosigkeit trennt. Ich besitze auch hier einen lebenslänglichen Kontrakt, der nur mit Übereinstimmung beider Theile gelöst werden kann. Laut dieses Kontraktes habe ich die jährliche Gage von 4000 Gulden, einen Urlaub von drei Monaten jeden Jahrs, und meine Frau erhält, sterbe ich früher, eine Pension. Frankfurt giebt keine lebenslänglichen Anstellungen, wohl aber starke Gehalte.

Welches Äquivalent würde ich für die lebenslängliche Anstellung bekommen können? Welchen Ersatz für die Pension meiner Frau? Welche Rechte von Seiten der dortigen Pensions-Anstalt und endlich einen wie langen Kontrakt?

Als Schauspieler würde ich für Otto und Weidner eintreten können; und soll ich werden, was sich der gute Glaube von mir versprechen mag, der Messias Ihres Schauspielerwesens, so muß man mir die Direktion desselben in die Hand geben, mich in allen künstlerischen Beziehungen frei walten lassen, mir ein angemessenes Gewicht der Operngewalt gegenüber einräumen und nicht mit gebundenen Fäusten Fechterkünste von mir fordern. Titular-Schauspieldirektor will ich nicht werden; ein Narr zu sein, brauche ich die Gränze Schwabens nicht zu verlassen.

Sagen Sie mir, Verehrtester, was Sie dazu meinen? Sagen Sie ganz offen! Sie sehn, daß ich es auch bin. Schweigen kann ich — noch besser als das Grab; selbst der Schaufel des Gräbers will ich widerstehn. Sie werden nicht zurückbleiben. Veröffentlichung würde mir wenigstens große Unannehmlichkeiten zuziehn, und Sie sind mein Freund!

Gutzkow empfiehlt mir Eile. Erst aber muß ich mich mit Ihnen besprechen. Sie werden als Freund reden, der mit allen Winden und Untiefen vertraut ist, zwischen denen die See liegt, der ich mein Boot überliefern soll. Baldige Antwort erbittet sich

Stuttgart, den 5. März 1835.

Ihr

Ihnen von Herzen ergebener
Seydelmann.

An Wilhelm Speyer in Frankfurt a. M.

Ja, mein herzlich geliebter Freund, Dr. Beurmann hat Recht: Bald werde ich bei Ihnen sein. Ich wähle nicht den kürzeren Weg durch Nürnberg nach Berlin; ich kehre erst bei denen ein, die mich

lieb haben, an deren Blick und Gruß ich mich erkräftigen kann. Dann zum Kampf!

Sonntag Abend will ich mich in den Eilwagen setzen. Montag Abend also kann ich nach Frankfurt kommen. Lieb wär es mir, wenn nicht Viele darum wüßten. Wozu die kurze Zeit noch mehr beschränken durch müßiges Geschwätz mit Kunz und Peter?

Ob Dr. Gutzkow wohl mitreisen wird? Mir wäre es sehr lieb! Hat denn die bewußte Angelegenheit schon viele Mitwisser? Ich fürchte, ja. Es wäre keinenfalls gut.

Begierig bin ich doch, was das hochverehrte Comité herausgeweisheitet haben wird. Bevor mir nicht der feste Wille entgegentritt kann ich nichts anders sagen, als ich Ihnen im Vertrauen bereits mitgetheilt habe. Dahin darf es durchaus nicht kommen, daß es schiene, als hätte ich mich angetragen. Sie werden das begreifen. Spiele ich doch nur die Rolle der zarten Jungfrau, die den kräftigen Bräutigam erwartet. Daß, wenn die Verbindung vollzogen wird, gesunde Kinder in die Welt springen können, will ich selbst nicht bezweifeln, obwohl mir nur ein sittsames, bescheidenes Lächeln dabei geziemt.

Sorgen Sie nur, daß ich was Rechts von Ihnen erfahre, ehe ich nach Berlin gehe. Diplomatische Kreuz und Queerzüge könnten mich leicht um allen Appetit bringen; die ganze Geschichte soll ja kein Fuchsprellen sein und werden.

Im Augenblick bleibt die Hauptsache: Schweigen! — Erfahren die Theaterleute, hier oder in Frankfurt, von dem Vorhaben nur eine Sylbe, dann liegt es auch in des Teufels Klauen. Sie, mein Verehrtester, und Alle, die sich Menschenkenner glauben, verstehn sich auf das wunderliche Coulissengezücht noch nicht. Man muß mit ihnen gelitten, gesündiget, sie im Wachen und in ihren Träumen belauscht haben, um sie recht zu würdigen! Gewöhnliche Brillen und Handschuhe reichen nicht hin, sie zu erkennen und zu behandeln. Also Schweigen! — Immer voll Liebe und Ergebenheit

Stuttgart, den 18. März 1835.

Ihr

Seydelmann.

Seydelmann wurde der Erfolg des Gastspiels in Berlin noch erschwert, indem, außer dem allgemeinen Rufe, der ihm als Charakterdarsteller vorherging, fast gleichzeitig eine Schrift von Lewald: Seydelmann und das deutsche Schauspiel erschienen war, welche nur Bewunderung für den Künstler athmete und namentlich seine erstaunenswürdige, Proteische Natur, als eine kaum jemals dagewesene schilderte. Was hatte also Seydelmann zu erfüllen, wenn er so gesteigerten Erwartungen, in welche sich natürlich auch viel Skeptisches einschlich, genügen wollte. Von Seiten des Darstellers wie des Publikums war jede Unbefangenheit gewichen. Der Erstere ging wie auf der Schneide des Schwerdtes, weil ihm nach solcher Vorherverkündigung Alles auf dem Spiele zu stehen schien, das Letztere hatte sich nur mit kritischer Stimmung eingefunden, weil es über einen Ruf zu Gericht saß, der bis jetzt nur dies Tribunal vermieden hatte und der sich doch so kühn, so herausfordernd Jedem stellen zu wollen verhieß.

Seydelmann trat im April 1835 zum ersten Mal als Carlos im Clavigo auf. Diese Rolle war von dem Künstler nicht ohne Absicht gewählt worden. Sie gehört durchaus nicht zu den sogenannten dankbaren, welche die Massen aufregen und große Wendepunkte in der Entwicklung darbieten. Und doch war der erste Erfolg so entscheidend. Aber Seydelmann war sich bewußt, grade in diesem Charakter etwas durchaus Neues, Eigenthümliches zu bieten, was wieder nur darum überraschte, weil sich ein Jeder darüber verwundern mußte, daß diese Gestalt nicht von jeher so sicher erfaßt und mit so überzeugender Wahrheit hingestellt worden sei. Man war gewohnt in Carlos einen Intrigant, oder gar einen boshaften, auf Zerstörung der edelsten

Verhältnisse mit Lust hinarbeitenden Mann zu sehn; Manche hatten gar eine kleine Inkarnation des Mephistopheles gegeben. Nun sah man plötzlich einen feinen, gewandten, aber von Verschmitztheit entfernten Mann von unerbittlichem Verstande vor sich, der sich nur durch keine Rücksicht des Gemüths in dem irre machen läßt, was sein heller Geist als zweckmäßig, ja als heilsam für das Glück des Freundes erkannt hat und dem nichts mehr widerstrebt, als Halbheit und Unentschlossenheit. Diesen besonnenen, Zweck und Mittel stets in richtigem Verhältniß auffassenden Weltmann sah man über einen Schwächling siegen, der, halb von Ehrgeiz, halb von sentimentaler Liebe umhergeworfen, nicht Muth genug besitzt, um nur ein ehrlicher Mann zu sein, und nicht Stärke genug, um sich mit vollen Segeln einem kühnen Ehrgeiz zu überlassen. Hier lernte man, wie auf einen Schlag, das Geheimniß kennen, wie eine jede in sich gesammelte Geisteskraft, jede feste, ihrer selbst bewußte Richtung, selbst ohne das Pathos einer sittlichen Gesinnung, über einen Umfang von Mitteln gebietet, welche sie im Augenblick, wo es gilt, wie ein Feldherr seine Kolonnen fast mit der Sicherheit eines mathematischen Kalküls zum Siege führt.

Die große Scene des vierten Akts, in welcher der Schwerpunkt des ganzen Dramas, wie des Carlos liegt wurde daher nicht wie ein großes rhetorisches Prachtstück gegeben, das, wie bunte, wechselnde Flammen und himmelanstrebende Raketen das Auge blendet, sondern als der Moment der höchsten Reife, der concentrirtesten Stärke, deren dieser gemüthliche, aber seiner selbst gewisse, von aller Halbheit freie Verstand fähig ist. Diese organisch gewachsene Frucht war es, welche die Hörer mit dem Gefühl einer Naturnothwendigkeit erfüllte und plötzlich jenen Sturm des Beifalls, jenen langdauernden Jubel hervorrief, den man nach dem unscheinbaren Anfang nie hätte erwarten dürfen. Was Horaz vom homerischen Sänger, im Gegensatz der cyclischen Dichter singt, daß er nicht aus Glanz uns Rauch, nein Licht aus Rauch uns giebt, dies hatte auch Seydelmann durch seinen Carlos als das Geheimniß seiner außerordentlichen Wirkung bewährt.

Wie kritisch und fast skeptisch sich das dichtgedrängte Publikum gleich gegen den großen Ruf Seydelmanns verhielt zeigte sich darin,

daß es, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, durch kein Zeichen des Beifalls vor diesem Ruf salutirte. Nur eine tiefe Spannung herrschte im ganzen Hause; Seydelmann selbst, sonst so frei, so durchaus sicher in dieser Rolle, fühlte sich befangen. Man wog gleichsam die Laute des berühmten Gastes. Kein klangvoller, metallheller Ton drang aus der Brust des Künstlers, kein imposanter Moment konnte die Massen in den ersten drei Akten fortreißen; man schien nur mit Widerstreben dem großen Rufe Glauben zu schenken. So auf und abwogend zwischen Glauben und Zweifeln war man der Darstellung Seydelmanns bis zum vierten Akt gefolgt. Da siegte die einfache Macht der Wahrheit, die gebieterische Gewalt des Geistes, der nun auch die ganze vorhergegangene Bewegung plötzlich, als eine aus der Natur der Sache selbst erwachsene darlegte, welche sich in der großen Unterredung mit Clavigo nur in ihren Brennpunkt zusammenfaßte. Seydelmann hatte einen vollständigen Sieg erfochten, der kalte Zweifel war in die feurigste Bewunderung übergegangen. Ein Charakter war durch diese Darstellung mit der überzeugendsten Wahrheit aufgeschlossen und das sittliche Vorurtheil gegen diese Gestalt besiegt worden. Der große Schauspieler hatte gewissermaßen reformatorisch auf die Auffassung der Menge eingewirkt und die Anschauung der tiefer Blickenden zu einer apodiktischen Gewißheit erhoben. Keine besonderen Hebel, keine Schauspielerkünste waren dazu in Bewegung gesetzt worden. Der helle, durchdringende Verstand hatte diese Natur in ihrem Verhältniß zu dem Ganzen des Kunstwerks, wie zu allen andern Gestalten mit der höchsten Sicherheit erkannt und der schöpferische Genius hatte diesem idealen Geschöpf Adern und Sehnen, Fleisch und Blut gegeben und ihm bis in die äußersten Nervenspitzen ein warmes Leben eingehaucht. An demselben Abend zeigte Seydelmann noch durch seinen Koch Vatel die Virtuosität seiner Umgestaltungskunst, indem Niemand in dem französischen Koch den Darsteller des Carlos ahndete. So sehr war er ein völlig Anderer geworden, daß Viele im Ernst zweifelten, ob denn derselbe Mensch wirklich vor ihnen stehe, der uns so eben in den Kreis der höchsten Gesellschaft versetzt und uns mit dem dichtesten Netz seines dialektischen Weltverstandes umsponnen hatte. Die Presse

machte sich nach dieser Leistung in fast einstimmiger Bewunderung Luft. Man wetteiferte nun von allen Seiten auch seinen Dank für so außerordentliche Gaben darzubringen. Von jetzt an ward Seydelmann, während der ganzen Zeit seines Gastspiels, der eigentlich geistige Mittelpunkt der Tages-Interessen. Sein Gastspiel war ein wirkliches Ereigniß, das fast alle Klassen der Gesellschaft, die durch ihre Bildung und Neigung irgend eine Beziehung zum Theater haben, lebhaft berührte. Seit vielen Jahren war ein solcher Erfolg auf dem Felde der darstellenden Kunst in Berlin nicht erlebt worden. Nur Nannette Schechner konnte im Gebiete der Oper durch die Dauer der Begeisterung und den stets wachsenden Andrang zu ihren Gastrollen sich einer ähnlichen, alle Klassen und alle Nüancen der Gesellschaft ergreifenden Bewegung rühmen. Aus den zuerst bedungnen zwölf Gastrollen wurden achtzehn und steigerten sich, da die Theilnahme sich immer gleich blieb, bis zu dreißig.

Seydelmann hatte durch seinen Aufenthalt in Berlin auch Diejenigen dem Theater wiedergewonnen, welche sich seit Jahren von dem Besuche desselben fern gehalten hatten, weil sie noch umschwebt von der Erinnerung an die glorreiche Zeit der Berliner Bühne, an die auf derselben herrschende ächte Wahrheit des Spiels, in der jetzigen Bühne nur den Verfall jener Tage sahen. Ihnen strömte bei Seydelmanns Leistungen gleichsam der Duft süßer Jugenderinnerung zu. Varnhagen v. Ense faßte mit seiner Kunst des Worts den Eindruck, welchen Seydelmanns Darstellungen auf die Gemüther hervorbrachten, in zarter Erinnerung an die Kunsterlebnisse Rahels, eben so warm, als sinnig auf, indem er sagte: „Wir bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat Seydelmann in Berlin auftreten zu sehn. Sie würde den größten, reinsten Kunstgenuß gehabt haben, das schönste Talent und die vollste Anerkennung zu sehn. Was in Iffland ächt gewesen, was Wolff zu sein erstrebt hatte, wäre ihr in diesem Künstler, ohne die Zuthat des Falschen und Mangelhaften, endlich als reine Meisterschaft entgegengetreten, und sie, der es das größte Bedürfniß war, Beifall und Entzücken laut zu bezeigen, der es aber auch oft widerfuhr, ihren Eindrücken und Urtheilen nicht nur die dumpfe

Menge, sondern auch befangene, mehr klügelnde, als klug Gebildete widerstreiten zu sehn, sie hätte den Triumph genossen, diesmal alle Stimmen, auf die irgend ein Werth zu legen war, hier in demselben Enthusiasmus wetteifern zu finden."

Seydelmann sammelte aber nicht nur die alte Generation, welche schon mit dem Theater abgeschlossen hatte, um sich, sondern auch die junge, lebensfrische, von Gedanken bewegte und den Gedanken überall nachgehende Generation. Auch diese philosophische Jugend, welche sich besonders um Hegel als Mittelpunkt des geistigen Aufschwungs, und einer großen Gedanken-Revolution geschaart hatte, begrüßte in Seydelmann einen Mann ihres Schlages, der es verstehe, den Mikrokosmus aufzuschließen und in der abgeschlossensten Umgränzung einen unendlichen Gehalt menschlichen Lebens zu enthüllen. An der Spitze dieser philosophischen Phalanx stand Eduard Gans, allen Interessen der Gegenwart mit seiner geistreichen Beweglichkeit zugewendet, welcher zuerst die Brücke geschlagen hatte, um die Philosophie aus der Abgeschiedenheit von den unmittelbaren Erlebnissen des Tages in die bewegte Gegenwart hinüberzuführen. Gans wandte sich unserm Künstler mit Entzücken und mit steigender Bewunderung zu und sprach sich in seiner geistreichen Weise über die ganze Reihe der Gastdarstellungen Seydelmanns in der von Rellstab redigirten Zeitschrift „Berlin" von diesen Eindrücken so ergriffen aus, daß er während dieser Zeit nur dieser fesselnden Erscheinung zu leben schien, von der er einen neuen Aufschwung für die darstellende Kunst erwartete. Gans faßte namentlich mit sicherm Blick auf, daß von diesem Künstler ein seltener Sieg über die Materie errungen worden sey, daß er uns eine vergeistigte Natur darbiete und, wie selten ein Schauspieler, seine Ehre, wie seine Stärke darin setzte seine Rollen nicht nach dem vorübergehenden und bewußtlosen Händeklatschen des durch falschen Effekt begeisterten Publikums, sondern nach dem innern Bedürfniß des gegebenen Charakters zu nehmen. Sehr sinnvoll bezeichnete namentlich E. Gans die Arbeit des Geistes, welche Seydelmann an sich selbst vollbracht hatte, indem er sagte: „Der Marmor, aus dem diese Statue gebildet worden, ist kein fleckenreiner. Die Natur hat hier keinen so unmittelbaren

Wurf gethan, daß man den Gegenstand ihrer Vorliebe nur hätte hinstellen dürfen, um irgend ein Resultat zu gewinnen: vielmehr hat der Stoff durch jahrelanges Arbeiten und Feilen erst zugerichtet werden müssen, und das was sich entwunden hat, ist somit nicht die unmittelbare, sondern die vergeistigte Natur."

Dieses Moment daß bei Seydelmann der Geist erst die Natur unterworfen, durch ausdauernde Arbeit die Materie erst überwältigt hatte, wurde nun von der Opposition festgehalten und isolirt. Man baute darauf die seltsamste Auffassung und Theorie, daß die Darstellungen Seydelmanns nur Produkte des Verstandes und kluger Berechnung seien, an welchen aber das Genie keinen Antheil habe.*) Die nicht wegzudisputirenden Wirkungen desselben sah diese Parthei zum Theil als Resultat einer durch die raffinirteste Berechnung erfolgten Überraschung, zum Theil auch als aus der Eitelkeit und Vornehmthuerei des Publikums stammend an, welches sich durch seine Anerkennung Seydelmanns im Grunde nur das Zeugniß seiner eignen Tiefe und seines kritischen Verstandes ausstelle. Es ist sehr charakteristisch für Berlin, daß dieser Gegensatz, und diese Kontroverse, ob die Leistungen Seydelmanns aus dem Genie, oder dem reinen Verstande hervorgingen, hier zum erstenmal auftauchte und des Breiten besprochen wurde. Man hatte sich bisher immer nur unbefangen an die Macht der Darstellungen hingegeben, aber sich nie zu einer so subtilen Frage nach dem Ursprung derselben verstiegen. Der unbefangene Zuschauer hatte sich an die Totalität gehalten und die einzelnen immer miteinander und zugleich wirkenden Vermögen des Geistes nicht auseinander gerissen. Für den sinnigen Menschen von gesundem Urtheil und reiner, durch die zersetzende Reflexion noch ungetrübter Anschauung wirkt in allen den ganzen Menschen ergreifenden Erscheinungen der Geisteswelt immer auch die Totalität der Kräfte, der ganze Mensch, nur unter der Herrschaft eines Momentes des Geistes, welches aber die andern alle in seinen Dienst

*) Gutzkow sagt in dieser Beziehung sehr treffend (Aus der Zeit und dem Leben S. 444): „Es war nicht die Rollenauffassung, worüber man stritt, sondern sein ganzer höherer Werth wurde in Abrede gestellt. Man bestritt ihm die Ursprünglichkeit."

genommen hat und gemeinschaftlich mit ihnen die Totalwirkung erzeugt. Die einseitige Reflexionsbildung isolirt dagegen, weil sie die Einheit der Momente des Geistes und die Art ihres Ineinandergreifens nicht zu fassen vermag, sehr leicht das eine, oder andre Moment und dekretirt mit Selbstgefälligkeit die Abwesenheit der anderen Momente. Da sich nun in Seydelmann vorzugsweise die in die Tiefe dringende Besonnenheit geltend machte, da er ferner sich nie einer nur momentanen Eingebung überließ, so isolirte eine einseitige Reflexionsbildung dieses Moment der Besonnenheit und machte den Verstand allein zum Erzeuger aller der Schöpfungen, welche die Masse bewegten und unablässig den Gegenbeweis einer so abstrakten Theorie führten. Es gehörte wesentlich mit zum Charakter der Bildung Berlins, daß hier zum erstenmal solche Gegensätze mit formeller Gewandtheit besprochen und diese principiellen Kontroversen mit Leidenschaftlichkeit durchgefochten wurden. Je einseitiger ein Theil der Presse, freilich der bei weitem untergeordnetere, der auch durch die Art der Kampfführung seine Schwäche verrieth, das ganze Gewicht auf den bloßen Verstand des Künstlers, als den eigentlichen Werkmeister seiner Darstellungen, legte, desto mehr bezeichneten die Gegner dieser Abstraktion grade das Gleichgewicht des Genies und des kritischen Verstandes in Seydelmann als das eigentliche Geheimniß seiner großen Wirkungen. Wir haben weiter unten in dem eigens der Würdigung des Künstlers gewidmeten Abschnitte unsers Werkes diese Kontroverse der Kritik gründlich unterworfen und die Wahrheit auf welche dieselbe zurückzuführen ist, entwickelt. Hier mußte der Ort der Entstehung dieses Gegensatzes und der Zusammenhang desselben mit der Bildung Berlins zunächst zur Sprache kommen.

In Seydelmann war die Bedeutung der Charakterdarstellung wahrhaft wieder aufgetaucht. Man sah, daß es noch eine durch ihre eigne Kraft existirende Schauspielkunst gab, an welcher man in Berlin fast zu verzweifeln anfing. Grade der ungeheure Erfolg, welcher dem Künstler zu Theil wurde, der in vielen Rollen auftrat, in denen weder das poetische Interesse, noch das Interesse der Neuheit lockte, war der bündigste Beweis, daß in Seydelmann der Reiz der Charakterdarstellung, und der Umwandlungsfähigkeit, den eigentlichen Nerv des Beifalls und

des Zudrangs bildete. Man empfand es mehr oder weniger klar, daß in diesem Künstler sich die Forderungen der guten alten Zeit des Theaters mit den gesteigerten Ansprüchen der gegenwärtigen Gedankenbildung vereinigten. Darum begegneten sich die alten Theaterfreunde der Ifflandschen Zeit mit den Verfechtern der philosophischen Ideen der Gegenwart in traulicher, herzlicher Begrüßung dieser seltenen Erscheinung. Den Ersteren wurden die Jugenderlebnisse wieder wach gerufen, die Letzteren sahen in der eisernen Konsequenz, in dem genetischen Fortschritt eines Charaktergebildes ein Abbild des sich mit innerer Nothwendigkeit entfaltenden Lebens, dessen Gesetz die Philosophie enthüllt hatte. Während so alle Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft wetteiferten, dem Künstler ihre Achtung auszudrücken, und selbst die höchstgestellten Personen einen Mann ersten Ranges in Seydelmann ehrten, durften die Kunstgenossen hinter einer solchen Anerkennung nicht zurückbleiben. Nachdem das Publikum die dem Künstler vom Könige bewilligte Benefiz-Vorstellung im Opernhause durch seine begeisterte alle Formen der Huldigung freigebig spendende Theilnahme zu einer seltenen Feier erhoben hatte, ehrten sich die Mitglieder der Bühne durch eine glänzende Abschiedsfestlichkeit, welche sie ihrem scheidenden Genossen bereiteten. Fast Alle fühlten, daß in dem Triumphe ihres Kunstgenossen, wie in der Achtung, welche man sich überall dem Künstler an den Tag zu legen beeifert hatte, ihre eigne Thätigkeit geehrt und die Stellung des Schauspielers zu einer glänzenden Geltung gekommen war. Dies drückten die Mitglieder der Bühne fast einstimmig ihrem berühmten Genossen aus. Aus der ganzen Haltung jenes Festes ging es unzweideutig hervor, daß man ihm das Principat deutscher Schauspielkunst zugestand und sich durch die Macht ächter Künstlergröße auch frei genug fühlte, um die Ehre, die Seydelmann widerfahren war, als eine der dramatischen Darstellung und dem ganzen Stande zu Theil gewordene freudig mitzuempfinden. Seydelmann selbst war von diesen Erfolgen, welche auch die kühnsten Hoffnungen ehrgeiziger Stunden überboten hatten, tief bewegt. Er sah dieses Gastspiel mit Recht als einen Wendepunkt seines Künstlerlebens an und ergoß sich, seinen Freunden gegenüber, in Entzücken über die ihm gewordene Anerkennung. Wir lassen daher dieser objektiven Darstellung

einige der Briefe Seydelmanns folgen, in welchen derselbe den Eindruck seiner Aufnahme in Berlin mit der vollen Frische unmittelbarer Empfindung ausspricht; dieselben sind an seinen innigen Freund von Goldner in Darmstadt und an Gutzkow gerichtet.

An Wolfgang von Goldner.

Berlin, den 5. Mai 1835.

Herzlichst geliebter Freund!

Nehmen Sie Ihre Kunst, undeutliche Buchstaben zusammenzulesen, zur Hand: ich muß schnell seyn.

Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? Besser! Werden Sie reisen? Und wann? — wohin? Wie lieb es mir wäre, wenn Sie in Stuttgart, oder in Cannstadt blieben, könnte ich Ihnen mit dem besten Willen wohl nicht beschreiben! Ich hatte von jeher den unerschütterlichen Glauben, in Ihnen einen Freund — im vollen Sinne des Wortes! — zu besitzen; dieser Glaube kann mich gar nicht mehr verlassen und — einen Freund hat man am liebsten in der Nähe. Trägt man sein Bild im Herzen, warum läge man nicht gerne an seiner Brust! Ich freue mich und trage Sehnsucht, Sie wieder zu sehen! Wenn's da nur keinen Querstrich giebt! — Ihre verehrte Frau Gemahlin ist hoffentlich recht wohl und freut sich des schönen schwäbischen Frühlings. Ich küsse ihr die Hand, trotz des kleinen, sarkastischen Lächelns, das um ihren Mund spielt, und bitte sie, mich in guter Erinnerung zu behalten. Wie es mir geht? Angesichts des Publikums und der Kritik fortdauernd gut, besser, fast dürfte ich sagen brillant! Jedenfalls haben wir (Sie, der Sie als Freund meine Besorgnisse theilten und Andere — aus andern Gründen) diesen Erfolg nicht erwartet. Hier die trockene Erklärung, nämlich die Thatsachen! Statt der anfänglich bedungenen zehn Gastrollen — aus denen zwölfe, sechszehn, dann achtzehn wurden — werden jetzt vierundzwanzig! — Man darf dieses Factum immerhin eine Kritik nennen, und zwar die erschöpfendste! Sie ist es auch, vor dem ganzen deutschen Publikum, das es längst verlernt zu haben schien, von einem soliden Schauspieler (so taufe ich mich mit gutem Gewissen!) Notiz zu neh-

men. Ohngeachtet meiner ruhigen, einfachen Art und Weise, die sich im Spiele fast aller meiner Collegen oft ganz zu verlieren scheint — nimmt das Publikum auch hier einen Antheil an meinen Darstellungen, der, bei seiner Seltenheit, Wärme und Ausdauer die Berliner über sich selbst erstaunen macht. Trotz schönen Wetters ist das Haus immer gefüllt; die Billette sind von Ankündigung zu Ankündigung vergriffen und — wohl zu merken! — alle Freikarten (einige hundert an der Zahl) ungültig. Es ist ein anderes Publikum, als das gewöhnliche, das jetzt das Theater besucht; Leute, die seit Jahren sich vom Schauspiele zurückgezogen hatten, kommen wieder herbei und begrüßen sich, wie auf einem ihnen fremd gewordenen, sonst wohl viel besuchten Platze. So höre ich nemlich rund um mich erzählen und die häufigen Einladungen in die ersten Zirkel Berlins nöthigen mich zu glauben, daß man mich wahrhaft achtet! — Ich will nun mit dem Allen gewiß nichts weniger als prahlen: dem Freunde darf und muß ich es ja wohl erzählen!

Seine Majestät, der König von Preußen, hat gestern im Palais — wo er von Zeit zu Zeit, vor seinem Familienzirkel, ein kleines — dem Raume angemessenes Lustspiel geben läßt, die dort beschäftigt gewesenen Mitglieder, wobei Hofrath Esperstedt und Regisseur Weiß waren, nach mir befragt und wissen wollen, wie oft ich nun noch spielen werde? Viermal noch (denn ich hatte 14 Rollen hinter mir); war die Antwort. Darauf fing er an, mich zu loben. „Guter Schauspieler, der Seydelmann; immer brav, immer anders und immer ein guter Künstler, ausgezeichnet! hat mir recht gefallen!" — Diese kleine Unterredung läuft nun von Ohr zu Ohr, weil Jeder von den dabei Gewesenen vom — Könige erzählen will; nicht eigentlich von mir; Bewahre! — Nach eines Kollegen Urtheil bin ich zwar gar kein Schauspieler; höchstens Einer, den Gott im Zorne dazu gemacht hat. In diesem Sinne sprechen auch einige kleine schwindsüchtige Journale. So wird es kommen, daß mein Name hin und her auch einen Schmutzfleck kriegt. Was will ich machen? Nichts — gar nichts! Notiz davon nehmen, hieße, dem Koth eine Ohrfeige und den Kerlen den heißersehnten Stoff zu weiterem Gifte geben. Still also — mäuschenstill! Gott der mit mir ist, wird's auszugleichen wissen!!! Und gleicht er's denn nicht jetzt schon

aus? treibt er nicht wahren Hohn und Spott mit meinen Feinden? Läßt da einen Schauspieler auftreten, bei immer vollen Häusern, vierundzwanzigmal, und hat ihn doch nur „im Zorne" zum Schauspieler gemacht!

Was mir Heinrich Beer von Rezensionen in's Haus schickt, gebe ich immer meiner Frau, vorgestern habe ich ihr wieder was gesendet; Sie werden's ja wohl zu lesen bekommen.

Hamburg muß ich nun vielleicht aufgeben; Berlin scheint mir in diesem Augenblicke zu wichtig, um es gegen einen Ort, wo ich schon gewesen, kurzweg zu verlassen. Meinen Sie nicht auch? Es wird meinem Namen immer gut thun, wenn sich, in solch' müder Kunstzeit — ein so ausgedehntes Gastspiel schließt; in einem Orte, der mich gewiß nur mit Essig, nicht mit Wein zu bedienen gedachte. Um so mehr preise ich meinen lieben lieben Herrgott, der mich noch nie im Stiche gelassen. Ich bin ihm aber auch treu! — Die Engagementsanträge von Seiten Berlin's werden immer dringender; unmittelbar, und durch Unterhändler. Ich spiele ein bischen Talleyrand. Soll ich nicht? Einladungen zu preußischen Gastspielen habe ich die Menge. Die Staatszeitung wird das wohl bewirkt haben. Auch nach Bremen und Leipzig soll ich gleich kommen. Vorige Woche habe ich an Leutram geschrieben. Ob der König gnädig seyn und mich noch beurlauben wird? Der königliche Hofmaler, Professor Hensel zeichnet mich; auf seine — nicht auf meine Bitte; dann wirds wohl lithographirt werden. Es scheint mir getroffen. Und nun den herzlichsten Gruß und Kuß und die herzlichsten Wünsche für Ihr Wohlsein.

Ihr
ergebenster
Carl Seydelmann.

Lieber Freund!

In eiligster Eile! — Freuen Sie sich! Sie hätten wie alle meine Freunde am 26ten Mai im Opernhause zu Berlin seyn müssen! Brechend volles Haus! (bei schönem Wetter! —) Der König, alle Prin-

zen des Königshauses, fremde Fürstlichkeiten: kurz, ein festliches Publikum versammelt. Beifall über Beifall! Als ich auftrat, stürmisches, Minutenlanges Begrüßen und Rufen: ich verlor in allem Ernste die Fassung; nach dem ersten Stücke: „Ein Mann hilft dem andern" — mußte ich hervor. Nach dem 2ten Akte des Abbé de l'Epée: stürmischer Hervorruf!

Der König, der dicht am Theater seine Loge hat, applaudirte lange und mit sehr freundlichem Gesicht! — Endlich wurde ich zum drittenmale gerufen, und nun, Freund! lassen Sie mich Ihnen nur das Factum berichten. Man sagt oft: Minutenlanger Beifall! Hier wurde es buchstäblich wahr. Ich wußte nicht, wo ich mich eigentlich befand: demüthig in Gott stand ich da, während ein Regen von Gedichten, Blumen, Kränzen das Haus erfüllte und der forttobende Ruf erscholl:

Hier bleiben! Gleich! Vivat! Seydelmann! Kränze nehmen! Kränze aufsetzen! Vivat! u. so fort. Endlich fühlte ich mir einen Kranz auf die Stirn gedrückt, aber, gewiß! ich sah mich nicht um! so war mir zu Muthe. Die Hagn, welche den Taubstummen gespielt hatte und in der Coulisse stand, war hervorgetreten, um dem Publikum den Willen zu thun. Sprechen konnte ich erst spät — Beifall und die obigen Ausrufungen unterbrachen mich stets. —

Als der Vorhang endlich fiel, stürzte Alles auf die Bühne, aus dem Orchester kamen sie heraufgestiegen und nahmen sich Kränze, Blumen und Gedichte. Ich hörte laut schimpfen, daß man mir sie doch lassen sollte. Einige brachten mir, was ich meiner Frau schicken werde.

Ich meine, so könne ich in meinem Leben nicht mehr geehrt werden!

Es war eine öffentliche Krönung im Angesichte eines ausgezeichneten Publikums; und wo???! —

Das also der Schluß meines Gastspiels in dem gefürchteten Berlin! Mit mir ist Gott! dafür bin aber auch ich nur sein Geschöpf bis zum letzten Athemzuge! voll Dankbarkeit und Demuth!

Jetzt nach Hamburg!

Wie unendlich bin ich meinem Herrn, dem Könige von Würtemberg, auf's neue verpflichtet!!!

Adieu!

Ihr

Seydelmann.

28. Mai 1835.

Lieber Freund! Im Fluge noch einige Zeilen!

Eben wollte ich Ihnen im Briefe an meine Frau inliegendes Billet schicken, da erhalte ich Ihr Schreiben vom 24. Mai. — Da der König die Verlängerung des Urlaubs allergnädigst gewährt hat, bin ich auch auf dem Wege nach Hamburg. Die Postkarte liegt schon vor mir und die Koffer stehen gepackt.

In 3 Wochen hoffe ich in Stuttgart zu seyn. Dann gehe ich nach München.

Aus dem beiliegenden Toast ersehen Sie, bester Freund! daß ich in Berlin nach allen Richtungen hin einen herrlichen Sieg erfochten habe. Die Collegen waren bei einem höchst leckeren Gastmahle im Saale von Jagor unter den Linden, das sie mir zu Ehren veranstaltet, versammelt. Die herrlichste Lustigkeit herrschte; es wurde über Kunst im Allgemeinen, über die Mittel, ihr aufzuhelfen gesprochen; es wurde gesungen und gescherzt. Alle gestanden laut, lange, lange nicht so vergnügt gewesen zu seyn! Ich habe mich im Siegesmuthe, und aufgeregt von so vieler Herzlichkeit um mich herum, tüchtig vernehmen lassen, und ich konnte es wohl erkennen, daß ich ihnen aus der Seele sprach und ihren Mund — den sie auch zu halten pflegen — öffnete. Noch gestern kamen sie, mir ihre Freude und Achtung zu bezeugen und äußerten den Wunsch: sie möchten mich hier haben!! Das macht mich stolz und überzeugt mich, daß es überall Menschen giebt, wenn man sie nur zu wekken versteht. Aber ich bin auch mit mir zufrieden! Mein ganzes Wesen ging auf, und dann hat mich noch Niemand ungern gehabt. — Auch Graf Redern, bei der Abschiedsvisite, lobte, unaufgefordert

von irgend einer Wendung des Gespräches, mein Verfahren; — er habe mich wohl beobachtet, und müsse gestehen, daß er mich gern beobachtet habe; es sei mir gelungen, die widerstrebendsten Charaktere in der Gesellschaft für mich zu vereinen. Was er sonst noch gesagt hat und will — davon mündlich! Somit freuen Sie sich über mein Glück und empfehlen Sie mich der Gunst Ihrer verehrten Frau Gemahlin.

Adieu!

Ihr treuer
Seydelmann.

An Gutzkow.

Berlin, den 29. April 1835.

Sie lassen ziemlich lange warten! Wann wollten Sie eintreffen mit Beurmann? Am zwölften d. M. spätestens; heute haben wir den 29sten und Sie bleiben in Frankfurt. Wie mir's hier geht? ich weiß nicht, ob Sie das schon wissen. Im Angesicht des Publikums? wie ich's nur hätte wünschen können! Die Vorstellungen, in denen ich auftrete, sind so besucht, daß es bei Freund und Feind Verwunderung erregt; so voll will man's lange, lange nicht gesehen haben. Die Billette sind von einer Ankündigung zur andern schnell vergriffen und darum werde ich von hoher Intendanz, die hier, wie in der freien Stadt Frankfurt sehr, sehr gütig gegen mich ist, fortwährend zu Wiederholungen aufgefordert. Die Zahl meiner Gastspiele wächst und mit ihr die Theilnahme. Ich werde, so oft ich auftrete, begrüßt und an dem unzweideutigsten Beifall und Hervorruf fehlts nie! Beweise von Achtung anderer Art werden mir ebenfalls in Hülle und Fülle zu Theil und Einladungen in die besten Zirkel kommen täglich. Ich bin mit einer Menge ausgezeichneter Männer bekannt geworden und was ich von diesen über meine Darstellungen hören muß, könnte mich wohl endlich eitel machen. Aber, ich habe ein unbegrenztes Mißtrauen gegen mich in mir, und immer schmecke ich Wein und Wasser, Wasser! Es kommt keine Ruhe in mein Wesen und von der unendlichen Wohlgefälligkeit, mit der sich Tausende meiner Collegen beantlitzen, sehe ich nichts in meinem Spiegel; nichts!

Die Kritik? Nun, Sie haben mir — gerade Sie, mein Freund — böses Spiel bereitet, wenn, was gegen mich sich erhebt, der ernsten Beachtung werth gefunden wird. Neulich schickte man mir unter dem Namen eines Freundes eine Nummer des Figaro, in der „Seydelmann in Berlin" in Staub und Vernichtung getreten wird! — Und zur Überschrift dienen diesem fürchterlichen Aufsatze Worte von Ihnen, (wie es heißt) von Frankfurt mir nachgeschrieben. Auch erklärt man sich darin das mir von Ihnen gestellte Prognosticon durch das Bankett, was ich Ihnen in Frankfurt a. M. gegeben habe; (hätte!) Eine Waffe gegen diese Feinde liegt mir nicht nah'; ich habe nur die Facta für mich: Stimme des Publikums in den meist überfüllten Häusern, alle nur immer üblichen Zeichen des Beifalls, die Aufforderung zur Fortsetzung des Gastspiels und zum Eintritt in's Engagement. Dann jene Kritik, auf die man hier Werth legt; die Kritik der Verständigen, nicht Käuflichen, der Unbefangenen. Die in den kleinen Journalen enthaltenen Angriffe auf mich werden mir in die Vorstube geworfen, damit ich sie doch kennen lerne. Ja, man will mich durchaus um allen Humor bringen, um mir dann den Garaus zu machen. Habe ich es Ihnen in Stuttgart nicht vorausgesagt, daß mich dies Wespennest würde zu Tode stechen wollen? Und nun hängen sie sich mit allem Geifer auf das mir von andern Orten her gespendete Lob. Freilich nur diese „kleinen Herrn," aber sie werden schlau sein und, mit dem Tone der Freundlichkeit und besten Meinung, in Nord, Süd und Ost und bis in das stille Schwaben hinein, über mich herfallen. So wird es, wenn es auf sie ankommt, an der tiefen Grube nicht fehlen, in der ich unter einem thurmhohen Haufen von ästhetischem Kothe begraben liegen werde.

Daß ich Niemand hofire, werden Sie mir ohne Betheurung glauben und die, nur durch meine Darstellungen herbeigeführte, seltene Theilnahme des besseren und gebildetsten Publikums ist der Stab, der mich auf diesem Dornenfelde schützt und stützt. Hundert Thaler in Gold giebt keine Direction, auch die verschwenderischste nicht, wenn sie nicht Ersatz dafür erhält und, wie gesagt, wenn ich obige Facta, die sich nun einmal nicht werden wegräsonniren lassen — — in's

Auge fasse, dann ist es mir, wenn ich diesen Kampfplatz hinter mir haben werde, hier eben so brillant gegangen, als in Frankfurt und Wien und Prag und überall!!! Punktum!

Fast jede der bisher gespielten Rollen wünscht die Intendanz wiederholt. So spiele ich jetzt immer nur das Alte. — Der Vossischen Zeitung bin ich nicht rührend und weich genug. Sie muß das Überfließende lieben! Erst lobt sie immer die richtige Auffassung, die Consequenz in der Durchführung, rapportirt über Empfangenwerden und Hervorruf; dann klagt sie aber über den Mangel — vielleicht an Seele; ganz klar ist mir der Tadel noch nicht. Nun, sie wird ihn schließlich schon bringen.

Die herzlichsten Grüße, wenn ich bitten darf, an Freund Beurmann; morgen schreibe ich auch ihm.

Ihr

Seydelmann.

An Gutzkow.

Berlin, am 20. Mai 1835.

Mein lieber Freund!

Das Berliner Publikum zeichnet mich aus, wie mich bisher noch kein anderes ausgezeichnet; und gewiß, das will Etwas sagen! Professor Gans, Rellstab, Justizrath Schulze, Willib. Alexis, Theodor Mundt sind entschieden für mich, während ich in Anderen wieder die hitzigsten Gegner finde. Lewald wird übel von ihnen mitgenommen; natürlich ich mit! Sobernheim hat bereits eine Broschüre angekündigt: das deutsche Schauspiel ohne Seydelmann. — Da wirds losgehen! Ob ich nicht gerädert und geviertheilt in die schwäbischen Berge werde hingeworfen werden, steht zu erwarten. Sie, Menzel, Beurmann, (der Sie herzlich grüßt und Ihnen schreiben wird) kriegen auch Ihr Theil. Kurz, die Hatz ist da! Meine Freunde werden sich jetzt zeigen können. —

Meist spiele ich nun im Opernhause, weil das Schauspielhaus

für die sich meldenden Gäste zu klein erachtet wird. Es ist immer voll, meist überfüllt. Als Shylok (schnell wiederholt —) bin ich mit Beifall überschüttet worden. Ich wurde in jeder Vorstellung dieser Rolle zweimal hervorgerufen. Als Mohr im Fiesko sogar nach der Scene, mitten im Akt, was hier noch nicht geschehen sein soll. — Jetzt, Freund, gilt es meinem guten Namen außerhalb Berlin; das hiesige Publikum, vom Könige herab, ist durch und durch mit mir! Diese Stütze haben meine Freunde. Adieu!

Ihr

Seydelmann.

Wie man mich sonst ehrt? Ich bin in den besten Gesellschaften. Steffens, Varnhagen, Gans und Andere nehmen den wärmsten Antheil, und Prinz August von Preußen ladet mich zu seiner Tafel. Nächste Woche reise ich nach Hamburg um siebenmal zu spielen; dann nach Hause. —

Seydelmanns ungeheurer Erfolg in Berlin, sein Sieg über die mit Mißtrauen gegen seinen Ruf ursprünglich erfüllte Kritik, hatten ihm eine außerordentliche Spannkraft verliehen. Getragen von den Wogen des Ruhmes dienten die Anstrengungen und geistigen Aufregungen nur dazu, seine Lebensgeister zu erhöhen. Mit Recht legte Seydelmann ein besonderes Gewicht darauf, daß seine Triumphe in Berlin ihm auch den vollen unzweideutigen Ausdruck der Theilnahme ausgezeichneter Kollegen nah und fern erworben hatten, denn er sah darin ein Zeichen, daß das objektive Interesse an der Kunst selbst und die Gemeinschaft im Geiste bei einzelnen Genossen doch noch stärker sei, als die Eitelkeit und das subjektive Interesse. So schrieb ihm unter Andern Theodor Döring am 13. Juli 1835 aus Mannheim über das Gastspiel in Berlin: „Wie herzlich ich mich gefreut habe, daß Ihr wahres Verdienst durchgedrungen, Ihr seltenes Talent überall den Sieg davon getragen, darf ich Ihnen nicht erst sagen, denn Sie werden mir so viel reines Gefühl für alles wahrhaft Ausgezeichnete zutrauen.“ Eduard Devrient nannte Seydelmann in einem Schreiben, welches den lebhaftesten Wunsch ausdrückte, daß der Künstler Berlin ganz angehören möchte, den Meister, von dessen Wirken in Berlin er sich für die Kunst Großes versprach.

Da der König von Würtemberg dem Künstler den Urlaub verlängert hatte, so füllte Seydelmann diese Zeit mit Gastrollen zunächst in Hamburg und ging dann über Hannover in seine Heimath zurück, um im August einem Rufe nach München zu folgen. Überall wiederholte sich der Jubel und die stets überfüllten Häuser zeigten

den Theater-Direktionen, daß bei diesem Künstler die idealen und die materiellen Interessen gleichmäßig zu ihrem Rechte kamen.

Seydelmann hatte die mancherlei Vorschläge, welche man ihm in Berlin gemacht hatte, um ihn der dortigen Bühne zu gewinnen, abgelehnt; er war entschlossen nach Stuttgart zurückzukehren und auch ferner dem Institut den ganzen Umfang seiner Kräfte zu weihen. Aber er wollte ein von Hindernissen freies Feld für sein Wirken finden, nicht auf Tritt und Schritt besorgen, in die Fußangeln der Intrigue zu gerathen. Mit den reichen Kränzen des Ruhmes geschmückt durfte er auch eine um so entschiedenere Sprache führen, als er sich bewußt war, dabei nur in seinem guten Rechte zu sein. Durch manches Gerücht aufgestachelt, daß man in Stuttgart seine Abwesenheit zur Schwächung seiner Stellung benutzt habe, im Voraus gewiß daß der Graf Leutrum solcher unterminirenden Geschäftigkeit nicht ernst und kraftvoll entgegentrete und doch festentschlossen, nur als ein in seinem sittlichen Eifer für die Kunst respectirter Mann fortan leben zu wollen, richtete Seydelmann von Hamburg aus (den 10. Juni 1835) ein Schreiben an den Grafen Leutrum, als Chef des Instituts, in welchem er die Sprache der männlichsten Entschiedenheit und des sittlichsten Selbstbewußtseins führte. Offener und freimüthiger hatte sich Seydelmann noch niemals ausgesprochen, als in diesen Zeilen, welche wir, als ein Zeugniß der männlichsten Gesinnung und des edelsten Stolzes hier mittheilen. Nachdem der Künstler dem Grafen den Tag seiner Rückkehr nach Stuttgart angezeigt fährt er fort: „Ich komme nun zurück, wie sehr ich auch der Versuchung ausgesetzt war (und bin! —) wegzubleiben. Wie oft schon habe ich es Ihnen zu sagen die Ehre gehabt: mich fesselt mehr noch, als die unterthänigste Dankbarkeit an die allerhöchste Person unsers hochverehrten, gnädigsten Königs. Ich wiederhole es auch hier! Aber eben so freimüthig gestehe ich Ew. Hochgeboren, daß mich nichts — nichts in der Welt in Stuttgart zurückhalten würde, fände ich jetzt wieder, was mich schon so oft dort gekränkt hat: Mißtrauen gegen mein Wünschen und Wirken. Ich weiß es zuverlässig, Sie haben keinen Menschen bei Ihrer ganzen Anstalt, der es treuer, ehrlicher mit derselben meint, als ich. Dafür verdiene

ich Vertrauen, nicht diplomatische Feinheit und scheinbare Güte. Ich bin leider nur zu sehr befähigt, Masken, und wären sie noch so künstlich angelegt — zu durchschauen. Fortwährend Komödie zu spielen, auch außer dem Theater, widert mich an, wie jeden wahrheitsliebenden Menschen. Immer kommt es mir so vor, als möchten Sie mich nicht, obwohl es den Schein des Gegentheils hat. Sie sehn wohl gar einen unbequemen, (darf ich es denn sagen? —) einen unbequemen Nebenbuhler im Geschäft in mir und schwanken, ob Sie ihn sollen laufen lassen, ob nicht? Aus diesem Gefühl, Herr Graf, kommt sicherlich nichts Gutes! — Genirt Sie die Kraft, die mir Gott gegeben hat, dem Theater nützlich zu sein: sagen Sie es, ich bitte Sie auf das allerdringendste! sagen Sie es! — Ich rufe den Cavalier in Ihnen auf; es handelt sich nicht um etwas Vorübergehendes; nein, um meine ganze künstlerische Zukunft! Ich habe dringendere Verpflichtungen zu erfüllen, als, in ungewissen persönlichen Verhältnissen zu Ew. Hochgeboren, 4000 Gulden jährlich von der Hoftheaterkasse in Stuttgart zu beziehn. Mir galt und gilt die Kunst mehr, als eine Kuh voll Milch. Von diesem Gesichtspunkt aus will ich betrachtet sein. Nicht herrschen will ich, nur dienen und nützlich sein. Ich habe Gegner, ich darf sagen, daß diese Gegner wurmstichig sind und mir somit durch ihre Opposition nur Ehre bringen, aber weil sie fein sind und kein Mittel zu schlecht finden ihre, nur ihre Zwecke zu erreichen, weil sie heucheln und schmeicheln, gelingt es ihnen auch, mein Wollen verdächtig zu machen. Schicken Sie mich also fort! Jetzt! Halten Sie mich aus einem Gefühl augenblicklichen Wohlwollens nicht zurück! Handeln Sie männlich mit einem Mann! Spätere Ausfälle zu vermeiden muß ich so mit Ew. Hochgeboren reden. Und ist denn diese Sprache eine andere als die der Wahrheit und Ehre? Und darf ich die nicht reden! — Wenn Ew. Hochgeboren mich ferner nur als ein Lastthier brauchen wollen, das man bald streichelt, bald zurückschiebt, dann sind Sie selbst der Schöpfer unzähliger Unannehmlichkeiten, die Sie mit mir haben werden. Im andern Falle werden Sie sich für Ihr ganzes Leben eines treuen Mitarbeiters in Ihrem mühseligen Geschäft versichern können."

Seydelmann wurde bei seiner Rückkehr nach Stuttgart vom Publikum mit großem Jubel empfangen; es fand sich in dem Ruhme, den der Künstler in der Hauptstadt deutscher Intelligenz eingeärntet hatte, selbst geehrt und begrüßte denselben recht eigentlich als einen wiedergewonnenen, dem treue Anhänglichkeit und Liebe einen Ersatz für den in der Fremde errungenen Ruhm bieten sollten. *) Mit dem Beginn der Theaterferien ging Seydelmann nach München, wohin er zu Gastrollen eingeladen worden war. Der Beifall war stürmisch, das Haus, trotz des heißen Wetters immer voll und der Cyclus der Gastrollen erweiterte sich um das Doppelte der ursprünglich bedungenen Zahl. Von dem dortigen Theater aber und der ganzen Art die Kunst zu betreiben wurde Seydelmann sehr widerwärtig berührt und er ergoß sich darüber in einen wahren Zornesstrom gegen seinen Freund Goldner, woraus wir einige Stellen mittheilen, welche, bei aller rücksichtslosen Derbheit, doch den heiligen Eifer für die Kunst zu ihrer Wurzel haben. „Das hiesige Schauspiel ist ein schöner Quark. Es ist unverantwortlich, wie schlecht die vorhandenen Mittel benutzt werden; man sollte mit Prügeln drein schlagen! Und mit geringen Ausnahmen geht es jetzt so in ganz Deutschland. Und das nennen sie „Kunstinstitute"—„Hofbühne" und die Kerle, die darauf herum faullenzen heißen „Künstler!" Tagediebe, dumme, eitle Hunde! die ihre ganze Force im liederlichen, ungewaschenen Maule haben, in gränzenloser Eitelkeit und in Neid und niederer Schmähsucht. „Künstler!" Nicht einmal gemeine Handwerker. Wäre ich doch nicht ihr Kollege! Ich wollte zwischen sie hineinfahren, wie der Teufel zwischen die Schweine. Und ich thu's doch noch. Sie sollen mich kennen lernen! Offen will ich ihnen die Zähne zeigen und sie sollen sich gestehn, daß ich ihre wunden

*) Die letzte Strophe des Gedichtes, welches Seydelmann bei seinem Wiederauftreten begrüßte drückte die schwäbische Herzlichkeit, mit welcher man den Künstler empfing, gut aus. Sie lautet:

Du schaust in unsern klaren Blicken
Der Schwaben Treue Unterpfand,
Drum mög als Heimath stets beglücken
Dich unser rosig Dichterland.

Flecke getroffen habe. Könnte ich mich doch ordentlich auf den Augenblick meiner Dienstunfähigkeit freuen: denn dann fahre ich los!"

Schon der Brief an den Grafen Leutrum zeigte uns die gereizte Stimmung, in welcher Seydelmann nach Stuttgart zurückkehrte. Der Künstler sah sich von jetzt an täglich mehr als einen durch Intrigue und Neid angefeindeten an. Es hat weder ein allgemeines, künstlerisches Interesse, noch gewährt es einen Einblick in die Entwickelung unsers Künstlers, hier die mannigfaltigen Reibungen, die abmattenden Konflikte auseinander zu legen, in welche sich Seydelmann von jetzt an in Stuttgart verwickelt sah. Dieselben sind größtentheils rein persönlicher Art. Sie gehören daher dem Strome der Zeit an, welcher das, was für die betheiligten Individuen lange von Interesse ist, woran sie sich mit Leidenschaft selbst abarbeiten, der Vergessenheit dennoch unwiederbringlich Preis giebt, und nur den Kern einer Bewegung erhält. Auch der Biograph hat sich wohl zu hüten das ganze Geflecht persönlicher Leidenschaften und Intriguen, in welche das Individuum eine Zeit lang theils wirklich, theils in der Auffassung einer gereizteren Stimmung hineingezogen worden ist, auseinanderzulegen, sobald sich daraus nicht ein lebendiger, bleibender Gehalt gewinnen läßt. Wir verzichten daher hier mit dem vollen Bewußtsein ihrer Werthlosigkeit auf eine detaillirte Darstellung jener gehässigen Machinationen, welche unserm Künstler den Aufenthalt in Stuttgart so sehr verkümmerten, daß er nur in einer Veränderung des Ortes zuletzt eine Rettung für sich erblickte. Wer will bei so flüchtig vorüberrauschenden Interessen noch nach Jahren das Maaß der Schuld der Gegner Seydelmanns und die Gränze ermessen, wo die Bitterkeit und der Zorn in der Seele des Letzteren in ihrer vollgültigen Berechtigung aufhören und die nur subjektive Verstimmung beginnt. Für uns hat es nur ein Interesse zu sehn, wie Seydelmanns Gemüth, unter der Last so widerwärtiger Verhältnisse gedrückt und zerstoßen, sich zu gewaltsamem Widerstande zusammenrafft, aber ohne Aussicht den Druck dieser Verhältnisse besiegen zu

können, endlich nur in der Flucht vor ihnen wieder neue Lebenskraft gewinnt.

Seydelmann sah schon in der bald nach seiner Rückkehr verbreiteten Erzählung, er sei beim Könige in Ungnade gefallen, weil er, bei seinem Wiederauftreten freudig begrüßt und mit Kränzen empfangen, später, nach einem Verbot wegen des Kranzwerfens geäußert haben solle, der König beneide ihm den Lorbeer, weil dieser nur für Könige sei, die Absicht, ihm seine Stellung zu verleiden und seine Wirksamkeit zu schwächen. Seydelmann war über diese Erzählung, welche er dreist als ein Mährchen bezeichnen durfte, sehr entrüstet und da er ihre Entstehung einer im geheim wirkenden Bosheit zuschrieb, mit großer Bitterkeit darüber erfüllt. Solche Verstimmung empfing nun im folgenden Jahre 1836 ihre reichliche Nahrung und die Bestätigung, daß man von mancher Seite wirklich daran arbeite, ihn zu vertreiben. Ein Pasquill war nämlich gegen den Intendanten und gegen Seydelmann verbreitet worden, welches ersteren lächerlich machen und von seinem Posten entfernen, letzteren Stuttgart zu verlassen nöthigen und zugleich den übrigen Bühnen als einen Taugenichts zeichnen sollte. Ein damals in Stuttgart lebender Literat bekannte sich zu einigen Abschnitten als Verfasser, und nannte einen Kollegen Seydelmanns als denjenigen, der ihm die Materialien dazu geliefert habe. Diese im ersten Moment gegebene Erklärung wurde indessen bald darauf größtentheils wieder zurückgenommen und so vielfach modificirt, daß der Thatbestand nicht genauer festgestellt werden konnte. Man bewegte sich auf dem schlüpfrigen Boden einer Intrigue, welche so viel als möglich zu verschleiern und zu verwirren im Interesse derer lag, welche sie ursprünglich gesponnen hatten. Da indessen auch einflußreiche Personen in dies Gewebe mithineingezogen waren, und jede tiefere Nachforschung und Enthüllung Verhältnisse berühren mußte, welche man nicht in den Kreis der Debatte und der Erörterung hineinziehn durfte, so wurde zuletzt, auf höhere Veranlassung, die ganze Sache niedergeschlagen, ohne daß man mit völliger Sicherheit den Antheil der Einzelnen an dem boshaften Machwerk feststellen konnte. Seydelmann indessen, schon gereizt und von dem Glauben an eine gegen ihn gerichtete

Machination erfüllt, sah darin nur die bisher aus dem Versteck gegen ihn gesendeten Pfeile in einen Angriff verwandelt, der in seiner Leidenschaft auch vor keinem noch so niedrigen Mittel zurückschreckte. Er beschloß daher sich diesen aufreibenden Verhältnissen gänzlich zu entziehen und forderte seinen Abschied mehrmals rasch hintereinander, weil es ihm unmöglich geworden sei, unter diesen Umständen seine Pflicht noch länger zu erfüllen. Die Antwort, welche darauf dem Grafen Leutrum von Seiten des Königs wurde, beweist daß man sich das Recht der Entrüstung Seydelmanns eingestanden und diesem Ärgerniß nicht noch das Opfer eines solchen Verlustes zu bringen gesonnen war. Die Antwort auf Seydelmanns kategorische Forderung des Abschieds lautete also: „Ew. Hochgeboren habe ich, nach höchstem Befehle, in Kenntniß zu setzen die Ehre, daß Seine Königliche Majestät Denenselben den Auftrag ertheilen lassen, dem Herrn Regisseur und Hofschauspieler Seydelmann zu eröffnen, wie Seine Majestät mit seinen bisherigen Dienstleistungen, nicht nur als Regisseur des Königlichen Hoftheaters, sondern auch in seiner Eigenschaft als dramatischer Künstler überhaupt vollkommen zufrieden seien und daher um so weniger einen vernünftigen Grund zu dessen Gesuche um Entlassung aus dem diesseitigen Dienste aufzufinden vermögen, als sämmtliche — seiner hiesigen Stellung vor Kurzem vermeintlich entgegengetretenen Anstände und Differenzen durch die Vermittelung des Staatssecretärs bereits ihre vollkommene und zu seiner Beruhigung genügende Lösung und Beseitigung gefunden haben.“ Stuttgart, den 22. Mai 1836.

Seydelmann durfte diese ablehnende Antwort wohl als eine Genugthuung ansehn, welche man dem Künstler, wie dem tiefverletzten Menschen gewährte. Bei der Neigung und Disposition Seydelmanns einem einmal gefaßten Mißtrauen immer mehr nachzuhängen, konnte diese Antwort den Künstler zwar zum Bleiben nöthigen, aber ihn doch nimmermehr überzeugen, daß der Wille, oder die Kraft zu Intriguen gegen ihn bei seinen Gegnern erloschen sei. Diese Zerwürfnisse hatten unsern Künstler auch dem für ihn so begeisterten Freunde A. Lewald entfremdet. Seydelmann vermied Lewald anfangs, um daselbst nicht mit einem ihm verhaßten Kollegen zusammenzutreffen; diese Erkaltung

steigerte sich, da Seydelmann den ihm bisher so ergebenen Mann dem Treiben seiner Gegner nicht fremd glaubte, zu einem entschiedenen Bruch. Es ist nicht auszumitteln, wie viel bei der Lösung dieses Verhältnisses auf Rechnung des Mißtrauens und der zarten Verletzbarkeit Seydelmanns kommt, und wie weit Lewald wirklich die Bande der Freundschaft durch sein Benehmen gelockert hatte. Aber mit Entrüstung wies Seydelmann selbst nach der völligen Entfremdung von Lewald, die Beschuldigung zurück, als habe Letzterer seine Apotheose Seydelmanns, um niedriger Interessen willen geschrieben. In einem Briefe an Harrys vom 23. Juni 1836 sagt er in dieser Beziehung: „Was ich an der Brochüre Lewalds (Seydelmann und das deutsche Schauspiel) zu loben habe ist die freundliche Gesinnung; und dafür bringe ich ihm unaufhörlich und unter jeden Verhältnissen meinen herzlichsten Dank; allein vorsichtiger hätte er sie hin und wieder aussprechen dürfen und die vorangegangenen Meister der Kunst mußten unangefochten bleiben. — Nichtswürdige, schurkische Ausfälle sind es übrigens — sie mögen kommen, von wem sie wollen! — wenn man, wie es oft in der Wiener Theater-Zeitung geschah, sagte: Lewald sei von mir besoldet, sei mein „Tischrezensent" und aus diesem Verhältniß sei jenes Buch hervorgegangen. Ich habe zu viel Stolz, um Zeitungslob auf anderm Wege, als von der Bühne herab, erwerben zu wollen; und Lewald seinerseits hat mir niemals den geringsten Verdacht gegeben, daß er ein käuflicher Rezensent sei." Auch als Lewald später nach dem Bruch mit Seydelmann seiner Leidenschaft so weit nachgab, daß er seine vergötternde Brochüre direkt und indirekt bekämpfte und den Gegnern des Künstlers in der Europa willig den Raum zu gehässigen Kritiken gestattete, begnügte sich Seydelmann, nicht ohne Schmerz über so unerwartete Umkehrung der Gesinnung, zu sagen: „Der Herausgeber der Europa und der Brochüre: Seydelmann und das deutsche Theater sind ein und dieselbe Person. Welch bittere Ironie, daß der Europa nur tadelnde Kritiken über „den ersten deutschen Schauspieler" zukommen mußten, nicht eine Spalte des Lobes!"

Es war für Seydelmanns, durch diese ärgerlichen Scenen in die bitterste Stimmung versetztes Gemüth eine wahre Erhebung, daß es ihm gewährt war im Sommer desselben Jahres in der Schweiz, in Zürich und in St. Gallen einen Cyclus von Gastrollen zu spielen und durch die dortige Aufnahme sowohl von Seiten des Publikums, als der Kritik weit über den Jammer der wirklichen Verhältnisse hinausgehoben zu werden. Mit Ausnahme von Berlin war Seydelmann kaum an irgend einem Orte so gefeiert worden als hier. Die öffentlichen Blätter wetteiferten mit dem Publikum im Ausdruck der Bewunderung für den Künstler. Besonders bemerkenswerth ist es, daß die oft wahrhaft schwungreichen Berichte über Seydelmanns Darstellungen in Zürich, wie in St. Gallen grade den stärksten Accent auf das Genie, die schöpferische Kraft des Künstlers legten; ja daß hier gar nicht einmal die Kontroverse auftauchte, ob diese Leistungen der Verstandesoperation, oder der poetischen Anschauung ihr Dasein verdankten. Wir theilen zur Bestätigung des Gesagten einige der schlagendsten Stellen mit, welche den Eindruck, welchen Seydelmann auf die Gemüther der Zuschauer ausübte vortrefflich wiedergeben. Der „Schweizerische Republikaner" schreibt in einer Kritik über die erste Gastdarstellung Seydelmanns in Zürich, als Shylok unter Anderm: „Ein Herz, das so sich in den Schmerz einer Nation, wie des einzelnen Charakters hineinfühlt, muß ein edles, ein Genius, der bei der ergreifenden Charakteristik des Entsetzlichen sich innerhalb der Schranken der Kunst hält, der einen Genius wie Shakespeare, so tief auffassen, mit solcher Vollendung darstellen kann, muß ein wahrhaft großer, schöpferischer sein." Dasselbe Blatt sagte sehr schön: „Das Auftreten eines großen, gefeierten Künstlers von solchem Ruf und solcher geistigen Vollendung ist immerhin als ein Ereigniß zu betrachten, welches auf ein freieres Volksleben seine moralische Wirkung äußert. Schon die erste Darstellung dieses schöpferischen Genius, der die Lorbeeren eines Fleck, Schröder und Iffland auf seinem Haupt erneut, hat nicht nur dem Kunst-, sondern auch dem Volksfreund zu Gedanken und Betrachtungen Anlaß gegeben, welche über den Genuß eines flüchtigen Theaterabends hinausgehn." Von seinem Shylok wird

dann sehr treffend und beredt gesagt: „Wie Herr Seydelmann die Rolle nimmt ist es der Schrei der zertretenen Nationalität, welcher tragisch und welterschütternd über die große Scene des Jahrhunderts geht. Die Bosheit und Niederträchtigkeit des Individuums verschwindet; es ist der Groll eines ganzen verhöhnten Volkes, welcher sich in des Juden Busen sammelt; es sind die Flüche von Jahrhunderten, welche der Dichter im Namen der rächenden Geschichte, schon ehe die Mordscene beginnt, wie Mordmesser und Dolche wider seine Unterdrücker, die Christen, auf Shyloks Lippen legt. — O was ist das Rechtsgefühl in des Menschen Busen? Wißt ihr es nicht? Aus Seydelmanns Darstellung könnet ihr es sehn. Der Gedanke: nach so viel Verletzung und Verhöhnung der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden gegen seinen ergrimmtesten Feind, den Christen, endlich einmal, sei es auch auf die blutigste Weise Recht zu bekommen, — dieser Gedanke — so sehr die Furchtbarkeit der entsetzlichen Scene die Brust des Zuschauers durchschneidet — dieser Gedanke des Rechts, selbst in der durch Spott und Mißhandlung verhärteten Seele des Juden ist, wie Seydelmann ihn hervorhebt, so wahr und menschlich. Das Mordmesser, welches Seydelmann auf eine ganz andere Weise, als alle bisherigen Darsteller wetzte, es ist mehr, als das Mordmesser des tückischen, blutgierigen Juden. Aus diesem gräßlichen Triumphe, vor dem Shylok selber einen Anflug von Grauen empfindet, hat unser Künstler sich einen Triumph über die Herzen bereitet, der größere Triumphe verkündet. — Was könnte aus einem Volkstheater werden, wenn Dichter und Darsteller, wie hier, zusammenwirkten, alles Erhabne, im Volk Erzeugte, in der vollen Blüthe der Freiheit zur Erscheinung zu bringen!"

Nicht minder geistvoll und begeistert äußert sich dasselbe Blatt über Seydelmanns Carlos im Clavigo. „Dieser Carlos, der auf so manchen Theatern herumhandirt, als trüge er alle tausend Teufel unter dem Hofkleide, war nach dem hochtragischen Shylok fast ein dramatisches Stillleben zu nennen. Womit malte unser Künstler seinen Carlos? Antwort: Mit großem Weltblick aus großem Weltverstande. Ihr braucht die Intrigants mit Grimassen nicht aus der Hölle in die

Koulissen herauf zu beschwören, der Verstand ist in der Welt der Verhältnisse der Intrigant. Seydelmann ist ein großer Künstler, weil er ein großer Kenner und genauer Beobachter des Lebens ist. Auch nicht ein Zug schien aus der Phantasie, Alles war unmittelbare Wirklichkeit. Und doch war diese Natürlichkeit keine Werkeltagsnatürlichkeit, (selbst sein Vatel kein Stillleben, kein niederländisches Genrebild) sondern eine originelle und ideale Kunstschöpfung im großen Style. — Bei dem Vatel konnte man doch einmal, wie Lessing sagt, mit dem Verstande lachen. So verwandelt der Darsteller durch Laune, Witz und Erfindungsgabe das Machwerk des Verf. in ein Gedicht: er wird dann Poet und Schöpfer und in der Lust vergessen und vergeben wir es seinem Reichthum, sich mit der Armuth in Handelsverhältnisse gesetzt zu haben. (Tiecks dramaturgische Blätter) — Shylok, Carlos, Vatel — da habt ihr eine Probe von der Vielseitigkeit und bewunderungswürdigen Erfindungskraft des Meisters.“ Hinter dieser gehaltvollen Begeisterung der Züricher blieb man in St. Gallen nicht zurück. Man wetteiferte dort in der Anerkennung der Meisterschaft Seydelmanns, ohne sich doch jemals in Zerrbilder von Huldigungen zu verirren. In St. Gallen bereitete man die Gastdarstellungen Seydelmanns durch eine kurze schwungreiche Anzeige vor, in welcher man zu diesen Genüssen, wie zu einem großen, alle Kantone vereinigenden Volksfeste einlud. „In der Monarchie, heißt es, ist die Kunst als die Schmeichlerin der Großen, im Vergnügungsdienst der Höfe oft ohne Würde. Kein erhabenerer Anblick, als ein freies Volk zu sehn, das sich versammelt hat, der Schönheit zu opfern, welche allein die würdige Herrscherin im Reiche der Geister ist. Die Zürcher Zeitungen, selbst der ernste „Republikaner“, war von der Bewunderung und dem Ruhm Seydelmanns voll. Die Natur bietet uns täglich ihre höchsten Wunder. Jetzt ist es an uns, gleich den Zürchern dem Auslande zu zeigen, daß wir Schweizer Geschmack und Bildung genug für die großen Kunstgenüsse besitzen, welche ein schöpferischer Genius, wie Seydelmann uns bringt, der in der Republik, wie in den Residenzen der Monarchien so große Triumphe über die Gemüther errungen hat. Der Berner, wie der Glarner, der Thurgauer und Zuger ist, um Sey-

delmann zu bewundern, nach dem Tempel der Zürcher Thalia gewallfahrtet. Unsere Gäste von Gais, Heinrichs und Weisbad, die Anwohner des Bodensees werden nicht ausbleiben, um sich Momente eines Genusses in unserm St. Gallen zu verschaffen, welche sonst nur ein Privilegium der großen Hauptstädte Europas sind, und welche Momente das höchste, geistige Entzücken für das ganze Leben bleiben."

Seydelmann kehrte nach diesen erquickenden Tagen in das Werkeltagsleben nach Stuttgart zurück, das indessen seine Physiognomie nicht verändert hatte. Sehr bald drangen die Laute des Unmuths und der Erbitterung über das ganze dortige Theatertreiben wieder aus Seydelmanns Brust. Der Gedanke, daß die Dauer dieser Verhältnisse ihn immer tiefer in den Kampf mit der gemeinen Wirklichkeit hineinreißen und seine künstlerische Kraft zuletzt schwächen würde befestigte sich immer mehr in seiner Seele. Während die Gegner Seydelmann, theils offen, theils versteckt beschuldigten, daß er fast alle Rollen an sich reiße, daß er seine Stellung als Regisseur und sein geistiges Übergewicht über den Intendanten dazu benutze, sich sogar Stücke zurechtzuschneiden, um die anderen Rollen mit Ausnahme der seinigen herabzudrücken und zu völlig untergeordneten zu machen, widerlegte derselbe so gehässige Anklagen, indem er sich wie später in Berlin mit der größten Entschiedenheit für das Alterniren, also für die Vernichtung des Rollenmonopols erklärte, weil, wie er sagte, „sehr wohl Mehrere zu denselben Rollen befähigt sein könnten. Publikum, Direktion und Kunst gewinnen dabei. Ich wenigstens bin bereit dies Princip durch Übernahme auch der kleinsten Rolle zu unterstützen."

Die Aufforderungen zu Gastrollen drängten sich, bei Seydelmanns großem Ruf, von allen Seiten, so daß er ihnen beiweitem nicht genügen konnte. Er wählte daher nur diejenigen Orte, deren Anerkennung ihm die meiste Befriedigung gewährte. Bei der immer entschiedener werdenden Abneigung des Künstlers vor den in der Stuttgarter Theaterwelt ihn umgebenden Verhältnissen mußte Berlin natürlich der Punkt sein, auf welchen sich Seydelmanns Blick mit einer gewissen Zu-

versicht richtete, daselbst ein weniger kleinliches und beengtes Theater-Leben zu finden. Er entschloß sich daher 1837 zu einem zweiten Gastspiel in Berlin, welches aber auf nur wenige Rollen beschränkt werden mußte. Der gleiche Beifall von allen Seiten reifte den Entschluß in der Seele Seydelmanns auf die wiederholten vortheilhaften Anträge einzugehen und Berlin mit Stuttgart zu vertauschen. Nach einer abermaligen abschlägigen Antwort auf die Bitte um Entlassung von Seiten der Intendanz in Stuttgart erklärte Seydelmann kategorisch, daß er sich mit den Verhältnissen in Stuttgart in einem solchen Widerspruch befinde, der ihm eine freie Erfüllung seiner Pflicht unmöglich mache. Nach so entschiedenem Bekenntniß ward endlich am 5. November 1837 in die Entlassung gewilligt. Seydelmann athmete frei auf, indem er im Begriff stand, Verhältnissen den Rücken zu kehren, welche mit seiner ganzen Natur in schneidendem Kontrast standen.

Leider war es Seydelmann nicht beschieden von Stuttgart zu scheiden, wie es seine fast neunjährige Wirksamkeit und die große Anerkennung seines künstlerischen Werthes von Seiten des Publikums verdient hätten. Es ist unzweifelhaft, daß die kategorische Forderung der Entlassung auch den Chef der Hofbühne, den Grafen Leutrum gegen Seydelmann aufgereizt hatte; er fühlte sich gewissermaßen in dem Widerwillen des Künstlers gegen die Stuttgarter Theater-Verhältnisse selbst verletzt, sein Stolz war verwundet daß Seydelmann auch gegen den gnädigen Beifall und die Versicherung der Huld seines Chefs taub, nur in der Lösung seiner dortigen Verpflichtungen eine Befriedigung fand. Bisher hatte Seydelmann allerdings durch seine Klugheit und die Überlegenheit seines Geistes eine gewisse Herrschaft über den Grafen Leutrum ausgeübt, während derselbe nur zu gebieten geglaubt hatte. Es ist schwachen, aber von ihrer imperatorischen Gewalt erfüllten Menschen eigen, daß sie im Augenblick, wo sie die Erfahrung ihres geringen Einflusses machen, sich mit Erbitterung gegen diejenigen kehren, an welchen sie ihre Selbsttäuschung inne geworden sind. In dieser Verstimmung wurzelte das veränderte Benehmen des Grafen gegen den Künstler, welches freilich auch von manchen Seiten her geschäftig genährt ward. Daraus entstand jene widerwärtige, den Künstler tief

verletzende Katastrophe, welche mit einer plötzlichen Dienstentlassung desselben und dem Verbote endete, die Königliche Bühne wieder zu betreten. (Dekret vom 20. December 1837.) Gleich nach der Seydelmann bewilligten Dienstentlassung vom 5. November nahm der kleine Krieg gegen ihn seinen Anfang. Man forderte unter Anderm binnen 48 Stunden (vom 7. bis 9. December) zwei ärztliche Zeugnisse von ihm, um vom Dienste dispensirt zu werden; man wollte ihm geflissentlich Mißtrauen zeigen. Man beschuldigte Seydelmann, sich gegen den Chef der Hofbühne in leidenschaftliche Opposition gesetzt zu haben, indem er sich geweigert, im Alpenkönig die Rolle des Doppelgängers Rappelkopf zu übernehmen, auch seine Zusage gegen einen befreundeten Kollegen in seiner Benefiz-Vorstellung mitzuwirken, nachher gebrochen zu haben. Man nahm ihn ferner wegen einer, wie man grundlos behauptete, absichtlich versäumten Leseprobe in eine Geldstrafe von 15 Gulden, ohne daß man ihn hörte. Zum Chef der Bühne beschieden entspann sich nun jener ärgerliche Auftritt, in welchem Seydelmann dem heftigen Tone, und der Beleidigung des Grafen gegenüber, zur Waffe seines Künstlerstolzes und seines hohen Ehrgefühls griff. Der Chef der Hofbühne, der bisher im mündlichen Verkehr nur den Ton diplomatischer Geschliffenheit an Seydelmann kannte und die Kluft, welche ihn vermöge der Geburt und Stellung von einem Künstler schied, als eine unausfüllbare betrachtete, sah in der männlichen Entgegnung des ehrliebenden Mannes eine tödtliche Verletzung, welche nur durch eine augenblickliche Aussonderung desselben aus der Reihe der untergebenen Mitglieder gebüßt werden könne. So erwirkte der Graf Leutrum, durch Ohrenzeugen dieser Scene unterstützt, welche die Beschuldigung verletzter Ehrerbietung nach ihrer Gesinnung gewiß aufrichtig bestätigten, jenes Dekret, welches dem Künstler ungehört verbot, je wieder die Bühne in Stuttgart zu betreten. Eine Consequenz desselben war es, daß der Graf Leutrum eine Entgegnung Seydelmanns, in welcher derselbe sich noch als Königlich Würtembergischer Hofschauspieler und Regisseur unterzeichnet hatte, zurückwies, weil derselbe sich einen Charakter beigelegt, der ihm nicht mehr gebühre; und sogar den noch fälligen Gehalt desselben bis zum 1. Januar auszuzahlen verbot.

Diese ganze Sache hatte natürlich das größte Aufsehn erregt und war auch öffentlich besprochen worden. Die Augsburger allgemeine Zeitung hatte eine Correspondenz aus Stuttgart aufgenommen, welche die Gründe der Entlassung Seydelmanns eben so unwahr, als gehässig berichtete. Derselbe antwortete darauf (unter dem 4. Januar 1838) durch eine eben so leidenschaftslose, als klare Darstellung der wirklichen Verhältnisse, worin jede Anschuldigung auf das überzeugendste widerlegt wurde. Wegen der Verkürzung seiner Rechte hatte Seydelmann den Schutz der Gerichte angerufen, welche ihm auch später die eigenmächtig zurückbehaltene Gage zusprachen. Ganz übereinstimmend mit dieser Auseinandersetzung des Thatbestandes in der allgemeinen Zeitung hatte Seydelmann schon früher unter dem 23. December, also unmittelbar nach Empfang des ihn ungehört verurtheilenden Dekrets, in einem ausführlichen Schreiben an den Grafen Leutrum die sämmtlichen Beschuldigungen und Anklagen in ihr Nichts zurückgewiesen. Dieser Brief ist ein wahres Meisterstück klarer und bündiger Darstellung der Verhältnisse und so objektiv gehalten, daß man nur aus einzelnen Wendungen den Zorn und die Erbitterung erkennt, welche niedergekämpft werden mußten. In Betreff der gedachten Unterredung mit dem Grafen sah sich Seydelmann auch in diesem Schreiben mit Recht als den Verletzten an. „Denn, obgleich nur Schauspieler, kann ich es doch nicht gut ertragen, wenn man mich einer Lüge beschuldigt, selbst dann nicht, wenn diese Beschuldigung auch von einem hochgebornen und hochgestellten Manne ausgeht. Dies Gefühl hieß mich das Zimmer verlassen. Zugleich aber nöthigte mich auch die Klugheit zu diesem Schritte. Denn aus der aufgereizten Stimmung Ew. Hochgeboren mußte ich schließen, daß die Ausfälle gegen mich noch stärker werden würden. In diesem Falle hätte ich mich aber vergessen können" —.

Wir verlassen hiermit die Stuttgarter Zerwürfnisse, welche wir, ohne Jemand dadurch zu nahe getreten zu sein, doch so weit berühren mußten, als das Andenken des seltenen Mannes es uns gebot.

Selbst auf die Gefahr hin Manchem zu mißfallen mußten wir die Ehre des Künstlers und des Menschen über jede partikuläre Rücksicht stellen und der Gesinnung unsere Hochachtung ausdrücken, welche der Berufung auf Geburt und bürgerliche Stellung gegenüber, das Gewicht des ächt menschlichen, wie des Künstlerstolzes mit der Überzeugung in die Wagschaale wirft, in den Augen sittlich freier Menschen dadurch das Gewicht der ersteren in die Luft zu schnellen.

Seydelmann, wenn auch tief gekränkt, wurde doch durch den Gedanken an seine Übersiedelung nach Berlin, wo er auf so durchgreifende Anerkennung rechnen durfte, über sich selbst hinaus gehoben. Die Empfindungen, welche ihn jetzt bewegten, drängten das Gefühl eine so unverdiente Begegnung erfahren zu haben, zurück. Der Künstler war nicht ungerecht gegen die vielen Beweise der Liebe und Hochachtung, welche er in Stuttgart erfahren, und sonderte die große Mehrzahl des Publikums sehr scharf von denen, welche ihm den dortigen Aufenthalt so verbittert hatten. Seinem Freunde v. Goldner sagt er darüber in einem Briefe vom 20. Januar 1838 in ziemlich derber, undiplomatischer Form: „Erst jetzt, da mir die verteufelten hiesigen Theaterverhältnisse nicht mehr den Sinn verdüstern und die Brust belasten — leider erst jetzt bin ich tauglich geworden liebevolle Gesinnungen, die für mich vorhanden waren, zu erkennen und offenen Herzens zu erwiedern. Von Stuttgart also und seinen Bewohnern scheide ich nicht gern. Aber mit dem freudigen Dankgefühle, das den Gefangenen erfüllt, wenn er die liebe Sonne vor sich und den finstern Kerker hinter sich hat, scheide ich von Stuttgarts Theater, das, unter bekanntem Einfluß, endlich mit einer Luft gefüllt ist, in der ich, bei längerem Verweilen, gewiß ganz jämmerlich untergegangen sein würde. Nur so lange, als ich muß, nenne ich mich einen Stuttgarter Hofschauspieler, und werfe dann gern, sehr gern den Pelz meiner hiesigen Anstellung von mir, denn — unter uns — er hat Läuse. Die meisten, von solchen Thierchen geplagten Leute dürfen dann und wann einen beherzten Feldzug gegen sie unternehmen und es giebt eine Zeitlang Ruhe; meine Quäler hingegen sind Einquartirte unter hohem Schutz und wenn's mich krazt und beißt muß ich — himmlischlächelnd —

stille halten, denn ein gekrümmter Finger gegen die kleinen Livréebedienten wäre schon ein crimen laesae majestatis."

Dieselbe Gesinnung, nur, dem Verhältnisse gemäß, in sehr gehaltener Form spricht sich in dem Schreiben (vom 22. Januar 1838) an den Grafen Redern, als Chef des Berliner Hoftheaters aus. Die Stuttgarter Verhältnisse berührend, sagt Seydelmann: „Nur aus Achtung und Liebe zur Kunst habe ich Stuttgarts Theater verlassen. Ich wäre hier untergegangen. Schon seit einigen Jahren weiß ich nur allzugut, daß es, bei hiesiger Bühne, weniger darauf ankommt, der Sache zu dienen, für welche man in Verpflichtung genommen wurde, als vielmehr darauf — gewissen Verhältnissen zu huldigen und nebenbei Komödie zu spielen, wie solche Verhältnisse dies eben gestatten wollen. Ich wage das Geständniß und wäre es mein Nachtheil: ich tauge nicht zu solchem Dienst! — Auch wollte ich mich ihm längst entziehn, allein man gestattete es nicht früher als jetzt. — Die unwürdige Behandlung, die ich nach neun mühevollen Jahren, nach einer Menge von ungewöhnlichen Beweisen der Zufriedenheit mit mir, nun so auf einmal und ohne alle Schuld erfahren, erregt die Mißbilligung jedes klar Sehenden, jedes Unbefangenen, und je weniger mir gestattet scheint, offen und Rücksichtsfrei von dem zu sprechen, was meine Bitte um Entlassung mehr als nöthig motiviren würde: je mehr muß es mit Indignation erfüllen, mich so hinterwärts angegriffen — meinen Abschied von Stuttgart so hämisch hingestellt zu sehn. Die Zeit wird mich rechtfertigen."

Die geistige Aufregung in welcher sich Seydelmann bei dem Gedanken befand, fortan der Berliner Bühne seine Kräfte zu weihen, zeichnet uns ein herrlicher Brief des Künstlers (vom 23. December 1837) an Gans, gegen den er sich mit eben so viel Geist, als herzlicher Verehrung für den Freund über seinen Entschluß ausspricht. Wir theilen denselben wörtlich mit: „Es ist nun entschieden: ich komme nach Berlin. Ob ich klug, oder unklug handle? ich weiß es nicht. Stuttgart würde ich aber verlassen haben, auch wenn ich nirgend eine Aussicht auf Engagement gehabt hätte. — Ich wage den letzten Versuch mit deutschen Hoftheatern. Cassel, Darmstadt und Stuttgart waren

mehr als hinreichend, mich zu belehren, daß der Schauspieler, bei kleinen Hofbühnen, seine Bemühungen weit weniger den Forderungen, welche die Kunst an ihn macht zuzuwenden habe, als denen, die ihm aus den Privat-Verhältnissen seiner nächsten Umgebung entgegengestellt werden. Ein Publicum hat er nicht und so ist er höchstens was eine gedruckte Komödie ist in der Hand eines launenhaften Lesers. Ein kümmerliches Leben, das endlich in der vollkommensten Apathie abstirbt. Ich zittre vor einem solchen Tode und eile lieber dem Kampfe mit der wildesten Menge entgegen."

„Als ich im verflossenen Sommer von Doberan nach Berlin fuhr, war ich unempfindlich gegen Hitze und Staub; ich träumte mir Scenen des Wiedersehns mit Ihnen und blieb frisch an Leib und Seele! Mit welcher Hast eilte ich nach Ihrer Wohnung! Ich sah Sie, sprach mit Ihnen und mein Herz lachte, ehe ich noch an der Klingel zog. Der Bediente war nicht zu Hause; es war Niemand zu Hause. „Der Herr Professor sind verreist." Die hübsche Tochter des Portiers wird meine erstarrten Züge gewiß nicht vergessen haben. Und als mir Herr Heinrich Beer sagte, Sie seyen nach Stuttgart gereist, empfand ich zum erstenmale Ärger, nicht da zu sein."

„Warum soll ich es verhehlen: die Sehnsucht nach Ihrem lehrreichen, freundlichen, erfrischenden Umgange hat großen Theil an meinem Entschlusse, nach Berlin zu kommen. Und wenn ich Sie auch nur selten sehe und spreche. Ihre Nähe schon wird mich erheben, meine Kräfte verjüngen, stärken! Ihre Nähe und die so vieler geistreicher Männer. Ich werde eine Zuhörerschaft haben, die des Künstlers Bestrebungen nicht nur vornehm goutirt, sondern ihnen ihre redliche Theilnahme zuwendet und das Daseyn solcher Bestrebungen als nothwendig erklärt. — Der Kampf der Partheien erwartet mich. Aber nicht nur eine rechte und linke Seite, auch ein Centrum. Krieg erzeugt Frieden. Entweder wird er geschlossen über meiner Asche, oder er zeigt die Anerkennung Gottgegebener, künstlerischer Kraft. Ich bringe Muth mit in den Kampf und freue mich auf den Augenblick, der mich ihn beweisen läßt. — Bis dahin gilt es, standhaft zu sein im Übersturz von Abschieds und Ankunfts-Widerwärtigkeiten. Hülfe bietet mir hinlänglich

die freudige Erwartung, Sie, hochverehrtester Herr und Freund, bald wieder zu sehn.“ *)

Seydelmann ging über Darmstadt, wo er einige Male spielte, nach seinem neuen Bestimmungsorte. **) Am 4. April 1838 betrat er zum ersten Male als Mitglied der Berliner Hofbühne das Theater. Er spielte den Cromwell in den Royalisten von Raupach. Der Empfang des überfüllten Hauses, (man hatte wegen des Andrangs das Opernhaus zu dieser Vorstellung wählen müssen) die Anwesenheit des ganzen Hofes, der Jubel welcher die Darstellung Seydelmanns fort und fort begleitete und sich mit der Bekränzung des Künstlers am Schluß endete, bewiesen genugsam, daß man den Werth dieses Gewinns für die dramatische Kunst in Berlin würdigte und dies auch freudig aussprechen wollte. Seydelmann dankte beim letzten Hervorruf, eben so sinnig, als herzlich. Man fühlte es den Worten an, daß er Berlin als seine geistige Heimath begrüßte. Sein Dank lautete also: „Wie mannigfaltig und lebhaft auch die Eindrücke sein mögen, die wir auf unserm Lebenswege empfangen, Ein Gefühl bleibt unberührt von

*) In einem Briefe vom 29. December 1837 an Herrn Hofrath Teichmann in Berlin spricht Seydelmann seine tiefe, aber freudige Bewegung, die ihn bei dem Gedanken an die Übersiedelung nach Berlin ergreift, sehr schön aus, indem er sagt: „Wird mir's denn gut gehen in der Hauptstadt meines Vaterlandes, in der Residenz meines allverehrten Königs? Der Kreislauf meines ganzen Lebens ist nun gezeichnet: meine ersten Dienste gehörten dem Landesherren; und mein Herz erfüllt eine stolze Freude, daß ich nun die Kräfte meines männlichen Alters zu seinen Füßen legen darf! Wer möchte nicht im Kreise derer sein Leben schließen, mit denen er durch die theuersten, festesten Bande, von der Wiege an, verbunden ist! Meine Frau, mein Sohn, Schwester, Anverwandte: Alles ist ja Preußisch.“

**) Auch in Frankfurt a. M. gab Seydelmann noch einen Cyclus von Gastrollen, zu welchen man sich die Billets fast erstürmte. Der Künstler sagt selbst darüber in einem Briefe an den Hofrath Teichmann vom 23. März 1838, in welchem er sich entschuldigt, daß er einige Tage später in Berlin eintreffe: „Der Andrang zu meinem Gastspiele ist auch hier so groß und ungestüm, daß man Spaliere um die Eingangsthüren des Theaters ziehen ließ. Von Zwischenmusik ist nicht die Rede, da das Orchester jedesmal geräumt werden mußte. Gern will die Direktion mit ihren Abonnements suspendus fortfahren und mein Honorar auf 250 fl. Rh. erhöhen — wenn ich noch verweilen dürfte. Allein ich selbst dringe auf Abreise!“

allem Wechsel und folgt uns bis zum Ende unsers Wandels: das Gefühl für Heimath und Vaterland! Endlich bin ich so glücklich denen meine Kräfte widmen zu dürfen, denen ich zugehöre von Kindheit an; ich genieße endlich das Glück ein Preuße mit Preußen zu sein! Ich bin stolz darauf und werde dieses Glückes mich werth zu erhalten wissen. Nehmen Sie, Verehrungswürdigste, meine künstlerischen Bemühungen jetzt eben so freundlich hin, als Sie dies früher gethan. Ermuthigen Sie mich durch die Fortdauer Ihrer Gunst! Ich werde nicht ermüden, eines Künstlerkreises mich werth zu beweisen, dem die schöne Verpflichtung obliegt für den geistigen Genuß eines durch hohe Bildung ausgezeichneten Publikums thätig zu sein." *)

Von dieser Zeit an bis zum Tode Seydelmanns strömen uns die Mittheilungen, welche des Künstlers innerstes Leben, ja, die zartesten Schwingungen seiner Seele enthüllen, viel reichlicher zu, als in irgend einem andern Abschnitt seines Lebens. Wir sind so glücklich von jetzt ab fast jeden Schritt Seydelmanns mit seinem Worte begleiten zu können, welches die Thatsachen und die Erlebnisse desselben, als Ausdruck seines Gemüths zurückspiegelt. Mit dem Künstler ist auch die Macht seines Wortes, die Beredsamkeit seines Gemüths gewachsen. Wie sich Seydelmann, als darstellender Künstler, allmälig ganz zur Herrschaft über seinen Stoff emporgerungen hat, so finden wir ihn auch im Ausdruck zu jener Idealität herangereift, welche uns das geheimste Leben der Seele zu enthüllen versteht und in der zutreffendsten Wahrheit uns zugleich künstlerisch berührt. Die Schlacken der Natürlichkeit sind von der Gewalt des Geistes endlich ganz ausgesondert worden. Diesen Charakter zeigen uns auch seine dramatischen Gebilde im letzten Stadium seiner Entwickelung. Von jetzt ab wird die letzte Läuterung an ihnen vollzogen; alles Unorganische, der nackten Natur Abgelauschte wird entfernt, es tritt dafür die organische Entwicklung und das Bedeutungsvolle, das in der individuellen Wahrheit auf einen in sich

*) Die Worte sind aus der Mittheilung Seydelmanns an seinen Freund von Goldner genommen, welche er dem Letzteren am Tage nach dem ersten Debüt in freudiger Aufregung machte.

allgemeinen Gehalt hinausweist, an die Stelle. Berlin ist der Boden auf welchem Seydelmann endlich jene höchste künstlerische Ruhe gewinnt, welche ihm inmitten seiner Hingebung an die Sache auch noch den Blick über dieselbe verleiht; hier ringt er unablässig danach das individuelle Leben mit dem Gehalte des Gedankens zu erfüllen und die einzelne Gestalt zum Ausdruck einer Gattungsallgemeinheit zu begeistigen. In diesem Sinne gestaltete Seydelmann sowohl viele seiner schon früher gespielten Rollen um, als er die neuen zu einer völligen Durchdringung des Allgemeinen und Individuellen zu bringen strebte. *)

Seydelmann fuhr in seiner Thätigkeit und Arbeitsamkeit rastlos fort. Auch die Wiederholungen älterer Rollen beschäftigten ihn immer aufs neue; es galt ihm jeden Abend, gewonnenes Terrain zu behaupten. So lange er gesund war beschäftigte man ihn in Berlin sehr viel, da sowohl die Kasse sich dabei gut stand, als auch die meisten dramatischen Dichter darauf drangen in ihren Stücken Seydelmann beschäftigt zu sehn. Da derselbe sich unablässig in seinen Aufgaben vertiefte und stets darauf bedacht war, auch den Forderungen der gereiftesten Intelligenz zu genügen, so bearbeitete er auch seinen Stoff immer wieder, um demselben neue Seiten abzugewinnen. Dadurch gelang es dem Künstler, auch als engagirtes Mitglied in Berlin, das Publikum unablässig zu fesseln und auf jede neue Rolle zu spannen. Sehr oft reicht, auch bei talentvollen Darstellern, der Reiz, den sie ausüben, nicht über die Dauer des Gastspiels hinaus; sie überraschen und blenden; man folgt ihnen mit lebhaftem Interesse, so lange sie eine neue Erscheinung sind; wohnt ihnen aber nicht ein wahrhafter Reichthum

*) Gutzkow hat gewiß in dem Urtheil Recht, wenn er von Seydelmanns Leistungen in Stuttgart sagt: „In Stuttgart war er noch heftiger; er lärmte, tobte sich aus. Seine Gebilde trugen das Gepräge der innersten Spannung, der subjectivsten Elasticität,“ wenn wir auch nicht dem zweiten Satze beistimmen können, daß die Gestalten in späterer Zeit oft zu einer Objektivität herabgesunken seien, „welche ganz dicht neben der Natur stehn mochte, aber auch etwas Mattes, Gedrücktes, Bestäubtes hatte.“ Wir meinen, daß die dramatischen Gestalten Seydelmanns von jetzt an allerdings nicht mehr diese innerste Spannung zeigten, aber desto gesättigter waren von Gedanken und erstarkt durch die gereifte Einsicht in die Gesetze des Geisteslebens, ohne deshalb den Pulsschlag des individuellen Daseins eingebüßt zu haben.

des Geistes, eine unversiegbare Erfindungs- und Gestaltungskraft bei, so ermattet die Theilnahme, sobald sie heimisch geworden sind auf einer Bühne. Nun erscheinen ihre Gestalten verblaßt und das Maaß der Spannung ist auf die Erwartung einer nur korrekten Zeichnung eingeschränkt. Seydelmann aber lud, durch seine reiche Begabung, wie durch die ihr gleiche Kraft und Lust, dem tiefen Schachte das Gold des ächt menschlichen Lebens abzugewinnen, das Publikum immer wieder zum Genuß des Schauens ein. So entstand in Berlin endlich eine ächte Wechselwirkung zwischen dem Künstler und dem Publikum, indem jeder des andern völlig sicher wurde. Der Künstler schöpfte Kraft und Lust aus der nie versiegenden Anerkennung des Publikums und dies trat mit gespannter Erwartung vor jedes neue Gemälde, welches der erstere enthüllte. In diesem Verhältnisse fühlte sich Seydelmann daher sehr glücklich und sprach dies auch wiederholt gegen seine Freunde*) aus. Er erfuhr immer mehr, wie tiefe Wurzeln er in die Gemüther des geistvollsten Theils des Publikums geschlagen hatte, und empfing mit jeder neuen Leistung davon die unzweideutigsten Beweise. Die gesetzliche Urlaubszeit benutzte der Künstler zur Ausbreitung seines Rufs indem er theils auf den von ihm noch nicht besuchten Theatern gastirte, theils einmal gewonnenen Ruhm durch seine Wiederkehr steigerte. Es ist gewiß kein geringes Zeugniß für Seydelmanns Wirkung auf die Massen, daß sich fast immer die Anzahl der ursprünglich bedungenen Gastrollen, auf dringendes Verlangen, verdoppelte; so in Leipzig, Halle, Stettin, und daß er beim Scheiden stets den Eindruck der gesteigerten Theilnahme empfing. Daher drängten sich auch

*) In einem Briefe vom 28. November 1838 an seinen Freund v. Goldner sagt er [illegible] in dieser Beziehung: „Es gefällt mir in Berlin immer mehr und desto mehr ärgert es mich — wenn ich nämlich daran erinnert werde und das geschieht, dem Himmel sei Dank, nicht oft! — daß ich dem Stuttgarter Theaterwesen neun, sage n e u n Jahre meiner Kraft, meines besten Willens geopfert habe. Was ich bisher hier auch gespielt habe: das gesammte Publikum beweist mir stets die vollste Aufmerksamkeit, die lebhafteste Anerkennung. Ich will damit nicht prahlen, ich will vielmehr einen schuldigen Dank für so viele und seltene Freundlichkeit aussprechen. Und wo dürfte ich dies mehr, als Ihnen gegenüber, der mich versteht, und dem ich für treue Liebe eine Erzählung mindestens des Guten schuldig bin, das Gott mich erfahren läßt."

die Aufforderungen zu Gastrollen von nah und fern, und die Direktoren gestanden gern ein und bestätigten dies durch authentische Nachweisungen, daß fast nie ein deutscher Künstler Haus und Kasse so gefüllt habe als Seydelmann.*) Seydelmann gastirte im Herbst des Jahres 1838 in Leipzig, wo er in einem Cyclus, der sich von 8 Rollen auf 16 erweiterte, den rauschendsten Beifall und die gehaltvolle Theilnahme der intelligentesten Männer daselbst erwarb. Noch in demselben Jahre ward ihm die Freude, bei Gelegenheit einer Probe auf dem Königl. Theater im neuen Palais zu Potsdam durch die schmeichelhafteste und von dem freundlichsten Antheil für den Künstler zeugende Anrede des Königs beehrt zu werden. Bei der großen Pietät, welche Seydelmann stets für den König empfunden, ward er von dieser Auszeichnung auf das freudigste bewegt und theilte dieselbe dem damals abwesenden Sohne, wie dem Freunde v. Goldner, in ihrem ganzen Hergang mit. Wir geben den wörtlichen Bericht des Künstlers, welcher uns zugleich einen neuen Zug des Herzengewinnenden Wohlwollens des Königs giebt.

Berlin, den 14. November 1838.

„Gestern habe ich also zum ersten Male im Palais gespielt. Früh um halb 10 Uhr wurde ich mit der Königl. Equipage zur Probe abgeholt. Alles, was sonst noch beschäftigt war, (es wurden auch lebende Bilder gezeigt, die Novello sang und zum Schluß ward getanzt) Alles war schwarz gekleidet, oder doch so, wie man in guter Gesellschaft zu gehn pflegt. In einem ziemlich großen Zimmer ist ein Theaterchen aufgebaut; auf jeder Seite stehn drei Coulissen, die Hinterwand hängt so nah an der Stubenwand, daß man eben noch dazwischen durchkriechen kann. Vor dem Theaterchen stehn einige Reihen Stühle, auf denen der König und seine Gäste Platz nehmen. Alle Herren im Frack, wie der König; die Damen im einfachen Kleide. Ehe die Probe begann wurde Bouillon und Chocolade herumgegeben; dann stellten wir

*) Wir haben im Nachlaß mehrere solcher Nachweisungen gefunden.

Schauspieler uns auf die Bühne und plapperten unsere Rollen einander zu, während unten im Zimmer sich Gruppen bildeten und ziemlich laut conversirt wurde. Der Souffleur darf sich beinah gar nicht hören lassen, natürlich, es ist Alles einander zu nahe. Als wir fertig waren wurden die Bilder probirt, dann der Gesang der Novello, zum Schluß der Tanz. Inzwischen war der König aus seinen Zimmern hervorgetreten (im schlichten Militair=Überrock ohne alle Auszeichnung und ohne Begleitung.) Er ging von Dem zu Jenem, nahm auch eine Tasse Bouillon, sah zu, setzte sich, stand auf und schien zufrieden damit, daß Niemand sich mehr genirte, als man dies in jeder ordentlichen Gesellschaft zu thun pflegt. Stawinsky, der als Regisseur an der Spitze des Schauspielerhäuschens stand, ward von dem Könige angeredet: „Muß sehr bedauern, daß Ihre Zeit auf solche Weise in Anspruch genommen wird. Habe gelesen, daß Sie und einige Ihrer Herrn Collegen Bilder mitmachen werden — hätten wohl Anderes zu thun?" Dann zu Crüsemann: „Sie werden in dem kleinen Lustspiel mitspielen." Mit freundlicher Kopfneigung trat er zurück und unterhielt sich mit der Crelinger und Clara Stich. Als er auch jene Damen verlassen hatte erzählte uns Clara, der König habe gesagt: „Weiß gar nicht, wer Miß Novello mitgebracht hat, — hat sich gar nicht freundlich benommen, gar nicht, hat dem armen Eckart 400 Thlr. Honorar abgefordert für zwei Arien, — gar nicht freundlich. — Etwas weniger nehmen wäre gut gewesen, — junger Mann, hat nicht viel." Später, ich schwatzte mit meinen Collegen in einer Fensterecke, rief mich Stawinsky an, ich möge ihm folgen. Wohin? Kommen Sie nur. Die Prinzessin Wilhelm, die Fürstin Liegnitz, einige Hofdamen und Hofherren waren gekommen, und die Prinzessin hatte gesagt, sie wolle mich sprechen. Sie hatte mich in Weimar, Stuttgart und Berlin gesehn, fragte, wie es mir hier gefalle; sie habe schon so viel Vergnügen durch mein Spiel gehabt und freue sich, mir dies einmal sagen zu können. Auch die Fürstin ließ mich viel Freundliches hören, und lachte in der Erinnerung an den alten Scarabäus. Da trat der König heran. Er hatte, wie Graf Redern mir später mittheilte, diesen gefragt, wer der junge Mann sei, mit dem die Damen sprächen. „Wird mich sehr

freuen, wenn Sie gern hier sind. Mein Theater hat sehr gewonnen durch Sie — habe durch Sie schon recht viel Vergnügen gehabt. — Sind aus Schlesien — Glatz — haben bei der Artillerie gestanden — Prinz August (damit wendete sich der König zu den Damen) hat den Seydelmann gehabt — habe gar nicht gewußt, daß Prinz August auch einen so ausgezeichneten Künstler in seinen Artillerie-Schulen gebildet. — Ist mir sehr lieb — wünsche nur, daß es Ihnen bei mir gefallen möge." — Und somit war ich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für Alle geworden, die sich in der Nähe befanden, die Sonne königlicher Huld hatte mich beschienen."

Seydelmann wählte in Berlin seinen Umgang meist aus solchen Männern, welche durch ihre Gedankenbildung ihm förderlich sein konnten. Durch das Verhältniß zu Gans war ihm dieser Kreis besonders geöffnet, bei dem er zugleich auch der regsten Anerkennung als Künstler gewiß war. So entspann sich der Plan im Winter 183⁸/₉ mit einigen befreundeten Männern alle 14 Tage eine Zusammenkunft zu halten und darin ein klassisches Werk mit Rollenvertheilung zu lesen. Seydelmann und E. Devrient übernahmen die Hauptcharaktere, Gans, Werder, Hotho, Veit, Moritz Carrière und einige Andere waren Mitglieder. In diesem Kreise entfaltete Seydelmann sein großes Talent der Charakteristik nicht nur in der unmittelbaren Darstellung, sondern auch in der reflektirenden Zergliederung. Hier fand Seydelmann, was er in Stuttgart vermißt hatte, einen Boden, auf welchem er, zugleich mit seinem künstlerischen Schaffen, auch für die Entwicklung seiner Intentionen Befriedigung zu gewinnen hoffen durfte. Leider sprengte der Tod des Seydelmann so nahe befreundeten Gans diesen Kreis und raubte dem Künstler einen seiner geistvollsten Bewunderer. Seydelmann fühlte die ganze Größe dieses Verlustes und war von diesem Trauerfall tief erschüttert. In einem Briefe an Carrière, der ihm durch Gans näher getreten war, wie an Glaßbrenner gab er der Größe seines Schmerzes den edelsten und tiefempfundensten Ausdruck, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. Dem Ersteren

sagt er unter dem 8. Juni 1839: „Endlich ein paar Zeilen von Ihnen! Ich habe lange darauf gewartet. Und in welcher Zeit! In einer Zeit des tiefen Schmerzes, in der wir eines theuren Freundes Abreise ohne Wiederkehr beweinen. Ein reicher Quell der Liebe ist uns versiegt und vergeblich fallen unsere Thränen auf die trockene Grabesstelle nieder; ein kostbares Leben erwecken sie nicht wieder. Aber die Spuren dieses Lebens sind eingezeichnet in den Sand der Wüste und der Geist dessen, der sie zu ziehn gesendet war, ruft uns liebend und kräftig zu: Tretet nach, achtet mein Erbe, indem ihr es nützt! — Von seinen letzten Lebenstagen soll ich Ihnen erzählen? Sie wissen ich ging nicht oft zu ihm und drängte es mich, seinen Geist in seinem Auge sich spiegeln zu sehn, sein freundliches Wort zu hören, so blieb ich doch nie lange bei ihm, so erquickend mir auch seine Nähe war. Sollte ich ihn, die Welt, der er durch schöne, seltene Gaben so streng verpflichtet war, nur seine Zeit verkürzen? Man bestraft und verachtet den armen Teufel, der uns einen silbernen Löffel gestohlen hat; was aber ist der menschlichen Gesellschaft schon gestohlen worden durch jene müßiggängerischen arroganten Flegel, die uns durch stundenlange Besuche um die kurze Spanne Daseins betrügen und — die Niederträchtigkeit zu vollenden — noch Dank und Höflichkeiten von uns fordern. Sollte man diese Verworfensten aller Diebe nicht nur, ohne dem hochpreislichen Kriminalgericht zu verfallen, kopfüber aus dem Fenster stürzen dürfen, sollte man nicht auch die Rettungsmedaille dafür erhalten? denn Müßiggang ist der Laster Anfang, und wer zur Verhütung der Folgen dieses Anfangs kräftig beiträgt u. s. w. Wenn man von einem Staate wird zu rühmen haben: Seine Gefängnisse sind größtentheils mit Müßiggängern angefüllt, wird man dann nicht von einem Fortschritte in diesem Staate zu reden haben? Da wäre ich wieder bei unserm Freunde Gans angekommen. „Fortschritt! Schreitet nach! Achtet mein Erbe, indem ihr es nützt."

Gleichzeitig schreibt er an Glaßbrenner: „Der Tod unsers geliebten Gans hat auch Freund Carrière tief erschüttert und kaum vermag er zu denken, daß er hierher zurückkommen und seinen unvergeßlichen Lehrer nicht mehr sehn soll. Ach, mein liebster Glaßbrenner,

meine jetzigen sehr traurigen Verhältnisse machen mir den Verlust eines Freundes, wie Gans, doppelt fühlbar. Wie oft rettete ich mich auf ein Viertelstündchen an seine Seite und war ich auch weit entfernt, ihm meinen Kummer zu nennen, so stärkte und erquickte mich doch seine Nähe! O ich verzichte auf Lob und Geneigtheit derer, denen seine Nähe nicht erquicklich war. Seine Nähe war Athem Gottes, war Bergesluft! — Nach unsern Begriffen nennt man ihn nun glücklich, wir aber weinen bei diesem seinem Glück! — Gott mit uns! Wie reich muß seine Welt sein, da sie bei solchen Verlusten fortbesteht!"

Da selbst die älteren Stücke durch Seydelmann wieder volle Häuser machten, (Emilia Galotti war z. B. während weniger Wochen 4 Mal vor dem zahlreichsten Auditorium gespielt worden) da namentlich der Göthische Faust, in welchem Seydelmann, als Mephistopheles, eine eben so begeisterte Bewunderung einer Seits, als heftigen Tadel anderer Seits erfuhr, *) sehr oft rasch hintereinander gegeben ward, so wurden die Kräfte des Künstlers natürlich in Berlin sehr in Anspruch genommen. Auch der Nathan, der häufig bei gedrängt vollem Hause wiederholt wurde, brachte eine große Bewegung hervor; hier wetteiferten fast alle Stimmen in der Anerkennung des vollendeten Bildes, welches Seydelmann von dem liebenswürdigsten Vertreter ächt menschlichen Denkens und Handelns gab; und er selbst fühlte sich in der Darstellung des edlen Greises stets neu gestärkt und erquickt. In der Rolle des Richard Brandon in Rellstabs Eugen Aram gewann er sich durch die völlig originelle Art, diese verworfene Creatur darzustellen nicht nur den rauschenden Beifall des Publikums, sondern auch fast alle Kollegen und die Intendanz selbst erklärten ihm, daß man seit Iffland und Devrient in dieser Gattung gar nichts Ähnliches gesehn hätte. Nicht minder beschäftigten ihn die tiefern Gestalten des Antonio im Tasso und des Polonius.

---

*) In dem der Würdigung des Künstlers besonders gewidmeten Abschnitte werden wir auf die Kritik dieser Rolle zurückkommen.

Im Februar desselben Jahres 1839 las Seydelmann für das Lessings-Denkmal den Nathan und erschien hier zum erstenmal öffentlich als dramatischer Vorleser. So sehr man auch den dichterischen Geist und die charaktervolle Auffassung, mit welcher Seydelmann las, allgemein anerkannte, so fand er selbst sich doch auf diesem Boden eigentlich nicht völlig heimisch, weil sein Geist ihn durchaus zur gesättigten Realität der Darstellung drängte und er lieber das volle Rundbild hinstellte, anstatt sich auf das noch so fein und künstlerisch ausgeführte Relief einschränken zu müssen. Er hatte übrigens die Freude dem Lessings-Comité in Braunschweig 320 Thlr. für diese Vorlesung abliefern zu können.

Trotz dieser mannichfachen Anstrengungen befand sich Seydelmann jetzt geistig und körperlich sehr frisch. Er durfte sich daher auch in demselben Jahre noch das rasch aufeinander folgende, aufregende Gastspiel in Halle und Stettin zumuthen, wo man ihm außer den üblichen Zeichen eines begeisterten Beifalls, noch sehr erlesene Beweise der Verehrung gab, welche den Künstler hoch erfreuten.*) Das Gastspiel in

*) Seydelmann machte darüber seinem Freunde August Gerstel folgende Mittheilung: (Berlin den 4. December 1839.) „In Halle wurden, innerhalb 11 Tagen, aus sechs Darstellungen achte und in Stettin, innerhalb 13 Tagen, aus sechsen zehne. Inzwischen die Reise. Das heißt fleißig sein! Es ging gut, sehr gut! Obwohl in Halle die Studenten noch fehlten — sie hatten Ferien — wurde doch jedesmal das Orchester geräumt und Parterrebänke mußten zu Sperrsitzen umgewandelt werden. Die angesehensten Männer der Stadt zeichneten mich durch Einladungen aus und gaben mir auch sonst Beweise der freundlichsten Achtung. In Stettin war es eben so. Auch hier war die Zwischenmusik immer nur hinter dem Vorhange und am Schluß aller Vorstellungen gab es Blumen, Kränze und große Nachtmusik. Am Tage darauf reiste ich ab; des Abends halb fünf Uhr. Der Postwagen war voll von Kaufleuten und Offizieren. Man rauchte und schwatzte. Ich lag in der Ecke meines Platzes und ließ, was ich in den letzten Tagen erlebt, in bunter Reihe an mir vorübergehn. Nach und nach war das Gespräch der Mitreisenden verstummt und nur der rasche Tritt der Pferde hörbar und der Lärm der Räder. Auf einmal erklang der vielstimmige Ruf: Postillon, halt! — Aufgeschreckt fuhren unsere Köpfe nach den offenen Wagenfenstern und ich erblickte, scharf abgegränzt gegen den weiten, freien Raum die dunklen Gestalten von mehr als zwanzig Männern in Mänteln und Mützen. Am Graben des weiten Fahrwegs standen viele Wagen; in den nächsten saßen Damen. Während der Postillon hielt hieß es: Herr Seydelmann, steigen Sie aus. — Der Tritt wurde herabgelassen, die Wagenthür geöffnet und ich eingewickelt in mei-

Stettin ward im Jahre 1841 auf dringendes Verlangen wiederholt, wo Seydelmann in 16 Tagen dreizehnmal auftrat. Die Einladungen zu Gastspielen drängten sich von allen Seiten; von Petersburg und Wien, von Basel und Königsberg, von Düsseldorf, München, Breslau und Bremen.

Namentlich erhielt unser Künstler aus Petersburg eine Aufforderung, dort unter der Hand auf Engagement zu spielen, da es, wie der Regisseur des Kaiserlichen Hoftheaters sagte, die Pflicht der Kaiserlichen Direktion erfordere, auch den Schein der Inconvenienz zwischen den so nah befreundeten Höfen zu vermeiden. Seydelmann sollte deshalb, wie aus eigenem Antriebe, an den General-Direktor, Herrn v. Guedeonoff schreiben. Indessen wurde diese Aufforderung entschieden abgelehnt, indem Seydelmann den Antragsteller fragte, ob er an seiner Stelle einer solchen Aufforderung genügen würde. Nur Gastrollen zu spielen zeigte er sich nicht abgeneigt. Auch dies zerschlug sich aber, da Seydelmann aus Petersburg eröffnet wurde, daß ein Gesetz ausdrücklich verlange, daß man auf Engagement spiele, also die Bedingungen desselben vorher einsende.

Schon im Jahre 1840 sahen wir Seydelmann auf Momente von einer tiefen Schwermuth ergriffen, welche sich sogar bis zur Todessehnsucht steigerte. Der so großen Anstrengungen nicht gewachsene Körper, durch die geistige Aufregung nur künstlich über das Maaß seiner Stärke

---

nen großen Reisepelz, nolens volens hinaus geholt. Da stand ich in einem schnell geschlossenen Kreise von lieben neugewonnenen Freunden, mit denen ich in verflossener Nacht zusammen gewesen war. Direktor Gerlach und seine Regisseure waren auch dabei. Ich wurde den Damen, Frauen und Töchter der Kaufleute, denen ich diese Überraschung verdanke, vorgestellt, dann richtete einer der Herren einige herzliche Worte an mich, bat, ich möge ein kleines Andenken von Kunstliebenden Stettinern nicht zurückweisen, wobei er ein Schächtelchen in meine Hände drückte. Darauf ward ich umarmt, geküßt, in den Wagen gehoben, der Tritt flog in die Höh', die Wagenthür zu und unter mehrmaligem: „Hurrah Seydelmann" rasselte die Schnellpost von dannen. Das Alles Freund, war eine Geschichte von drei — vier Minuten und kaum wußte ich, wie mir geschehn war. Auf der nächsten Station ging das Geschenk von Hand zu Hand: eine schöne goldene Dose mit prächtigem Deckel; unter dem Deckel die Worte: Erinnerung an Stettin 1839. — Freut Sie das? Ja! Die Art und Weise in der man mir diese Freude bereitete, muß jedem ordentlichen Menschen gefallen."

hinausgehoben, begann schon damals zu wanken, eine Ahnung überflog Seydelmann, es werde derselbe seine volle Stärke nicht wiedergewinnen; ein Seelenschmerz durchzuckte ihn in flüchtigen Augenblicken, der sich später als ein geheimnißvoller Feind in diesen kräftigen Geist hineingrub und von innen heraus den Körper antastete, bis das Gefäß endlich dem doppelten Angriff der physischen und psychischen Gewalt erlag. Aber aus solcher Stimmung erklingen auch wieder die beredtesten Laute und in dem Siege über den Körper zeigt sich auch in den Darstellungen nicht selten die höchste Freiheit des Geistes. Aus Braunschweig, wohin Seydelmann im Herbst 1840, auf specielle Einladung des Herzogs, zu Gastrollen gegangen war, tönt uns schon in einem Briefe an den Hofrath Teichmann eine so tief melancholische, selbst bis an das Menschenfeindliche gränzende Stimmung entgegen.— Am 8. October 1840 schreibt er dem genannten Freunde: „Ich hoffe Sie sind so gesund und frisch, daß das Leben einen Vertheidiger in Ihnen hat, nicht, wie in mir, einen Gegner. Ein Geschenk, das uns aufgedrungen ward, nicht zurückgeben dürfen! — so fängt die Knechtschaft mit der Geburt an und schon im ersten Schrei des Kindes erzittert die eingefangene Seele: — Lächerliches Geschwätz für Leute mit gutem Magen. — Bremen, Hannover und Braunschweig: drei neue Bekanntschaften; der Schauspieler Seydelmann erklärt sich mit ihnen zufrieden; ich selbst aber habe mich verkrochen, weiß also nichts davon. So flieh ich die Menschen, weil ich nicht einen einzigen finde. Die Schuld liegt wohl an meiner Laterne. Dann und wann blieb ich vor einem stehn, kaum wurden die Blicke warm, so durchschnitt sie der laute Markt des Lebens: es hat Jeder mit sich selbst so viel zu thun und mit den spitzen Knochen der Menge. Also Ruhe! — Ruhe! tiefe Ruhe! Wer sagt, daß er hier gewesen, wenn ihm die Abreise nicht als das höchste Glück erscheint! — Aber fall ich denn immer in diesen Ton zurück! Nachsicht mein Freund!“

Seydelmann verscheuchte indessen diese trübe Stimmung wieder durch die ernsteste Beschäftigung mit seiner Kunst. Namentlich fesselte ihn damals außer den unmittelbar zur Darstellung bestimmten Rollen das Studium des Wallenstein, dem er sich mit der größten Liebe

zuwandte, um, wenn die Verhältnisse es gestatteten, das Bild seiner Phantasie zu verwirklichen. Der Künstler fühlte wohl, daß diese Heldengestalt nicht eigentlich in dem Kreis seines Repertoirs liege, daß er derselben also auf einem andern, als dem gewöhnlichen Wege beikommen müsse. Gewiß wollte er in dieser Gestalt die eigentliche Herrschaft des Geistes über die Gemüther vor Allem zur Geltung bringen. Leider war es ihm nicht vergönnt sein auf jeden Fall höchst originelles Bild der Kritik zu unterwerfen. Aber sein Geist brütete lange über dieser mächtigen Gestalt. Sowohl gegen Gutzkow, als auch gegen Andere sprach er das sehnsüchtige Verlangen aus, seine ureigne Auffassung, selbst auf Gefahr gegen die bisherige Gewohnheit anzukämpfen, einmal öffentlich hinstellen zu können. Er drückt sich darüber also aus: „dann spiele ich Ihnen auch den Schillerschen Wallenstein, der jetzt das Leid meiner Tage beschwichtigen hilft. Ich verkrieche mich ordentlich in das reiche — reiche Geschenk unseres gottbegabten Sängers. Wenn mich nicht jede Hoffnung trügt, so werde ich — wenigstens ein Anderer sein, als Alle; ein ungewohnter, ob deshalb ein gern geseh'ner? Wollen warten. Himmel über welchen allgemeinen Leisten spannt man auch diesen Wallenstein! Gestreckt, gereckt, von Kopf zu Fuß beledert, das Automatenmaul voll schöner Worte, im Paradeschritt herausgestoßen, ohne Blut und ohne Hirn; das heißt man Wallenstein. Und ich, Schwachgeborner, will stromauf zu schwimmen wagen? Ja! Voll Muth, dem Schlendrian zum Trotz, vielleicht auch zum Gelächter?! — Thut nichts! Mein Bundesgenosse ist der Dichter selbst."

Im Jahre 1841 nahm der Kampf zwischen Geist und Körper schon einen sehr ernsten, bedenklichen Charakter an. Seydelmann fühlte sich im innersten Marke angegriffen; die Ärzte sandten ihn nach Carlsbad und dann nach Warmbrunn. Er litt unendlich, sein Gemüth war umdüstert, die Sehnsucht nach tiefer Ruhe bricht wie ein Sonnenstrahl durch den schweren Wolkenhimmel. Dann reißt ihn aber auch der Gedanke, daß er noch geistig stark sei, der Kunst noch dienen müsse wieder mächtig empor; es flammt die Liebe zum Leben aus der Liebe zur Kunst in ihm auf; aber der nagende Wurm hat das Herz

des Lebens ergriffen; er wird nur noch gewaltsam von seiner tödtlichen Arbeit zurückgedrängt. Aber wie raffte sich der Geist des Künstlers in mitten dieses Kampfes zusammen, wie steht er selbst in der Schilderung der Leiden über den Leiden, welche er wie eine von ihm unterschiedene Gestalt an uns vorüberführt! Wir geben daher dem Leser den Verlauf dieser letzten Lebensjahre, den Kampf, den augenblicklichen Stillstand desselben, wie die letzte Auflösung so viel als möglich mit Seydelmanns eignen Worten.

Schon im April 1841 sagt er dem Freunde v. Goldner: „Die Erde ist ein Räthsel, und Alles in mir sehnt sich nach Auflösung! Hinter drei Buchstaben liegt sie: T — o — d. Und darauf soll man warten. Antichambriren — Livrée tragen — ist das Loos (selbst der Könige) vor — Gott! Stolzer Herr! Er muß doch Etwas in petto für uns haben? Wir wären sonst gar zu sehr angeführt. Wir hoffen Alle — auf Gage — Jenseits! Ist dieses Jenseits vielleicht der zwei und dreißigste April? O mein lieber Goldner!"

Dem Sohne ruft Seydelmann aus Warmbrunn im Gefühle erduldeter Schmerzen (Brief vom 15. September 1841) zu: „Es giebt im menschlichen Leben Jahre, in denen man nichts erlebt, als grauen, schweren Wolkenhimmel und jedes Ungemach des schlechtesten Wetters — eine solche Zeit ist über mich hereingebrochen und — Gott regiert nach unerschütterlichem Schlusse."

In so bewegter Stimmung drängte sich sogar auf Momente der Wunsch hervor ganz vom Theater zu scheiden und „in schöner, stiller Abgeschiedenheit vom lauten, tollen Markte des Lebens, in ruhiger Beschäftigung das Ende des Erdenwandels abwarten zu können." Aber solch Verlangen, welches die Schwermuth ihm zu Zeiten entriß, zerschmolz doch wieder vor dem erwärmenden Strahl seines künstlerischen Sinnes und er fand dann sogar nur Trost in dem Gedanken „die Sache, für welche man sein Leben und seine Ehre eingesetzt hat, unverrückt im Auge zu behalten und im Herzen." (Brief an den Sohn im Sept. 1841.)

Seydelmann gewinnt daher auch wieder den Muth und die Kraft auf die vergangenen Leiden selbst mit der Überlegenheit der Ironie zu-

rückzublicken und in seinem glänzenden Empfang, der ihm im November 1841, als Alba, wurde, einen Frühlingstag zu begrüßen. Der Künstler giebt uns selbst das anschaulichste Bild dieser Stimmung in einem Briefe vom 6. November 1841 an A. Gerstel, den wir hier mittheilen, weil sich darin Unmuth, Zorn, und bittere Ironie wunderbar durchdringen:

„Noch immer bin ich nicht todt, wie viele Federn auch in Bewegung sein mögen, mich todt zu schreiben. Je ärmer des Deutschen politisches Leben, je reicher ist des Deutschen chronique scandaleuse. Ehrabschneiden, Klatschen, Lästern, Lügen. Diese Bubenkünste blühen und gedeihen in dem theuren Vaterlande durch die Gunst der „freien Presse." Der Staat hat die Verpflichtung für seine Unterthanen (wie ein Vater für seine Kinder) zu sorgen; aber die Brut wächst ihm über den Kopf und geplagt um das tägliche Brot schreit er: Helft Euch selbst! Da wird denn gebettelt, geraubt, gestohlen und gemordet, und die verächtlichsten Diebe — die des guten Namens Anderer — laufen frei und ungestraft umher. Die Hohen und Gewaltigen wehren sich — nachträglich — ihrer Haut; wofür hätten sie Polizei und Zuchthäuser! Wir Nichtgewaltigen dürfen klagen und müssen dulden. Unsere einzige Zuflucht ist die Zeit; freilich eine gewaltige Macht, aber sie setzt uns nicht selten auf die lange — lange Bank, auf der wir in Gottes Namen sanft entschlummern können, ehe wir den Spruch, der unsern Namen reinigen soll, vernehmen."

„Sie bedauern mich, Freund, daß ich wieder so übler Nachrede preis gegeben war. Freundes Theilnahme thut wohl und ich danke Ihnen; am meisten aber danke ich Ihnen dafür, daß Sie mir diese üble Nachrede nicht detaillirt haben. — Sie wünschen zu erfahren, von welchem Übel ich befallen gewesen. Nun: mein Arzt hatte mir schon seit einigen Jahren eine Reise nach Carlsbad angerathen, weil er mich durch meinen Unterleib — diesen Hexentiegel in dem Centrum unserer kleinen Welt — arg bedroht fand. Im Juni dieses Jahres traten Wehen ein. Der Arzt befahl, ich reiste ab. Nachdem ich 14 Tage Carlsbader Mühlbrunnen getrunken hatte, bekam ich Unterleibskrämpfe, die mich dem Tode nahe brachten. Geschrei im kleinen Ort, fertige Federn — ich

war todt. Dabei setzte ich jedoch das Trinken fort und jene Krämpfe kehrten wieder, wenn auch nicht so stark. Die Ärzte priesen diese Erscheinungen, und andere Kranke beneideten mich sogar darum. (Sie sehen, der Neid hat ein großes Feld, er grinst sogar ins Reich der Schmerzen!) Inzwischen mußte ich Blut lassen, eine Menge; theils durch jene liebenswürdigen, schwarzbraunen Säuglinge, theils durch Schröpfköpfe. Dann schickte man mich zur Nachkur nach Warmbrunn. Die nicht vorsichtig abgenommenen Schröpfköpfe hatten, während meiner Fahrt von Carlsbad durch Prag nach Schlesien, Bläschen gebildet, die mich von Tag zu Tag mehr genirten. Kaum war ich in Warmbrunn angekommen, mußte ich das Bett hüten. In 8 Tagen prangte ein Karbunkel in der Höhlung meines Rückens, der sich dem prüfenden Blicke der herbeigerufenen Kunstverständigen als „merkwürdig" empfahl. Sie finden mich, mein liebster Freund, in jeder Hinsicht „hochbegabt". Man unterwarf mich einer Operation. Ich litt! Bedeutend! Trat zu der vorhergegangenen Erschöpfung noch ein Fieber, so war ich hin. Man hatte meine Frau auf meinen Tod vorbereitet. Aber es ist etwas Unsterbliches in mir, das allem Giftgeschwür trotzt. Ich lebe! Langsam erhole ich mich und schon habe ich wieder gespielt, den Göthischen Alba. Das Schauspielhaus war überfüllt, der Gruß, mit dem man mich empfing, wie sich die gröbste Eitelkeit ihn wünschen kann; ich aber, wie Sie wissen, bin bescheiden. Da haben Sie den Inhalt von vier Monden."

Seydelmann spielte indessen im Winter 18$^{41}/_{2}$ viel und immer mit voller Hingebung und ungeschwächter Lust. Zu Anfang des Jahres 1842 wollte er drei Vorlesungen für die Armen halten, von denen indessen nur die erste, der Tartüffe von Molière, wirklich gehalten wurde, (am 4. Februar). „Meine Vorlesungen zum Besten der Armen haben begonnen. Am verflossenen Freitage las ich Tartüffe. Die Leute zeigten sich zufrieden. Den Frömmlern wird die Wahl mißfallen haben. Um ihren Beifall aber ist's mir nicht zu thun. Sie mögen mich sogar verfolgen. Das giftigste Gewürm sind Heuchler und sie nehmen wieder überhand. Darum!!" *)

---

*) Aus einem Briefe an v. Goldner den 9. Februar 1842.

Die beiden andern Vorlesungen sollten nach der Rückkehr von einem kurzen Ausfluge nach Posen folgen. Dort spielte Seydelmann noch einmal rasch hintereinander mit der vollen Frische und Geisteskraft; seine Anwesenheit vereinigte gleichsam auf einen Augenblick alle Klassen der dortigen Gesellschaft zur einstimmigsten Bewunderung. In der Begeisterung für den Künstler waren die disparaten und unversöhnlichen Elemente des dortigen Lebens gewissermaaßen versöhnt. Eine solche geistige Bewegung hatte noch nie ein darstellender Künstler daselbst hervorgebracht. Dem tieferblickenden Arzte aber entging es nicht, daß unter dieser Frische des Geistes der Wurm des Todes verborgen schleiche und die edelsten Säfte bereits ergriffen habe.*) Seydelmann kehrte schon ziemlich erschöpft nach Berlin zurück. Ihn selbst beschlich der Gedanke, dieser Ausflug werde sein letzter künstlerischer Triumph gewesen sein.**) Denn bald darauf brach der Körper wieder zusammen. Obwohl nach einigen Wochen wieder schmerzensfrei, durfte er dennoch nicht spielen.***) Die Ärzte bestanden auf eine Wiederholung der Kur

*) Mein geistvoller Freund, der Regierungs-Medizinalrath Dr. Leviseur in Posen, der Seydelmanns persönliche Bekanntschaft machte, sprach unmittelbar darauf in einem Briefe an mich, zugleich mit dem Entzücken über den Künstler, auch die Gewißheit der großen physischen Zerrüttung desselben aus und setzte ihm sein Lebensziel nicht über ein Jahr hinaus. Der ärztliche Blick hat nur zu sehr sein Recht behauptet.

**) In einem Briefe an v. Goldner vom 30ten April 1842 sagt Seydelmann: „Ich bekomme wieder eine Menge Einladungen zum Gastspiel und kann sie nicht einmal abschläglich beantworten. Mit mir scheint „Tanz und Spiel" vorbei. Soll Posen mein letzter Ausflug gewesen sein, so war er — Gott sei Dank — doch ein rühmlicher!"

***) Am 25. April schrieb Seydelmann mir darüber Folgendes: „Ich liege nun schon über sechs Wochen im Bett. Anfänglich soll es recht gefährlich mit mir ausgesehn haben, weshalb sich auch mein Hausarzt um Schönleins Hülfe bewarb und zwar aus eignem Antriebe. Auch ein seltner Fall. Schönleins Anblick wirkte wohlthätig auf mich, schon im ersten Augenblick, da ich den seltenen Mann sah. Es war in Zürich im Jahre 1836. Ob er von der Komödie 'was hält? ich glaube nicht. Was hat das auch zu sagen! Seh' ich ihn, so ist es mir, als böte mir ein höheres Leben Gruß und Hand, als wäre ich gesund und frei und sicher durch mich selbst wie er! Man athmet auf, und fühlt sich so behaglich. Ich habe ihn sehr lieb! — Gestern, an meinem Geburtstage durfte ich zum ersten Male das Bett verlassen. Der Tag war sonnenhell und warm. Heute ist es wieder rauh. Spielen werd ich wohl so bald nicht dürfen! Woran ich litt und leide? An den Folgen übermäßig angestrengter Kräfte. Sie haben es mir wohl

in Warmbrunn, wohin Seydelmann Anfang Juni abreiste, nachdem dieselben ein Attest ausgestellt hatten, was der Übel genug einschloß, und von ihm selbst als ein fürchterliches Zeugniß seiner untergrabenen Gesundheit bezeichnet wurde.

Seydelmann kam schon leidend nach Warmbrunn; die Kur schien nach der Versicherung des dortigen Arztes einen günstigen Ausgang zu versprechen. Seydelmanns Gemüth durchzog ein milder Schmerz, der sich in Momenten, bei dem Wiedersehn der geliebten Jugendplätze und bei der Wiederbelebung so mancher Jugenderinnerung in eine süße Wehmuth auflöste. Sein Brief an Freund Goldner aus Warmbrunn vom 8. August giebt uns das treuste Bild dieser Stimmung. Wir theilen einige Stellen desselben mit: „Krank fuhr ich in die Ebene hinab; werde ich sie gesünder verlassen? Ich bin nun bald acht Wochen lang hier, trinke (Eger Salzbrunnen mit Molken) und bade. Die rechte Seite des Unterleibes, die Leber quält mich. Dabei sind alle meine rheumatischen Schmerzen wach. Der Arzt aber gratulirt mir, so oft er mich sieht und ruft: Vortrefflich, herrlich! Ich schöpfe aus diesen Exclamationen höchstens die Hoffnung, daß ich wieder nach Berlin werde zurückfahren können. Treibe dann der Winter mit mir, was er wolle! — Fast giebt es keinen schönen Punkt mehr im Gebirge, den wir, (meine Frau, Wilhelm und ich) nicht gesehen haben. Nachdem ich fünf Wochen hindurch den siechen Leib von innen und außen gewässert hatte, befahl der Arzt eine Pause von acht oder zehn Tagen. Rasch miethete ich einen bequemen Wagen und fuhr mit den Meinen durch Schweidnitz, Reichenbach, Frankenstein, Kloster Kamenz nach Glatz. Seit dem Jahre 1817 hatte ich die Spielplätze meiner Kindheit nur einmal bei flüchtiger Durchreise gesehn. Vaterland! Wem ist dies Wort ein leerer Schall? Denke Dir, was ich empfand, als ich es wiedersah. Nun liegt es wieder hinter mir — auf immer! Nun winkt das große Vaterland, in das wir alle wandern, Alle! In Glatz litt es mich nicht. Das

---

angemerkt, geliebter Freund, daß ich, wenn ich nur halbwegs wohl bin, am liebsten immerfort Komödie spiele und so oft ich spiele geschieht es sicherlich mit Leib und Seele, so als wäre es das erste, oder letzte Mal" u. s. f.

Haus, worin ich meine theuren Eltern liebte, jetzt umschließt es Fremde, deren Blick auf dieser Stelle mich verstummen macht und weiter treibt. Wohin? Auf Straßen und auf Plätze, die mir nichts als Leichensteine zeigen, unter denen meine Jugendfreuden liegen. Theilnahmlos und kalt tritt eine neue Generation darauf umher. Nicht so viel Muth empfand ich mehr, um stehn zu bleiben und zu weinen. Ich eilte fort. — Früh am folgenden Tage reisten wir nach Reinerz. Wie schön der Weg dahin! Mein Vaterland! Wem der Himmel eine solche Wiege gab, muß der nicht stolz sein?! Mein Herz erhob sich wieder zu stiller seeliger Lust. — Bad Reinerz ist eine der freundlichsten ruhigsten Stationen auf dem Wege zum ewigen Frieden. Iffland war kurz vor seinem Lebensschlusse hier. — Am Abend desselben Tages erreichten wir das grüne, anmuthige, bescheiden-heitere Cudova. Wir übernachteten hier. Am andern Morgen hatte ich den Nachtzettel zu schreiben, dann frühstückten wir im Freien. Nach und nach sahen wir uns umstellt von einer Menge Menschen, welche uns anguckten, als wären wir verdächtiges Volk. Aufgeregt hieß ich Frau und Sohn in den Wagen steigen und da ich ihnen folgen wollte, hörte ich mich angeredet. Die Umstehenden traten näher, alle das Zeichen von Krähwinkel auf der Stirn. Der mich aufhielt war ein hübscher Mann von etwa vierzig Jahren mit einem freien, leichten, feinen Wesen. „Sie sind Herr Seydelmann?" Ja und Sie? „Ihr Jugendfreund Hemprich, früher bei der Artillerie, wie Sie, jetzt Badearzt in Cudova." Ein schärferer Blick in seine freundlichen, herzvollen Züge — und ein vielbewegter Abschnitt meines Lebens stand klar und heiter vor mir. Wie ich mich freute! Die Unterredung war kurz, aber innig und in einem Gewühle von Erinnerungen fuhr ich dahin. Erst als uns der Schlagbaum des österreichischen Grenz-Zoll-Amtes den Fortschritt hemmte erwachte ich und starrte noch halb träumend in die Fremde."

Seydelmann kehrte im Anfang October wieder nach Berlin zurück, scheinbar dem Leben und der Kunst wiedergewonnen. Er wollte als

Carlos im Clavigo zum ersten Male wieder vor dem Publikum erscheinen, theils weil er sich in dieser Rolle sehr sicher fühlte, theils weil sie ihn an sein erstes so entscheidendes Auftreten in Berlin erinnerte. Die plötzliche Unpäßlichkeit eines der Mitglieder verhinderte dies indessen und Seydelmann mußte sich entschließen den alten Schewa im Juden zu wählen.*) Die minutenlang anhaltende Begrüßung des überfüllten Hauses, welches ihm seine innige Freude ausdrückte, ihn wieder in dieser Werkstatt seines Geistes zu erblicken, erschütterte ihn tief. Er schrieb an den Sohn darüber Tags darauf: (den **11. Oct. 1842.**) „Ich hatte Mühe, meine Thränen nicht überhand nehmen zu lassen. Die Theilnahme von Menschen am Menschen ist doch göttlicher Natur! Was sie mir um so werther machen muß, ist, daß ich sie gewiß auf die reinste Weise gewonnen habe, auf dem Wege der Erfüllung meiner Pflicht, des redlichsten Gebrauchs meiner Kraft. Und ich fühle es lebhaft, daß man mich achtet. Das stärkt!“

Um diese Zeit erneuerte sich die Jugendfreundschaft Seydelmanns mit C. v. Holtei. Wenngleich die brieflichen Mittheilungen zwischen beiden Freunden niemals gänzlich geruht hatten, so lagen doch zwischen ihrem persönlichen Verkehr viele Jahre. Holtei kannte den Jugendfreund nur nach dem allgemeinen Rufe, als großen Menschendarsteller. Wie lebhaft mußte sein Verlangen sein, nun endlich selbst über die Wahrheit dieses Rufes urtheilen zu können. Seydelmann schreibt dem Sohne darüber: „Holtei ist von Wien angekommen und will den Winter hindurch hier bleiben. Er hat am verflossenen Sonntage bei uns gegessen; wir haben uns unserer Jugendzeit erinnert und beobachten uns nun im Alter. Am Montag sah er mich zum ersten Male Komödie spielen; den Carlos im Clavigo. Ich trug Scheu vor seinem übersättigten Blicke. Nach dem vierten Akt kam er mit sehr freudigem Gesicht in meine Gar-

*) Seydelmann hatte die Rolle im Mai 1841 zum ersten Mal in Berlin gespielt und obgleich so große Vorgänger, wie Iffland und Devrient in Berlin oft darin geglänzt, dennoch einen vollständigen Triumph gefeiert. Von allen Seiten beeiferte man sich ihm dies auf das lebhafteste auszudrücken. Seydelmann selbst rechnet in einem Briefe an den Sohn diesen Abend zu einem seiner schönsten und empfand über diese allseitige Anerkennung die lauterste Freude.

derobe, herzte, küßte mich und lobte. Es sei ihm nun ein Stein vom Herzen, sagte er, denn er wolle nur gestehn, er habe gefürchtet, ich würde ihm am Ende doch nicht so gefallen, als mein großer Ruf es wolle. Nun aber müsse er gestehn u. s. w. Seit der Zeit ist sein Benehmen gegen mich auch wirklich freier."

Leider war dem Jugendfreunde nur noch der leidende, dem Tode entgegengehende Künstler gegönnt; er hatte nur die schmerzliche Genugthuung dem Freunde in dem letzten Stadium seines Lebens liebend zur Seite zu stehn. — Ein Wunsch erfüllte noch alle Lebensgeister Seydelmanns und gab seinem Geist eine außerordentliche Spannkraft, der Wunsch — den Jago zu spielen. Endlich sollte das gewaltige Werk die Bretter in Berlin beschreiten. Seydelmann, der schon in früheren Jahren in Stuttgart den Jago mit einem glücklichen Wurf gespielt hatte, war seit Monaten in die geheimsten Gänge dieser djabolischen Natur eingedrungen. Er hatte sich in den Charaktergang von neuem vertieft und das, was seine Phantasie in einsamen Stunden mit liebevollem Eifer gebildet hatte, nun endlich öffentlich hinzustellen, war sein sehnsüchtigstes Verlangen. „Nur den Jago möcht ich noch spielen" ruft er noch wenige Monate vor seinem Tode Glaßbrenner zu! dem Sohne schreibt er am 12. Januar 1843: „Wenn ich nur bald den Jago spielen könnte! Ich habe mich lange nicht auf eine Rolle so gefreut, wie auf diese. Shakespeare, je länger man ihn liest, gewährt einen immer größeren Genuß. Wenn ich ihn nun aber gar nicht spielen dürfte! — Bitte Gott, daß er mich wieder gesund mache! Noch ist was man Geist zu nennen pflegt, zu lebhaft in mir, als daß ich der Unthätigkeit ohne Schaudern entgegensehen könnte." Nur die Leseprobe von Othello ward gehalten. In ihr las Seydelmann diese Rolle mit einer solchen Wirkung, daß mehrere Kollegen mit Bewunderung von dieser Leistung erfüllt wurden und ihr bei der Aufführung den außerordentlichsten Erfolg weissagten.*)

Nur ein völlig lebensfroher Tag war Seydelmann noch vergönnt.

*) Namentlich sprach sich E. Devrient, welcher den Cassio spielte, mit der größten Bewunderung über diese Leistung Seydelmanns auf der Leseprobe gegen mich aus.

Es war die heitere Zusammenkunft, welche er mit seinen schlesischen Landsleuten den 4. December 1842 feierte. Seydelmann, C. v. Holtei und Beckmann hatten nämlich die in Berlin anwesenden Schlesier zu einer fröhlichen Vereinigung aufgefordert; 166 Schlesier hatten sich dazu eingefunden. Seydelmann hielt eine Tischrede, in der sich Scherz und Ernst durchdrangen. Er schien an diesem Tage alles Leiden hinter sich geworfen zu haben. Aber es war dieser Tag nur ein sehr vorübergehender Sonnenblick. Seydelmann ward wieder niedergeworfen, um nur noch einmal die Bühne zu betreten und dann für immer von ihr Abschied nehmen zu müssen! Schon beim Beginn des Jahres 1843 fühlte er den Tod im Herzen mit unerschütterlicher Gewißheit. Die Freiheit seines Geistes aber ist noch ungeschwächt, ja, Seydelmann blickt dem Tode mit Klarheit und Fassung ins Auge und schaut gleichsam auf sich, wie einen Dahingeschiedenen zurück, den er mit Zuversicht dem Urtheil der Welt übergiebt. Wir finden diese Stimmung in einem herrlichen Briefe an Glasbrenner vom 5. Januar 1843 ausgesprochen: „Ich bin gewiß schon halb todt, denn ich erhalte Liebeszeichen und Beweise „aufrichtigster Achtung" von Personen, die mich bisher nichts Ähnliches erwarten ließen. Auch höre ich, man spräche gut von mir. So machen Sie sich denn gefaßt zu lesen: Seydelmann ist todt. Nur den Jago möcht' ich noch spielen! Spiegle ich ihn ab, wie er in mir lebt, so werd' ich noch einmal von Nutzen sein, so nützlich wenigstens, als ein Bericht in der Berliner Spitzbubenzeitung. Woher nur mein immer wacher Appetit, die Nachtseite unserer lieben Natur ans Licht zu führen! Können Sie mir Das zum Abschied sagen? Bitte, thun Sie es! Ich habe während meines (unjubilirten) 25jährigen „Lebens in dem Bilde des Lebens" große Worte großer Männer, die ich gespielt, mit stolzerfüllter Seele nachgesprochen; ich liebte mich und alle Welt, wenn ich den Ausbund aller Liebenswürdigkeit und Menschenweisheit, Lessings jugendlichen Nathan in mir aufnahm; ich war grundehrlich mit dem Ehrlichen, Narr mit dem Narren, ich lachte mit dem Lustigen und war verliebt in jedes Alter und in alle Farben; aber nur wenn es der Sünde galt, der offenen und verkappten, fühlte ich jede Kraft des Lebens in mir wach, mein ganzes Wesen stellte sich zum künstlerischen, bittersüßen

Kampfe mit der lieben Welt, der Gleißnerei das schlau versteckte Innere herauszudrehen; dem Tölpel ins Gehirn zu leuchten, daß er Andre und sich erkennen lerne; den Starken, Sichern, Stolzen aufzuschrecken, daß er nicht mehr albern träume; den Guten warnen vor des Augenblickes Macht; durch Unrecht Recht — durch Lasterhaftigkeit das Gute fördern. Das Alles thun zu dürfen auf dem Wege schöner Wahrheit — der Kunst: das war meines Lebens Glück, und der Himmel lasse mir's noch einige Jahre! Nicht? Sie sagen: Ja! Aber, aber — meine Uhr scheint abgelaufen und ich soll an einem Fehler meines Herzens sterben. Ohne Scherz! — Der Tod stellt sich zu meinen Feinden, die immer sagten, daß ich als Mensch nichts werth sei. Warum hab' ich mir so selten in die Brieftasche gucken lassen? Neugierig, wie sie sind, und geborne Denunzianten, haben sie sich den Inhalt selber gemacht. Einigen Widerspruch wird's aber geben, und sei den Wackern denn der Spaß vergönnt."

Nach zweimonatlicher Unterbrechung betrat Seydelmann am 9. Januar noch einmal die Bühne, als Advokat Wellenberger in Ifflands Advokaten. Es war ein schmerzlich süßer Abend! Das Publikum, zahlreich versammelt, bewies dem Künstler den herzlichsten Antheil, die öffentlichen Blätter widmeten diesem Wiederauftritt Artikel, in denen sich mit der Bewunderung für seine Darstellung dieses Charakters die lebhafteste Freude aussprach, ihn wiedergewonnen zu haben. Seydelmann war von diesen beredten Zeichen öffentlicher Theilnahme sehr gerührt. Dem abwesenden Sohne berichtete er den Hergang des Abends mit liebevoller Freude. Aber schon während der Vorstellung hatte Seydelmann mit großer Athemnoth zu kämpfen. Nur mühsam beherrschte er den rebellischen Körper. Die Pausen seiner Rolle benutzte er, um sich in seiner Garderobe zu sammeln und zur Fortsetzung zu kräftigen. Dem ihn im Zwischenakt herzlich begrüßenden Dr. Blumenbach sagte er aber schmerzlich bewegt: „Doktor, ich fühls, dieser Abend ist mein letzter, den ich der Kunst weihe." Dr. Blumenbach suchte so trüben Glauben zu verscheuchen. Da ergriff Seydelmann krampfhaft des Doktors Hände und sagte mit Thränen: „Ich fühle es an dem Kampfe, den mir der heutige Abend kostet, es ist mein Letztes!" Indessen

klopfte es an die Garderobe. Prof. Gubitz, wenn ich nicht irre, wollte dem befreundeten Künstler seinen Glückwunsch zur Genesung bringen. Seydelmann, tief erschüttert wie er war, wollte sich in dieser Gemüthsbewegung nicht zeigen. Er trocknete die Thränen und sagte dem Dr. Blumenbach: „Niemand darf diesen menschlichen Jammer an mir sehn; auch Sie werden darüber schweigen, ich bitte!“ Seydelmann öffnete und gewann die Kraft über sich den aus voller Seele dargebrachten Dank und Gruß mit unbefangener Herzlichkeit zu erwiedern. Niemand konnte den Abgrund von Schmerz und Zerstörung ahnen, der sich so eben erst künstlich geschlossen hatte.

Seydelmann hatte nur zu wahr gesprochen! Wenige Tage darauf ward ihm ein Haarseil dicht am Herzen gezogen. „Mein Herz, sagt er in dem Bericht an den Sohn, spielt in meiner Krankheit eine bedeutende Rolle und das Haarseil soll unreine Stoffe aus dieser Gegend ableiten. — Der Ernst des Lebens tritt gewaltig an mich heran.“

Kurze Zeit nachher (am 15. Januar) schrieb er an den Freund Goldner. Der Brief schildert dem Freunde die körperlichen Leiden, mit der Bitte Niemand etwas von diesem Briefe zu sagen. „Ich mag dem kalten Bedauern der Leute nicht preisgegeben sein.“ Die Leiden nahmen indessen zu. Tröstend standen ihm die Gattin und die Schwester, Nanni Hedemann zur Seite. Von den persönlichen Freunden sah ihn der Jugendgenosse Holtei am meisten. Der Schauspieler Bethge, der sich seit geraumer Zeit schon mit jugendlicher Begeisterung an Seydelmann hingegeben, war ihm auch jetzt ein treuer, liebevoller Pfleger. Mehrere Wochen vor seinem Tode ward Seydelmann zwischen einer völligen Entkräftung und der aufgeregtesten Gemüthsstimmung hin und her geworfen. In Allem fürchtete er eine Veranlassung zu schmerzlicher Bewegung zu finden. Darum legte er selbst Briefe von Freunden, ohne sie zu lesen, schweigend bei Seite. Die Überreizung nahm indessen so zu, daß man sich entschloß ihn aus dem vorderen Zimmer, wo er bisher gelegen, nach einem hinten heraus gelegenen zu bringen, damit er von dem Treiben auf dem Platze und den Straßen weniger zu leiden hätte. Dies geschah am 25. Februar. Er machte in tiefster Erschöpfung die wenigen Schritte, gestützt auf Bethge, der ihn geleitete. Sie waren

allein. Mit fester Stimme sagte er diesem: „Ich sterbe! Es gilt sich mit Dem bekannt zu machen!" Als er aber Bethges Erschütterung wahrnahm, fuhr er mit leichterem Tone fort: „Nun lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen." In dem geräuschlosen Gemache schloß sich Seydelmann auch immer mehr nach Außen hin ab. Eine große Gemüthsruhe lagerte sich auf seinem Gesicht, wenn der heftige Schmerz es nicht durchzuckte. Nur dann und wann fuhr er plötzlich auf und richtete kurze gleichgültige Fragen an die Umstehenden. Seines großen Kunstgenossen Garriks Bild, das er seinem Lager gegenüber hatte, empfing manch beredten Blick stummen Schmerzes! Dieser geisterhafte Verkehr verband ihn einzig und allein noch mit seiner Kunst.

Am Vorabend seines Todes den 16. März sprach Seydelmann lauter und kräftiger. Die Seinigen (zu denen sich auch sein Sohn Wilhelm aus Breslau gesellt hatte) waren weniger, als in früheren Tagen um ihn besorgt. C. v. Holtei befand sich am Abend bei der Familie. Plötzlich stürzt die Schwester aus dem Krankenzimmer und ruft: Er stirbt! Seydelmanns Gattin faßte krampfhaft Holteis Hand und zog ihn unwillkührlich an das Bett des Gatten. Der Krampf war indessen gewichen. Man schöpfte wieder Athem. Seydelmann reichte dem Jugendfreunde die Hand. Als dieser bemerkte: „Meine Hand wird noch zu kalt sein, ich komme so eben von der Straße" sprach er sich umwendend: „Man faßt das scheidende Leben nicht gern an." Später, als er sich mit Holtei allein befand, fragte er diesen: „Ist keine Hoffnung mehr? Sie werden es mir unpartheiisch sagen." Der Freund sprach ihm, was das Herz wünschte, mit dem Tone der Zuversicht aus. Er schied dann von Seydelmann, ohne zu ahnen, daß dieser Abschied der letzte sei. Am Morgen des 17. März endete ein Nervenschlag das Leben Seydelmanns. Da er an einem organischen Herzleiden krankte, wozu sich noch Zerstörungen der Leber gesellt hatten,*) so war er auch in seiner Krankheit von den heftigsten Schmerzen heimgesucht worden, welche

*) Die Leichenöffnung zeigte eine völlig zerstörte Leber, eine sehr ausgedehnte Gallenblase, das Herz um sein doppeltes Volumen erweitert und mit Wasser angefüllt.

sein Gesicht bisweilen verzerrten, besonders wenn ein starkes Geräusch die Nerven in Aufregung versetzte.

Die Theilnahme, welche der Tod Seydelmanns erweckte, war eine allgemeine. Haß und Neid verstummten auf Momente vor der Gewalt des Schlages, den die Schauspielkunst durch dieses Opfer in der Fülle männlicher Jahre erfahren hatte. Die öffentlichen Ankündigungen liehen dem Schmerze einen energischen und edlen Ausdruck. Man empfand zunächst nur die Größe des Verlustes. Das Leichenbegängniß, welches am 21. März statt fand, zeigte die Theilnahme und Bewegung, mit welcher dieser Tod alle Klassen der Gesellschaft berührt hatte. Außer den Kunstgenossen und den Freunden des Dahingeschiedenen hatten fast alle Zweige der Kunst und der Wissenschaft ihre Vertreter gesendet. Tausende von Menschen folgten der langen Wagenreihe zu Fuß. Auf dem neuen katholischen Kirchhofe angekommen, ward, nach einigen, durchaus würdigen Worten, aus tiefbewegter Brust vom Kaplan Majunka gesprochen, der einfache schwarze, nur mit dem Lorbeerkranze geschmückte Sarg in die Gruft gesenkt. Vor und nach der Beisetzung ertönten Lieder von den Mitgliedern und dem Chore der Königlichen Oper gesungen. Die Rolle des Advokat Wellenberger hatte man, weil sie des Künstlers letzte Leistung gewesen war, auf den Sarg gelegt. Der Mann, der im Leben so oft die Massen bewegt und mit einem gemeinsamen Geiste erfüllt hatte, empfing an seiner Gruft auch die bewegte Theilnahme aller Klassen der Gesellschaft, welche auch jetzt wieder nur ein Gefühl durchdrang, das Bewußtsein der Lücke, welche hier der Tod auf lange in die Kunst ächter Menschendarstellung gerissen hatte. — Die Züge des edlen Meisters hat uns die schöne Büste von Kiß, welche derselbe nur nach der Todtenmaske gearbeitet hat, verewigt. Der Künstler hat in der That aus der bis zur Unkenntlichkeit den ächt menschlichen Ausdruck Seydelmanns verhüllenden Todtenmaske das Bild des geistigen Lebens geschaffen, wie es aus seinen Zügen uns so oft entgegenleuchtete.

Seydelmann,

der

K ü n s t l e r.

Eine dramaturgische Abhandlung.

Kein bedeutender Mensch kann ohne seine Zeit verstanden werden. Der Zusammenhang des Einzelnen mit dem Geiste seiner Zeit und seines Volkes ist ein so enger und so unauflöslicher, daß er sich selbst da hervordrängt, wo man ihn vielleicht zunächst am wenigsten zu finden meint. Es giebt keine Region des Lebens, aus der uns nicht, wenn wir nur forschen, der Geist einer bestimmten Zeit entgegenwehte. Bei dem Staatsmann, dem Philosophen und dem Dichter ist dieser Zusammenhang zwischen den Schöpfungen und dem Wirken des Einzelnen und dem allgemeinen Geiste seiner Zeit am sichtbarsten, die Fäden liegen hier offen vor unseren Augen. Es wird uns daher auch bei ihnen leichter, die gemeinschaftliche Wurzel des Einzelnen und der Gesammtheit aufzufinden. Denn während im großen Staatsmann der praktische Geist einer Zeit und eines Volkes ausgeprägt und gewissermaaßen concentrirt erscheint, so drängen sich in dem Denker und Dichter die in der Tiefe des allgemeinen Geistes gährenden Gedanken zusammen und gewinnen durch jene eine bestimmte Gestalt. Dadurch werden der Denker, wie der Dichter die eigentlichen Repräsentanten des Geistes einer Zeit, der sich in ihnen am reinsten abspiegelt. In ihnen wendet sich der Geist unmittelbar an den Geist, denn wir haben beim Dichter und Denker nicht erst noch eine Hülle abzulösen, um dadurch zu dem Kern des Geistes vorzudringen. Dichter und Philosophen sind daher sowohl die eigentlichen Ausleger und Verkünder ihrer Zeit und ihres Volkes, als sie uns den sichersten Maaßstab geben über die Höhepunkte, zu denen sich der Geist einer Zeit aufgeschwungen hat. Der Geist der Zeit reicht daher niemals weiter, als er sich in seinen Denkern und Dichtern darstellt. Es giebt außerdem nicht etwa noch eine

Region geheimer Gedanken, welche nicht in irgend einem Dichter und Denker Gestalt gewonnen hätten.

Aber der allgemeine Geist, wenn er gleich in den Dichtern und Denkern die erschöpfendste Form gewinnt, zeigt sich doch auch in der Gestalt aller andern Wissenschaften und Künste. Man wird den Architekten, den Maler, wie den Bildhauer, wenn man ihn recht verstehn, wenn man das geheimnißvolle Band seiner Anschauungen und seiner Gestaltungen vollständig auffinden will, nur aus der Einsicht in den ganzen geistigen Hintergrund seiner Zeit und seines Volkes begreifen können. Die Schwierigkeit einer Geschichte der bildenden Künste beruht daher auf der seltenen Begabung, den oft sehr versteckt liegenden Zusammenhang zwischen der Komposition des einzelnen Künstlers und der gesammten Welt, der er angehört und von der er getragen wird, ins Bewußtsein zu heben und gleichsam aus der Gestalt der Strebungen und Pfeiler, aus der Frische, oder der Saftlosigkeit des Kolorits, wie aus der Konception des Stoffes noch den Herzschlag des allgemeinen Geistes herauszufühlen.

Der dramatische Darsteller scheint sich freilich, weil sein Werk das Vergänglichste ist und mit seiner Person verschwindet, am meisten der Nachweisung eines solchen Zusammenhanges mit dem allgemeinen Geiste einer Zeit und eines Volkes zu entziehn. Gleichwohl wird sich auch bei einzelnen großen Schauspielern ein solches Band wahrnehmen lassen, nur daß die Zeitgenossen es selten, oder nie entdeckt und aufgezeigt haben und wir nur aus dem, freilich sehr unvollkommenen Bilde, welches uns von den Darstellungen großer Schauspieler überliefert ist, ein Urtheil fällen können. Denn auch das glänzendste Bild, welches ein noch so feiner Kenner und phantasiereicher Mann von den Schöpfungen des großen Darstellers entwirft, wird, gegen die Wirklichkeit der für uns verschwundenen Darstellungen gehalten, immer nur wie ein scharfer Umriß gegen die kraftvolle und markige Ausführung derselben durch Licht und Farbe erscheinen. Gleichwohl drängt sich in einzelnen mächtigen Gestalten eine solche Wechselwirkung zwischen ihrer Darstellung und dem Geiste der Zeit unverkennbar hervor. Man wird nämlich schwerlich verkennen, daß

aus der Summe der Schilderungen, welche uns über Flecks Spiel überliefert sind, die Verwandtschaft dieses genievollen Schauspielers mit den revolutionären Elementen hervorleuchtet, welche die ganze Poesie der damaligen Zeit durchdrangen, und mit jenem, die alten Formen zertrümmernden Geiste zusammenhängen, welcher auch den Umschwung der deutschen Literatur herbeiführte. Wenn Flecks Genius sich auch in denjenigen Shakespearschen Gestalten so groß zeigte, in denen sich das heroische Princip, überhaupt eine umwälzende Thatkraft kund giebt, so spiegelte sich darin nur der allgemeine Umschwung einer Zeit ab, welche mit ihrer Vergangenheit brach und einen ganz neuen Geist heraufbeschwor. So faßt sich offenbar in Eckhoffs Darstellungen der aus der Gespreiztheit, Unnatur und der hohlen Abstraktion sich zur Naturwahrheit wieder zurückrufende Geist zusammen. Darum bildet er einen so wesentlichen Wendepunkt für die dramatische Darstellung, indem er, ein Lessing wahlverwandter Künstler, wie dieser durch die Macht der Kritik, durch seine Darstellungsweise der Herrschaft des französischen Geschmacks den Untergang bereiten half. Diese Rückkehr zur Naturwahrheit, diese siegreiche Bekämpfung eines hohlen, abstrakten Pathos vollendet sich dann in Schröder, in dem sich aber zugleich der durch Shakespeare neubefruchtete deutsche Geist offenbart. Das Ferment, welches der deutschen Literatur geworden ist, indem sich Shakespeare ihr erschloß, nimmt Schröders reicher Geist in seine Darstellungen auf. Darum wird er zugleich der Darsteller einfacher, edler Natürlichkeit und der schwungreichsten Poesie; er vereinigt gewissermaaßen Flecks und Eckhoffs Stärke in sich und erscheint als der universellste Genius auf diesem Gebiete. In Iffland endlich, der auf demselben Boden wurzelt, breitet sich die Naturwahrheit, gleichsam in ihrer Ablösung von der Idealität und einem begeisterten Pathos, zu einem Reichthum geistvoller Genre-Malerei aus, indem sie von diesem Künstler zu der nüancenreichsten Fülle der treffendsten Bilder des Lebens mit klarem Bewußtsein und der feinsten Beobachtungsgabe ausgearbeitet wird.

Diesem aus einer Wurzel hervorgegangenem, weitverzweigtem Baume gegenüber erhebt sich nun das andere Moment der Idealität

und kommt in der unter Göthes und Schillers Einfluß erzogenen Weimarschen Schule zur Erscheinung. Da aber keine Seite der andern entbehren kann, so sucht jede dieser Richtungen sich durch die andere zu bereichern und es entsteht mehr und mehr die gebieterische Forderung einer unablässigen Durchdringung der Idealität und Naturwahrheit für jede Darstellung. Wie in der Poesie die Romantik einen neuen Durchbruch macht, um die Kraft der Unmittelbarkeit poetischer Anschauung wieder zur Herrschaft zu bringen, so faßt sich dieser Richtung der Eckhoffschen und Weimarschen Schule gegenüber die Unmittelbarkeit einer genievollen Anschauung in Ludwig Devrient zusammen. Er repräsentirt in der deutschen Schauspielkunst gewissermaaßen das romantische Element mit allen seinen Vorzügen und Mängeln. Wie sich in der Romantik die Subjectivität zu ihrem Gipfel treibt und sich dadurch endlich selbst zerstört, weil diese Subjectivität nicht die im Geiste wahrhaft wiedergeborne ist, so proklamirt der Genius Devrients durch sein Beispiel wieder die Herrschaft der ungeläuterten, ununterworfenen Individualität, welche sich um so greller in ihrer Blöße zeigen muß, je mehr der fortgeschrittene Geist die Auflösung derselben und die Läuterung in allen andern Gebieten fordert und vollbringt. Während der Genius Devrients, auf seine ursprüngliche Kraft und Intuition gestützt, gewissermaaßen den Sieg der Unmittelbarkeit dichterischer Anschauung über Studium und Reflexion zu verkünden scheint, so tritt dagegen in allen denen, welche ohne seine, aus der Tiefe schaffende Gewalt sich der natürlichen Begeisterung überlassen, die Ohnmacht eines Standpunkts hervor, welcher ohne Studium und ohne Reflexion unmittelbar das Leben gestalten zu können wähnt. Wie Göthes Werther einst jene hohlen und kraftlosen Liebesromane hervorrief, welche die marklose Sentimentalität wider ihren Willen recht grell an das Licht stellten, so enthüllten die zahlreichen Schauspieler, welche sich, mit Berufung auf Ludwig Devrients Beispiel, ohne seine großartige Begabung einer sogenannten Inspiration d. h. einem bloßen Naturalismus hingaben, nur den Abgrund, der sich vor diesem Standpunkt eröffnete, wenn er zum allgemeinen erhoben werden sollte. In L. Devrient faßte sich gewissermaaßen die ursprüngliche, ununterworfene Na-

turkraft des Genius noch einmal in ihrer ganzen Stärke zusammen, um mit dieser bedeutenden Individualität von einem Schauplatze abzutreten, auf welchem der Geist, nicht minder wie in den übrigen Künsten, die Forderung der Bewältigung und Läuterung ursprünglicher Naturkraft gebieterisch geltend macht. Die Größe, wie die Schranke L. Devrients liegt in dem Gesagten ausgesprochen. Während Devrients Genius die Massen unwiderstehlich fortriß, sobald er die im Humor sich frei ergehende, oder in dämonischer Zerstörung sich genießende Subjectivität vor uns entfaltete, so war er von der Darstellung des rein Menschlichen in dem ganzen Reichthum seiner Abstufungen, von dem gebildeten Manne der höheren Gesellschaft an bis zur Repräsentation menschlicher Hoheit und sittlicher Würde durch eine nicht auszufüllende Kluft getrennt. Hier kehrte sich die Schranke einer so ursprünglichen, aber durch Studium und die Arbeit der Reflexion nicht geläuterten Schöpfungskraft heraus. In Devrients Gebilden setzten sich daher die subjectiven Stimmungen und Sympathien fort, es waren die wahlverwandten Kräfte, durch welche er sich zu den dichterischen Gestalten, die er verkörperte, hingezogen fühlte und in welche sich die ganze Energie seines Genius ergoß.

Da aber diese dramatischen Gestalten weniger frei entlassene Individualitäten waren, als Offenbarungen großer, ursprünglicher, mit den dichterischen Gestalten verwandter Kräfte, so blieb auch Devrient selbst hinter mäßigen Forderungen zurück, sobald er Charaktere, mit denen seine Natur sich gar nicht wahlverwandt fühlte, darstellen sollte.

Gegen diese mächtige, aus der Unmittelbarkeit dichterischer Anschauung allein schöpfende Individualität, gleichsam die höchste Potenzirung des Naturalismus, reagirte nun der Geist auf diesem Gebiete der dramatischen Darstellung durch die bedeutende Erscheinung Seydelmanns. In ihm gewinnt der in allen Formen des Lebens sich hervorthuende Kampf des selbstbewußten, nach voller Freiheit und Klarheit ringenden Geistes gegen den noch in instinktlichem Verhalten befangenen, noch an die Naturgewalten gebundenen Geist auf dem Felde der dramatischen Darstellung seinen erschöpfendsten Ausdruck. In der Person Seydelmanns bildete sich der Geist gewissermaaßen das

Organ, durch welches er, im Gebiet der dramatischen Darstellung, den Wendepunkt eines gegen allen Naturalismus ankämpfenden und den Sieg des Selbstbewußtseins, der Kritik und des Studiums feiernden Gegensatzes darstellte. Dieser Wendepunkt zeigt sich natürlich in den verschiedenen Sphären auch verschieden. In der Schauspielkunst erscheint derselbe als der Krieg, welchen der freie, über den Naturalismus erhabene, seiner Thätigkeit und seiner Bewegung bewußte Geist dem auf dem Standpunkt bloßer Begeisterung verharrenden, oder gar zur Routine herabsinkenden Geiste ankündigt. Indem der Geist überall in der Gegenwart danach ringt, in seiner letzten Wurzel sich seines Wesens bewußt zu werden und sich ganz in seine Gewalt zu bekommen, so treibt er auch aus demselben Boden in der dramatischen Darstellung die Richtung hervor, sich in seinem Schaffen selbstbewußt zu verhalten und durch vollständige Unterwerfung des bloßen Naturells dasselbe zum gefügigen Ausdruck einer universellen Menschendarstellung umzuschaffen. Diesen Standpunkt repräsentirt Seydelmann. In ihm liegt die einzige Lösung aller Fragen, der Grund aller Gegensätze und Kämpfe, welche die Kritik über ihn hervorgerufen hat und die Erinnerung an ihn noch jetzt hervorruft. Indem wir uns den Gehalt der Seydelmannschen Persönlichkeit vollständig zum Bewußtsein bringen, werden wir, ohne Haß und Vorliebe, die Auffassungen, denen der seltene Mann unterlegen, als natürliche, durch seinen ganzen Standpunkt bedingte Erscheinungen darthun und auf ihren wahren Werth zurückführen.

Da Seydelmann auf dem Gebiete der dramatischen Darstellung wesentlich den Wendepunkt aus der nur instinktlichen Genialität in die ihrer selbst und aller Vermittlungen sich bewußte dramatische Darstellung bildet, so erscheint auch sein ganzes Gemüth unablässig diesem Gegensatze zugewendet. Es bildet der Kampf und Zorn Seydelmanns gegen die bloße Unmittelbarkeit, die sogenannt geniale, sich nur dem Augenblick überlassende Inspiration einen der Grundzüge seines ganzen Wesens; es ist ein Thema, welches ihn unablässig in den Briefen an seine Freunde beschäftigt, das sich in immer neuen Wendungen aus der Tiefe seiner Seele hervordrängt und bald mit erhabe-

nem Zorne, bald mit vernichtendem Hohne von ihm behandelt wird. Dies Moment hängt mit der Persönlichkeit Seydelmanns und seiner Stellung zur Kunst auf das innigste zusammen. Seydelmann war von der Bedeutung seiner Kunst, die Tiefe der menschlichen Persönlichkeit in allen ihren Abstufungen und in ihrem ganzen Reichthum durch die dramatische Darstellung zu enthüllen, auf das höchste durchdrungen. Dem Menschen die menschliche Brust zu eröffnen, ihm den geheimnißvollen Abgrund der menschlichen Leidenschaften zu erschließen, die Fäden darzulegen, welche vor den sichtbaren Handlungen des Individuums gesponnen worden sind, aus denen der Charakter sich mit zwingender Nothwendigkeit vor uns erhebt, genug der Ausleger der höchsten Gestalten zu sein, welche der menschliche Geist mit freier Begeisterung und Besonnenheit zugleich geschaffen hat, dies erschien ihm als der Beruf seiner Kunst, welcher er „in Lust und Schmerz" von seinem Jünglingsalter an ergeben war, die ihm mitten in der düstersten Verstimmung troſtreich, wie ein milder Gott, zur Seite stand, durch welche sich die Schwermuth und die Bitterkeit des Gemüths zu einem edlen Schmerze verklärten, die er, wie einen theuren Freund, an sein Herz drückte und hegte. Diese Aufgabe erschien ihm ein Menschenleben, in Nachdenken, Studium und Arbeit zugebracht, werth zu sein. Hier trifft er nun auf den Leichtsinn, die Frivolität und den rohen Naturalismus, mit welchem sich so viele seiner Genossen ihrer Aufgabe unterziehen und die Kunst herabwürdigen. Damit aber verbindet sich der Gedanke, daß grade in dem Mangel an Ernst und Studium, welcher in dieser Kunst mehr als in allen anderen herrscht, die Geringschätzung liege, mit der man ihr auch jetzt noch nicht selten begegne, der Grund, warum die Emancipation des Standes noch nicht vollständig eingetreten sei, sondern sich nur noch auf einzelne Bevorzugte beschränke. Es ist aber sehr natürlich, daß einen hochgesinnten Mann, der sich in die Geheimnisse seiner Kunst vertieft, der sich der Härte der Arbeit mit Gewissenhaftigkeit unterzogen, der sich keine der Stufen, welche der Künstler durchschreiten muß, erspart hat, der Leichtsinn und der Dilettantismus, welche in der Ausübung der Schauspielkunst walten, mit Schmerz und Zorn zugleich erfüllen müssen. Nun ergreift ihn

das traurige Gefühl seiner einsamen Stellung und der Ohnmacht, seinen Standpunkt nicht zu einem allgemeinen erheben zu können, in den Widerspruch zwischen seinen idealen Forderungen und der Wirklichkeit versetzt zu sein, ohne durch seine Kraft diese Kluft ausfüllen zu können. Er muß es sich gestehn, daß, so viel Abstufungen auch etwa die Kunst des Musikers, des Malers und Bildhauers in ihrer Ausübung darbietet, eine wie reiche Skala bis zu den Leistungen des genialen Meisters sie auch durchläuft, doch auch, selbst auf den untergeordneten Stufen immer ein bedeutendes Maaß von Technik hat errungen werden müssen, um nur überhaupt in den Kreis der Künstler aufgenommen zu werden, während sich in der Schauspielkunst so oft die nackte Willkühr, die rohe, von aller Unterwerfung des Materials ferne Routine hervordrängen und trotzig auf den Namen des Künstlers Anspruch machen darf. Aus diesem Bewußtsein erklärt sich die tiefe Verstimmung, welche den Künstler so oft ergreift und welche in so schmerzlichen Tönen aus seinem Innern hervorbricht, wenn er des traurigen Zustandes seiner Kunst gedenkt und, wie weit er auch spähet, nirgends eine Abhülfe erblickt, ja nicht einmal eine Aussicht auf eine Reform dieser Wirklichkeit.

Wenn Seydelmann sich diesen Empfindungen hingiebt, so schlägt die Flamme des edelsten Zornes aus ihm hervor, welche bald die Thräne der Wehmuth dämpfet, bald die Vergegenwärtigung dessen, was Noth ist und was der Geist der Gegenwart fordert, zu einem verzehrenden Ingrimm anfacht. Die Blätter, welche diese Seite berühren, und wie oft kommt sein Geist darauf zurück! geben Zeugniß von dem sittlichen Ernst, welcher Seydelmann durchdrang, in welchem sich eine in ihren innersten Tiefen erschütterte Seele kund giebt, welche sich in immer neuen, überraschenden und in das faule Fleisch eindringenden Wendungen niemals genug thun kann. Diese Ergüsse sind der gedrungenste Ausdruck einer immer wiederkehrenden Empfindung, der das mächtigste Wort stets von selbst zufällt, weil sie aus dem Abgrund der Seele hervordringt.

Indem aber Seydelmann gegen diejenige Genialität ankämpft, welche sich nur der Phantasie und der schaffenden Gewalt des Augen-

blicks überlassend, um die Unterwerfung des ganzen Materials, welches diese Kunst in Anspruch nimmt, unbekümmert ist und sorglos in Rücksicht der innern Verknüpfung und Vermittlung aller Einzelnheiten, will er nicht etwa die Kunst zu einer Verstandesoperation herabsetzen und die Darstellung des vollen Menschenlebens zu einem Kalkul der Reflexion machen. Hiermit berühren wir einen Punkt, der, weil er die Hauptwaffe der Gegner Seydelmanns ist, auf sein richtiges Verständniß zurückgebracht werden muß *). Die Kritik und das selbstbewußte Denken war Seydelmann, da er eine ächte Künstlernatur war, durchaus nicht der Boden, aus dem der darzustellende Charakter hervorwächst, sondern nur das Regulativ, welches die aus der freien Phantasie geborne Gestalt vor Abirrung und Überwuchs schützt.

Kein Mensch, der jemals Massen zu bewegen und die Gemüther auf einen Punkt zu sammeln vermochte, hat diese Wirkung durch eine bloße Verstandesthätigkeit, und wäre sie die scharfsinnigste, erreicht, denn dieselbe bringt immer nur etwas Unlebendiges hervor, das erst wieder durch eine gleiche Reihe von Vermittlungen in dem Anschauenden zum Leben und Genuß geweckt werden kann. Der Verstand erzeugt immer nur das Knochengerüst, er zeigt die Bänder, welche die einzelnen Glieder miteinander verbinden, aber er schafft kein Leben; er kann daher, für sich allein auftretend, niemals ergreifen, niemals eine große allgemeine Bewegung hervorrufen. Das Leben und die Bewegung entzünden sich nur durch das volle Leben. Zwischen der Verstandesthätigkeit und dem Leben, welches mit der Macht der Realität auf uns eindringt, ist ein qualitativer Unterschied, eine Kluft, über welche keine Brücke geschlagen werden kann. Es heißt daher nur eine Gedankenlosigkeit aussprechen, wenn man einen Künstler, dessen Wirkungen auf Massen über allen Zweifel erhaben sind, der, je länger je mehr, Menschen der verschiedensten Bildung zu fesseln gewußt hat, für einen reinen Verstandesmenschen, ohne ursprüngliche Intuition, ohne die

*) In der Biographie Seydelmanns haben wir, bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Berlin, diesen Punkt bereits berührt und auf die Lösung dieser Kontroverse hingedeutet, welche indessen hier erst aus dem Principe der Kunst erfolgen kann.

Kraft schöpferischer Phantasie ausgiebt. Diesem Urtheil liegt eine Verwirrung zu Grunde, welche aus dem Mangel an Einsicht stammt über die verschiedene Stellung, welche in der Kunst und namentlich in der dramatischen Darstellung das Moment der Unmittelbarkeit, oder der Anschauung zum Verstande einnehmen kann. Diese Stellung kann eine zwiefache sein. Die Verstandesthätigkeit kann entweder in der Unmittelbarkeit der Anschauung, in der genialen Auffassung nur als Moment verborgen sein und gewissermaaßen als ein Faktor, dem Subjecte selbst unbewußt, mitwirken, oder sie kann die Unmittelbarkeit der Anschauung durchdringend, dieselbe zur Entfaltung treiben und die Strebungen und Pfeiler aus der ursprünglichen Auffassung heraus selbstbewußt gestalten, also das, was schon in der ersteren eingeschlossen ist, zur vollen Existenz heraussetzen. Hier erscheint der Verstand ebenfalls im Dienste der Anschauung und der Phantasie, aber mit dem Unterschiede, daß er hier zugleich mit selbstbewußter Wirksamkeit auftritt und daher den Schein selbstständiger und isolirter Thätigkeit annehmen kann. Dieser Unterschied bedingt überhaupt die verschiedene Stellung des Künstlers und ist der Grund auf dem eine Kritik, welche sich nur an den Schein hält und nicht in das Wesen eindringt ihre oberflächlichen Gegensätze der Genialität und der Verstandesoperation, der schöpferischen Thätigkeit und der Berechnung aufrichtet und diese Prädikate an die Künstler, je nachdem bei ihnen das eine, oder das andere Moment grade schlagend hervortritt, einseitig vertheilt. Dies ist die Kritik, welche, um unsern Boden wieder zu betreten, Ludwig Devrient als den genialen, Seydelmann als den Verstandes-Künstler bezeichnet und dogmatisch diese Unterschiede fixirt. Aber selbst in dem Zugeständnisse, welches eine solche Kritik dem Verstandeskünstler zu machen genöthigt ist, daß uns derselbe schon durch die Maske, also vermittelst der sinnlichen Erscheinung ein volles, gesättigtes Bild eines Menschen gebe, daß uns diese sogleich in den Kreis eines ganz individuellen Lebens hineinbanne, liegt schon unbewußt die Anerkennung, daß auch das Moment der Unmittelbarkeit, der phantasievollen Anschauung hier thätig sei, mit einem Worte, daß wir es hier mit einem anschauenden Verstande,

nicht mit einem aus Einzelnheiten ein Ganzes zusammensetzenden Rechenmeister zu thun haben. Eben so wenig als in der Genialität Devrients das Moment des Verstandes fehlte, eben so wenig fehlte in Seydelmanns Verstand das Moment der Genialität, nur die Stellung dieser beiden Mächte war eine völlig verschiedene, und diese machte ihre Darstellungen gewissermaaßen zu Gegensätzen, an welchen sich die Kritik fruchtlos abarbeitete, ohne den Punkt des eigentlichen Unterschiedes finden zu können.

Wo eine wirkliche Genialität, wie bei L. Devrient, waltet, d. h. diejenige schöpferische Thätigkeit der Phantasie, welche das Ganze eines Charakters so anschaut, daß sich der Darsteller darin wirklich von sich d. h. von seiner Individualität unterscheidet, da entfaltet derselbe auch kraft dieser seiner Genialität, die besondern Lebensäußerungen des Charakters, ohne daß er sich des Zusammenhanges seines allgemeinen Bildes und der Gliederung desselben bewußt ist. Die ächte Genialität hat also allerdings die Thätigkeit des sondernden, kritischen Verstandes und der Reflexion, welche die besondern Lebenserscheinungen eines Charakters dem allgemeinen Principe desselben unterordnet, in sich, denn nur dadurch ist sie ächte Genialität, nicht blos eine gesteigerte Aufregung und ein zufälliger Blitz der Phantasie, aber sie ist sich zugleich dieses gesammten Prozesses *nicht bewußt*, die Vermittlungen sind ihr selbst ein *Geheimniß*. Es liegt daher in diesem Standpunkte auch die Möglichkeit im Besondern abzuirren, das ursprüngliche, klare Bild zu trüben, genug kein völlig in sich geschlossenes Ganze, sondern nur große Momente zu geben. Dies ist die einfache Konsequenz eines Standpunktes, der das Moment der Reflexion nicht zu der Kraft entwickelt hat, daß der Kreis aller besondern Lebensäußerungen eines Charakters aus der Einheit entfaltet wird. Darum kann aber dieser Standpunkt grade durch das Überraschende, die plötzlich einschlagenden Blitze elektrisch auf die Massen wirken; denn der Darsteller wird grade auf gewissen Höhepunkten des Charakters seine volle Stärke sammeln, Anderes dagegen fallen lassen. Gegen den Darsteller auf diesem Standpunkt wird sich daher die Kritik vornehmlich auf die Vermittlungen, die Übergänge der Situationen zu richten ha-

ben; hier wird seine relative Schwäche hervortreten; es wird sich das nicht zu voller Selbstständigkeit entwickelte Moment der Reflexion, welche den Charakter von seinem Einheitspunkte aus zu seiner Entfaltung auseinander treibt, durch die nicht selten mangelnde Einheit aller Seiten des Charakters rächen.

Seydelmann reagirt nun gegen diesen Standpunkt insofern, als in ihm, auf der Grundlage ursprünglicher, phantasiereicher Konception, grade das Moment der Reflexion, welches den Charakter in allen seinen Lebensäußerungen zu seiner konsequenten Entfaltung bringt und die Verbindungen und Übergänge desselben herausarbeitet, vorzugsweise ausgebildet ist. Deshalb ist aber Seydelmann kein Schauspieler der Reflexion, denn dieser befindet sich immer und ewig im Widerspruch zwischen seiner Persönlichkeit und dem darzustellenden Charakter, weil er die Reflexion nicht aus dem Grunde der ursprünglichen Anschauung eines vollen Menschenlebens hervorgehn läßt. Im Schauspieler der Reflexion ist die Thätigkeit des Verstandes, welche kritisch in alle Gänge des Baues eindringt, das Wesen, denn er vermag sie nicht in die unmittelbare Anschauung zu versenken und sie dann aus diesem Schooße frei hervorgehn zu lassen. So wenig die Kritik des discursiven Verstandes ein Kunstwerk zu begreifen vermag, weil zwischen ihr und dem Kunstwerk immer eine unausfüllbare Kluft bleibt, eben so wenig kann der Schauspieler der Reflexion jemals ein volles Menschenleben schaffen, weil der bloßen Reflexion die Realität und Fülle eines Charakters unfaßbar, weil der bloße Verstand für die Schöpfung eines Lebens zu abstrakt ist. Der Schauspieler der Reflexion wird daher nie Massen entzünden, nie große, mächtige Erfolge erringen können, weil die Massen nur ergriffen werden, wenn die Realität des Lebens auf sie eindringt, er wird sich mit der Anerkennung Verständiger begnügen müssen, und der Erfolg der Achtung muß ihn für den Erfolg der Begeisterung entschädigen. In Seydelmann war nun grade so viel ursprüngliche Kraft, so viel Unmittelbarkeit der Anschauung, um durch das Moment der Reflexion nicht überwunden und aufgelöst zu werden; sie hielt vielmehr der ungeheuren Triebkraft seines Geistes, sich unablässig in das individuelle Leben zu vertiefen,

und alle Seiten desselben zu voller Anschaulichkeit herauszuarbeiten, das Gegengewicht.

Durch unsere Entwickelung löst sich daher jener so oft aufgenommene Kampf: ob Seydelmann nur ein Verstandeskünstler, oder ein genialer Schauspieler gewesen, dahin auf, daß in Seydelmann der kritische, auseinandersetzende Verstand, welcher das Leben in seine Elemente zersetzt, eine solche Stärke gewonnen hatte, daß der Accent bei ihm zwar zunächst auf der Konsequenz der Durchführung und auf der Ausarbeitung des Details zu liegen schien, daß aber dieser ganze Reichthum der Vermittlungen nur auf dem Grunde einer ursprünglichen Anschauung hervortrat, welche denselben immer zum Ausdruck eines Menschenlebens zu machen wußte.

Schon die frühe glühende Liebe Seydelmanns zur Schauspielkunst, welche, wie wir oben gesehn, ihn mit seiner Thätigkeit als Soldat in den schneidendsten Widerspruch versetzte und ihm die Stellung so unerträglich machte, daß er sie gewaltsam löste, beweist die Ursprünglichkeit seines Talents. Nach dieser Thätigkeit schaut er sehnsüchtig, wie nach einem El-Dorado hin, weil der ganze Mensch nur in ihr lebte und sich unglücklich fühlte, so lange er nicht die Bahn betreten konnte, deren er zu seiner Lebensexistenz bedurfte. Aber auch später versenkt er, wie oft, trübe Erfahrungen, herbe Schmerzen des Lebens in die Liebe zu dieser Kunst; hier ist er ganz er selbst; hier empfindet er nach den winterlichen Stürmen der Wirklichkeit die warme heimathliche Luft, die ihn erquickend umweht. Dieser Beschäftigung gehört er also nicht etwa aus Willkühr an, so daß er sie auch mit einer andern hätte vertauschen und die Fülle seines Geistes, die Springkraft seines Verstandes auch einer andern Laufbahn hätte beliebig zuwenden können, eine Vorstellung, welche diejenigen fassen müssen, welche in Seydelmann nur den großartigen Verstand anerkennen, welcher nur grade zufällig diesen Stoff der Menschendarstellung bearbeitet habe, aber mit demselben Erfolge sich auch andern Lebensrichtungen hätte zuwenden können. Die tiefen Ergüsse seines Gemüths, welche uns seine Briefe aus allen Zeiten geben, lassen im Gegentheil über die über alle Reflexion hinausliegende, ihn wie eine Naturnothwendigkeit beherr-

schende Gewalt seines ursprünglichen Zuges zu dieser Thätigkeit keinen Zweifel übrig. Woher aber dennoch der Vorwurf der sich endlos wiederholt hat, Seydelmann sei nur ein Verstandes-Mensch, alle seine Leistungen nur Produkte dieser Kraft? Man muß zu der Lösung dieses Problems die doppelte Begabung in unserer Kunst unterscheiden, die innere gestaltende Kraft, ein Menschenleben als ein Ganzes anschauen, einen Charakter auf einen Schlag vor das Auge des Geistes stellen zu können und die physische Begabung, d. h. die durch die Natur verliehenen Mittel zur Verwirklichung des Ersteren. Von der Macht der ursprünglichen, künstlerischen Anschauung gilt Lessings berühmt gewordenes Paradoxon: „Oder meinen Sie Prinz, daß wenn Rafael zufällig ohne Hände geboren wäre, er nicht doch der größte Maler gewesen wäre?" Insofern die Tiefe der Auffassung, der Reichthum der Phantasie die eigentliche Beglaubigung des Künstlerberufs sind, hat Lessing Recht; er bezeichnet in den gedachten Worten nur den durch Nichts zu ersetzenden, idealen Faktor des Künstlers. Insofern aber andererseits den Künstler nur die Macht bildet, das innerlich Angeschaute zur Gestalt entäußern zu können, so liegt in dem Satze auch eine Schiefheit. Der Accent liegt allein auf der innern Begabung, wogegen die Mittel zur Realisirung als Null und nichtig betrachtet werden. Wo diese ganz fehlen, würde der innere Reichthum in der Brust verwesen, weil er nichts zur Gestalt bringen könnte. In der Kunst aber ist die Gestaltung grade so viel, als die Konception. Ein Rafael ohne Hände ist daher ein Widerspruch, er bezeichnet den Maler dem Vermögen, nicht der Wirklichkeit nach, d. h. also eben keinen Maler, keinen Gestaltenbildenden Künstler.

In der Schauspielkunst beruht nun die physische Begabung auf der sinnlichen Erscheinung der Persönlichkeit und dem Tone. Hier kann die Natur ihre Schätze so verschwenderisch ausgetheilt haben, daß sie wie eine Mahnung erschienen, sich dieser Kunst zu weihen. Sobald aber die Begabung einer schöpferischen Phantasie mangelt, durch welche sich die Figuren der Poesie, wie des wirklichen Lebens sogleich zu festen Individualitäten aus dem Innern heraus heben, wird der Schauspieler, bei der reichsten Mitgift der Natur, als Künstler doch immer

darben. Ein wahrhaft berufener Schauspieler schaut unabläßig Alles dramatisch an; die Gestalten, welche ihm die Poesie und das Leben bieten, gewinnen in ihm sogleich Fleisch und Blut. Ohne diese, durch Nichts ersetzbare Fähigkeit ist ein großer Schauspieler undenkbar. Dieser Kraft, scharf gesonderte Gestalten, bis zu ihrer sinnlichen Erscheinung individualisirt, aus der freien Phantasie auf und ab tauchen zu lassen kann nun freilich eine spärliche Mitgift der Natur große Schwierigkeiten in den Weg legen, sobald es gilt das innerlich geschaffene Bild nun auch mit dem Schein des vollen sinnlichen Lebens auszustatten. Da ergeht also natürlich die ernste Mahnung an den Menschen den ganzen Umfang aller seiner Mittel in seine volle Gewalt zu bringen, und die Kräfte des Geistes alle sich zu dem einen künstlerischen Zwecke dienstbar zu machen. Hier beginnt also die Arbeit, das Studium, der Kampf und Sieg des Geistes über die spröde Materie. Seydelmann war nun durch die tiefe Neigung zu seiner Kunst, wie durch die geistige Begabung, welche wir so eben bezeichnet haben, darauf gewiesen, den ganzen Umfang seiner Geisteskräfte an die Bewältigung des spröden Materials zu setzen, welches ihm die Natur zum Ausdruck seiner idealen Anschauungen zugetheilt hatte. Die gewissenhafteste Sorgfalt in der Benutzung seiner Mittel, der strengste Haushalt mit denselben ward ihm also zur unerläßlichsten Pflicht.

Seydelmann war, da ihn sein innerer Beruf auf die Schauspielkunst hinwies, durch die verhältnißmäßig karge Mitgift, welche ihm die Natur zur Erfüllung desselben gegeben hatte, nothwendig auf die angestrengteste Thätigkeit und das umfassendste Studium gewiesen, um sein natürliches Material zum Ausdruck des Geistes zu erheben, und so das Mißverhältniß auszugleichen, welches ursprünglich zwischen seiner äußern Begabung und seinem innern Beruf waltete. Seine Physiognomie war ohne hervortretenden Ausdruck; sie fesselte auf den ersten Blick durch keinen Zug, der eine besondere Geisteseigenthümlichkeit verrieth. Sie deutete weder auf das Walten dämonischer Mächte, noch auf die Herrschaft idealer schwärmerischer Empfindungen hin. Der feine Zug der Ironie und des Humors, der um die Lippen spielte, sobald sich dieselben öffneten, um das beredte Wort zu ent-

lassen, war zu versteckt, um namentlich von der Bühne herab wirken zu können. Dieser Physiognomie, in der sich kein specifischer Geistesausdruck, keine Tiefe der Leidenschaft ankündigte, konnte aber durch die Kraft der gestaltenden Phantasie und die sichere Berechnung ihrer Wirkungen eine ungeheure Mannigfaltigkeit des geistigen Ausdrucks geliehen werden. Grade die Unbestimmtheit derselben diente Seydelmann dazu, sie zu einer unendlich bestimmbaren Hülle zu formen, welche des universellsten Ausdrucks fähig war. Die Kunst trat hinzu und schuf aus dieser Physiognomie einen unversiegbaren Quell immer neuer Gestalten. So ward Seydelmanns Virtuosität in der Bildung der Charaktermaske wesentlich durch seine von Hause aus wenig bedeutsame Physiognomie bedingt, die er sich durch das Ineinandergreifen einer phantasievollen Anschauung und einer sichern, die Wirkungen genau abwägenden Technik zum gefügigsten Werkzeug des mannigfaltigsten geistigen Ausdrucks unterwarf. Hier zeigte Seydelmann eine Stärke und Tiefe, welche ihn über alle seine Mitgenossen erhob und wodurch er einen ganz neuen ungeahnten Reichthum seiner Kunst aufschloß.

Die Bildung der Charaktermaske hing bei Seydelmann mit seinem ganzen Streben, ein individuelles Leben zu gestalten auf das engste zusammen; sie war der natürliche und nothwendige Ausdruck einer Richtung, welche sich aller abstrakten Idealität gegenüber stellte und ihr den Krieg erklärte. Wie die Philosophie in ihrer großen Gedankenbewegung den abstrakten Idealismus aufgelöst und diese Einseitigkeit überwunden hat, so hat auch jede Kunst die Aufgabe in ihrer Fortentwicklung, je nach ihrem Gebiete, zur Darstellung des vollen, individuellen Lebens fortzugehn. Nun hatten die aus Schillers kühnem Geiste hervorgegangenen Dramen, indem sie durch ihr Pathos wesentlich nach der Seite einer abstrakten Idealität hin gravitirten auch in der Schauspielkunst das Streben nach abstrakter Idealität auf Kosten der Individualisirung befördert. Dagegen reagirte nun Seydelmanns Natur wesentlich. Die Sorgfalt, das Studium und der Aufwand von Phantasie, welchen er auf die Bildung seiner Charaktermaske verwendete ging mit Nothwendigkeit aus einer Richtung hervor,

welche die Künstler wieder um das Panier des individuellen Lebens sammeln und die Darstellung von aller verflüchtigenden Idealität zurückrufen wollte.

Seydelmann ging in der Bildung seiner Charaktermaske als ein ächter Künstler zu Werke, d. h. er schuf sie von innen heraus vermöge der freien Phantasie, zu der die äußern Mittel nur nachhelfend hinzutreten. Der eigentliche Boden seiner Charaktermaske war die innere Anschauung des Charakters, den er als einen ganzen Menschen in seiner Seele trug und den er sogleich, als ein von allen anderen unterschiedenes, sein eignes Lebensgesetz in sich tragendes Individuum hinstellen wollte. Die Charaktermaske hatte daher bei Seydelmann die Bedeutung, den Zuschauer sogleich auf einen bestimmten Boden zu versetzen, sie sollte die zwingende Gewalt ausüben uns in den Kreis eines geschlossenen Lebens zu bannen. Weil sich in der Charaktermaske Seydelmanns ein ganzes Leben gewissermaaßen zusammenfaßte und gleichsam in der Abbreviatur vor uns stand, so wirkte er dadurch auch so ungemein schlagend. Sein Erscheinen in einer Rolle war daher auch stets ein Sieg der individuellen Lebendigkeit über alle Unbestimmtheit und abstrakte Idealität. Er wußte durch seine Charaktermaske, zu der Gesichtszüge, Haartracht, Kostüme, Farbenwahl, selbst Nebendinge harmonisch zusammenwirkten, augenblicklich für ein individuelles Leben zu interessiren. Ehe wir noch ein Wort vernahmen waren wir durch die Erscheinung schon auf den Boden einer bestimmten Nationalität, oder eines Standes versetzt, wir sahen die vor uns auftretende Individualität als ein Produkt einer Menge von Faktoren, welche zusammenwirkend dieses bestimmte Leben gestaltet hatten. In der Charaktermaske Seydelmanns spiegelte die sinnliche Erscheinung das Innere künstlerisch ab, sie faßte den ganzen Menschen gleichsam in einen Brennpunkt zusammen.

Man hat bisweilen gesagt, Seydelmann habe gewissermaaßen hinter der Bühne schon, durch die Virtuosität, mit welcher er seine Charaktermaske geformt habe, den ganzen Charakter beschlossen, sein Erscheinen habe überrascht, aber er sei unvermögend gewesen, diese Überraschung durch die Darstellung selbst noch zu steigern. Das Wahre

in dieser Behauptung ist, daß in Seydelmanns Charaktermaske der darzustellende Mensch allerdings in so weit vollständig vor uns stand, als sich der Geist in die Leiblichkeit überhaupt einzuhauchen vermag und in ihr zu einem ruhigen Abbild seiner Lebensbewegung gediehen war. Je mehr uns nun die Charaktermaske in einen engen Kreis bannte und uns die bestimmte Lebensrichtung eines Individuums schon vorbildete, um so weniger konnte die Darstellung in dem Sinne überraschen, daß sie uns etwas nicht schon durch die Charaktermaske Angedeutetes zeigte; sie war vielmehr nur Entfaltung des in und mit der Charaktermaske Gegebenen. Das ruhige Abbild des innern Lebens war durch die Darstellung nur in Bewegung übergegangen, diese war nur der Lebensproceß, der sich in der Maske zusammengefaßt hatte, in welche also gleichsam die ganze Vergangenheit einer Persönlichkeit zu einer sinnlichen Gegenwart gediehen war. Aus ihr drangen die Lebensäußerungen des Charakters selbst mit einer gewissen Nothwendigkeit hervor, welche um so weniger überraschten, je inniger sie mit der Erscheinung zusammenhingen, je organischer sie aus der Gestalt hervorwuchsen.

Die Verwandlungsfähigkeit Seydelmanns war in der That eine bewunderungswürdige; es lag etwas Proteisches in seiner Natur. Ohne jemals zur Karikatur zu werden wußte er, da die Phantasie die Wurzel seiner Gestalten war, mit den geringsten äußern Mitteln die außerordentlichsten Wirkungen hervorzubringen und seine natürliche Individualität so sehr durch die Maske zurückzudrängen, daß dieselbe auch in keinem Momente vorlaut hervorblickte und die Charaktermaske Lügen strafte. Seydelmann ging hier, wie überall, mit der größten Besonnenheit und Geistesklarheit zu Werke. Selbst Kleinigkeiten dienten ihm, das Bild, welches vor seiner Phantasie stand, zu versinnlichen, ohne daß doch dabei etwas Gesuchtes, oder Absichtliches hervorblickte. Wie Wenige mögen auf den kleinen Stern aufgemerkt haben, den er als Carlos im Clavigo trug, und doch wirkte diese Zuthat trefflich dazu mit, das Bild des Carlos, wie er es aufgefaßt hatte, zu vervollständigen. Um nämlich schon beim Erscheinen des Carlos jede Vorstellung entfernt zu halten, als buhle derselbe um Clavigos Freundschaft, als wolle er sich durch Clavigo eine Lebensstellung gewinnen, so

lieh ihm der Künstler dies Attribut, um dadurch in dem Zuschauer sogleich die Vorstellung der unabhängigen Lebensstellung des Carlos zu erwecken.

Seydelmann versenkte sich gern längere Zeit vor dem Beginn der Vorstellung ganz in den darzustellenden Charakter, jede Störung war ihm hier sehr unbequem, weil er, mit der innern Anschauung des darzustellenden Charakters beschäftigt, dem Gesicht allmälig den Ausdruck verlieh, welchen die Rolle forderte und welchen er dann durch die äußern Hülfsmittel nur fixirte. Seydelmann formte sein Gesicht von innen heraus zu dem beabsichtigten Ausdruck um, dasselbe galt ihm nur als ein gefügiger Stoff, über welchen der Geist unumschränkt zu seinen Zwecken zu schalten habe. Welche wunderbaren Typen erschuf er auf diesem Gebiete! wie durchdrangen sich hier die Nationalität und das Individuelle des Charakters! Sein Ossip war in seiner ganzen Erscheinung, ehe noch ein Wort den Lippen entflohen war, das Bild des russischen Leibeignen. Die Augen glotzten aus dem Angesicht hervor, welches der Strahl schöner Menschlichkeit nie erwärmt hatte, der Nase war der Typus der Nationalität geliehen, die Physiognomie war der Ausdruck der Menschheit auf einer Stufe, auf welcher sie noch nicht zur geistigen und sittlichen Selbstständigkeit erwacht ist. Wie spanisch war dieser Kopf als Perin, wie gebräunt der Teint, wie blitzte aus diesen dunkeln Augen der spanische Gracioso heraus. Wie frierend wirkte seine Erscheinung als Alba, wie drängte die eisige Ruhe dieses Angesichts uns in uns selbst zurück, und bildete gleichsam die verhängnißvolle Katastrophe schon vor. Die Unbeugsamkeit eines eisernen Willens hatte sich mit dem religiösen Fanatismus erfüllt, welcher die erstere so unheimlich machte. Und welch ein seliges Behagen überglänzte wieder das Angesicht des harmlosen Schmetterlingsfängers, des gutmüthigen Scarabäus.

Wie nun Seydelmann seine natürliche, von einem bestimmten, entschiedenen Ausdruck ferne Physiognomie zu einem Organ für alle menschliche Lebensformen umschuf, so hauchte sein Genius nun der stummen Hülle jenen Geist ein, durch welchen dieselbe sich zu einem vollständigen Charakter vor uns auslegte. Hier hatte Seydelmann an

dem ihm von der Natur gegebenen Material einen sehr spröden Stoff zu überwältigen. Während bei der Physiognomie die fehlende ursprüngliche Schärfe eines bestimmten Geistesausdrucks durch seine Kunst zu einem Vortheil gewendet wurde, so hatte dagegen Seydelmann in dem Tone ein positives Hinderniß zu überwinden. Der natürliche Ton hatte weder Metallgehalt, noch war er kräftig und voll; Seydelmann hatte sogar mit der Aussprache einzelner Buchstaben zu kämpfen. Hier war er also, nicht minder, wie einst der große griechische Redner auf die unermüdlichste Arbeit und Übung hingewiesen*). Durch rastlose Anstrengungen aber nahm er allmälig dem Tone seine Ungeschmeidigkeit und Rauhheit und machte ihn für den Ausdruck des Geistes und der Seele gefügig. Durch den ausdauerndsten Fleiß gewann er selbst seinem natürlichen Tone eine bewunderungswürdige Fähigkeit ab, Geistesrichtungen und Seelenzustände auf das mannigfaltigste zu nüanciren. Ja, Seydelmann wußte sogar seinem natürlichen klanglosen Tone Vortheile abzugewinnen, welche denselben, zu gewissen Charakteren, wie von Natur geschaffen erscheinen ließen. So war es namentlich das ganze Reich der Verstandesmenschen von dem gemüthlosesten Hofmann an bis zur Überlegenheit durchdringender Geistesklarheit, welches Seydelmann durch alle Scalen vollständig beherrschte. Hier war der Ton so geschult, so sehr in allen seinen Schwingungen zum Werkzeug gemacht, daß man nicht nur nichts vermißte, sondern daß er auch den Charakter in allen seinen Nüancen in jedem Augenblicke vollständig deckte. Dies hatte Seydelmann besonders durch die Bedeutsamkeit erreicht, welche er den einzelnen Elementen der Sprache, namentlich den Konsonanten lieh, denen er oft einen so symbolischen Charakter abzugewinnen wußte, daß, indem er sie anschlug, sogleich eine bestimmte Stimmung und Geistesbewegung in uns angeregt wurde. Aber auch der Ausdruck der Biederherzigkeit und Redlichkeit, der Herzensgüte, der liebenswürdigen Gemüthlichkeit stand ihm vortrefflich zu Gebote, wie umgekehrt die Töne der Gleiß-

*) Wir haben weiter unten Seydelmanns eigenes Bekenntniß über die Arbeit, der er sich in dieser Beziehung unterzogen, ausführlich mitgetheilt.

nerei und Heuchelei, von ihrem plumpsten und unverschämtesten Charakter an bis zum feingesponnensten Gewebe diplomatischer Schlauheit und List von ihm mit höchster Virtuosität angeschlagen wurden. Ganz besonders war es endlich das eigentlich diabolische Element in allen seinen Abstufungen, dem sich der Ton fügsam zeigte. Hier durchlief er alle Stufen des schneidenden Hohnes, wilder Lebensverachtung, bitterer Ironie, galligten Spottes, wüster Selbstübertäubung und sich selbst verzehrender Wuth mit der höchsten Sicherheit. Für alle diese Elemente war das Material Seydelmanns durch den Geist seines Bildners so unterworfen worden, daß seine natürliche Sprödigkeit völlig überwunden erschien. Da der Ton an sich nicht stark war, so waren Seydelmann für alle seine Schöpfungen kleine Räume am günstigsten; in großen Dimensionen ging manche Nüance, manche Schwingung verloren. Seydelmann sprach daher öfter den Wunsch aus, daß es ihm vergönnt sein möchte, Charaktere, welche besonders eine zarte Nüancirung und leise angeschlagene Accente forderten, wo möglich in einem Salon zu spielen; namentlich war ihm für seinen Marinelli selbst das Schauspielhaus zu groß, und er versprach sich eine noch viel bedeutendere Wirkung von dieser Leistung, wenn er in einem kleinen Raum ohne alle Anstrengung die Töne anschlagen könne, welche den gleißnerischen und schleichenden Höfling versinnlichten. Denn die Töne, aus denen nach Seydelmanns Ausdruck, der Höfling herauskrieche, verschmähten jeden starken Druck, jeden scharf eingesetzten Accent.

Aber der natürliche Ton setzte doch unserm Künstler auch gewisse Schranken, welche keine Macht des Geistes zu durchbrechen vermochte. So weit der Geist überhaupt das Material überwältigen und in seinen Dienst zu nehmen vermag, so weit hatte Seydelmann sein natürliches Organ zu begeistigen gewußt. Aber es giebt hier bestimmte, durch die Natur gezogene Gränzen, welche auch der Geist anzuerkennen gezwungen ist. In allen den Gebieten in welchen der natürliche Ton an sich schon eine gewisse Macht ausüben, in eine erhöhte Stimmung versetzen und uns den Glauben an die Wahrheit des Darzustellenden aufdringen soll, in allen diesen Sphären ist auch die mangelnde Naturseite

durch kein Studium, keine Arbeit des Geistes zu ersetzen. Dies war daher auch die Schranke Seydelmanns. Die beiden Sphären des Heroenthums im eigentlichen Sinne und der schwärmerischen Empfindungen fanden in Seydelmanns natürlichem Tone eine nicht zu überwältigende Schranke. Die Darstellung des heroischen Princips, welche wesentlich auf der Einheit der Natur und Thatkraft, der natürlichen und geistigen Potenzen beruht, fordert wesentlich auch einen Grundton, welcher schon durch seine Fülle und seinen Metallgehalt die Anschauung des Heroenthums zu erwecken vermag. Die fehlende Markigkeit und Intensivität der Stimme kann der Geist daher nie ersetzen; das os rotundum muß die Natur schon geliehen haben. Gestalten, welche uns schon bei ihrem Erscheinen eine Durchdringung physischer und geistiger Kraft, wie sie der heroische Mensch darstellt, zeigen sollen, sind auch nur durch eine entsprechende natürliche Tonfülle vollständig zu versinnlichen. Es war nicht etwa die zur Durchführung des Charakters mangelnde physische Kraft, welche unsern Künstler von der Darstellung eigentlich heroischer Naturen ausschloß, dieser Mangel hätte sich durch Haushalten mit dem Tone und durch geschickte Vertheilung seiner Kraft, kurz durch die geistige Stärke allenfalls ausgleichen lassen, sondern es war das fehlende natürliche Requisit des Grundtons, der uns nicht den Glauben an einen Heros aufdringen, uns nicht sogleich die markige Fülle einer heroischen Persönlichkeit veranschaulichen konnte. Hier mußte daher, da die Naturseite fehlte, ein Bruch zwischen der noch so geistvollen Auffassung und ihrer Versinnlichung übrig bleiben. Daher lagen Gestalten, wie Macbeth und Othello außer dem Rollenkreise Seydelmanns, weil grade in den genannten Charakteren die höchsten Wirkungen nicht ohne die Gewalt des natürlichen Tons, ohne jene intensive Stärke desselben, in welcher sich schon die heroische Persönlichkeit abspiegelt, hervorgebracht werden können. Dagegen lag Richard III. durchaus in Seydelmanns Bereich*) und es

---

*) Ich verweise hier auf das, was ich über den verschiedenen Grundton dieser drei Gestalten, Richard, Macbeth und Othello in einem Cyclus dramatischer Charaktere gesagt habe. Grade das diabolische Element in Richard

ist nicht genug zu beklagen, daß die Ungunst der Verhältnisse und das leidige Rollen-Monopol ihm die Erfüllung dieses Lieblingswunsches seines Lebens während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in Berlin versagte. In dieser kolossalen Aufgabe hätte er Ungeheures geleistet, denn Seydelmanns gereifter Kunstverstand hatte ihn das Nervengeflecht dieses Charakters vollständig durchschauen lassen und alles das, was auf einer früheren Stufe seiner Entwickelung noch nicht zur völligen Einheit mit dem Bilde gediehen war, war später von ihm zu einem organischen Zusammenhange verarbeitet worden. Eine Vorlesung Richards III., welche er einmal, um sich auf die Weise für die verweigerte Erfüllung seines Wunsches Luft zu machen, vor einem ganz kleinen, vertrauten Kreise veranstaltete, drang uns die Überzeugung auf, daß uns Seydelmann endlich einmal einen Richard gegeben haben würde, in welchem alle Elemente dieser dämonischen Gestalt zu ihrem Rechte gekommen wären.

Wir haben in der Biographie des Künstlers das Entwickelungsgesetz desselben darin erkannt, daß derselbe, ausgehend von dem Streben nach Naturwahrheit und nach dem treuen Abbild des Lebens, sich allmälig von den Schlacken der bloßen Natürlichkeit gereinigt und sich zur Idealität in dem Sinn erhoben habe, daß er seine Gestalten immer mehr und mehr zu Trägern allgemeiner Richtungen, Principien und Lebensformen machte, ohne deshalb die individuelle Lebendigkeit einzubüßen. Auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Wirkens durchdrangen sich nun diese beiden Seiten so, daß Seydelmann die individuelle Persönlichkeit zugleich zum Ausdruck einer Gattung erhob, und den allgemeinen Gedanken stets in eine abgeschlossene lebendige Individualität aufgehen ließ. Alle Durcharbeitungen, welche der Künstler mit seinem Stoffe immer wieder vornahm, hatten daher nur dies eine Ziel. Wir wollen dies durch einige Andeutungen dem Verständniß näher bringen. Eine vielfach bewunderte, aber auch nicht selten angefochtene Schöpfung

---

giebt dem Grundton desselben eine so specifische Färbung, daß die markige, intensive Fülle des Tones, welche die beiden anderen Gestalten verlangen, durchaus nicht in diesem Maaße bei Richard III. nothwendig ist.

Seydelmanns war sein Ossip in Raupachs Isidor und Olga. Für diejenigen, welche sich an das bewältigende Bild L. Devrients gewöhnt hatten, mußte der durchaus veränderte Standpunkt von dem aus Seydelmann uns diese Gestalt gab, zunächst viel Befremdendes haben. Der Unterschied beider Darstellungen war aber in der That ein principieller. Devrient wirkte mächtig, indem er uns das allgemein Menschliche einer geknechteten, gemißhandelten, gegen seine Unterdrükker sich aufbäumenden, den Grimm theils in sich verkochenden, theils in wilde Rachelust ergießenden Persönlichkeit zeigte. So konnte und mußte ein zum Bewußtsein seiner menschlichen Würde erwachter Mensch empfinden, gleichviel, ob Franzose, Engländer, Deutscher oder Amerikaner. Seydelmann versetzte uns dagegen von Hause aus schon durch die ganze Erscheinung, welche wir oben bereits berührt haben, auf den beschränkten Boden einer bestimmten Nationalität und eines bestimmten Weltzustandes. Wir sahen einen russischen Leibeignen vor uns, d. h. ein Bild, welches uns den ganzen Menschen in allen seinen Affekten und Leidenschaften, in seinem Denken und Empfinden auf der Stufe eines dumpfen, noch nicht zum Bewußtsein ächter Menschlichkeit erwachten Geistes zeigte. Sein Ossip war selbst in den Erinnerungen an seine Arinia, in dem Grimm über die Freigebornen, in seinem Jubel über die gelingende Rache von einer rohen Kruste umgeben, welche das Menschliche nicht völlig zum Durchbruch kommen ließ. Sein Ossip war noch verthiert, eben so knechtisch unterwürfig weil er es nicht anders gewohnt war, als nach unten hin brutal; sein Grimm war roh, sein Zorn unedel, selbst seine Wehmuth und sein Schmerz noch nicht zum Ausdruck schöner Menschlichkeit befreit. Dem Gange, wie der Haltung fühlte man es an, daß dieser Mensch noch keine Freude an Fleiß und Thätigkeit hatte, weil seine Kräfte nur dem Herrn gehören. Der Ossip Seydelmanns war daher ein Bild der Menschheit auf dieser niedrigen Stufe der Entwickelung, auf welcher zwar der Kampf gegen den bestehenden unmenschlichen Zustand anhebt, aber der Mensch noch besprützt ist von dem Schlamme einer Existenz, welche sich noch nicht zum Gefühl menschlichen Werths erhoben hat. Selbst wenn in Ossips Empfindungen und Affekten das Menschliche durchbrach, so fühlte man dem-

selben doch immer noch die Verknechtung und Verdumpfung an, welche das Wesen desjenigen Lebenszustandes bilden, dem Ossip angehört. *)

Überall gab Seydelmann dem Allgemeinen einen individuellen Leib; nichts widerstrebte ihm in seiner Kunst mehr, als das Abstrakte. So war sein Mohr im Fiesko durchaus nicht nur ein boshaftes, heimtückisches, verschmitztes Geschöpf, sondern ein Wesen, das den afrikanischen Boden an seinen Sohlen nach Europa mitgenommen hatte, das uns in Genua als ein völlig exotisches Gewächs erschien, so katzenartig rührig, von so dumpfer Wildheit, so sittlich stumpf, daß man, auch ohne die schwarze Farbe, dieser Kreatur einen außereuropäischen glühenden Himmelsstrich und einen noch ganz unentwickelten, sittlichen Weltzustand als Wiege vindicirt hätte. In dieser individualisirenden Kraft lag auch Seydelmanns außerordentliche Stärke historische Figuren hinzustellen. Hier versöhnte er in der That die geschichtliche Wahrheit mit der poetischen. Sein Ludwig XI. und sein Cromwell waren große geschichtliche Gestalten, welche wieder auferstanden zu sein schienen und in ihrer gewaltigen Realität den Geist der Geschichte, wie er sich in ihnen einst zusammengefaßt hatte, verkörperten. Wie unheimlich trat in Ludwig XI. der finstere, abergläubische, verschmitzte und grausame Despot auf uns zu, der in der eignen Todesfurcht doch auch selbst wieder unter dem Schwerdt eines mächtigeren Despoten ächzt! Und stand nicht in seinem Cromwell der in sich gebrochene Geist vor uns, der in Heuchelei versenkt ist, und doch sie wieder verachtet, der von Ekel über die Anhänger des neuen Jerusalems erfüllt ist, aber doch ihren Segen nicht verschmäht, dessen düstere Melancholie diesen Geist des Widerspruchs zu seiner Wurzel hat, welcher sich so fest um ihn geklammert hat, daß er vergeblich sich ihm zu entwinden strebt. In dieser Gestalt war das Bild des finstern Republikanismus Englands, jene wunderbare Verflech-

*) Gutzkow sagt in seinen Erinnerungen an Seydelmann (Aus der Zeit und dem Leben S. 426: „Seydelmann soll den Ossip mit gebrochenem Deutsch gesprochen haben.“ Wir können versichern, daß dies, wenigstens in Berlin, niemals der Fall gewesen ist, vermögen auch nicht einzusehn, welchen Grund der Künstler dazu gehabt haben sollte, da dies zur Versinnlichung dieser Gestalt, wie wir dieselbe oben entwickelt, durchaus nicht nothwendig und durch Nichts gerechtfertigt war.

tung religiöser Schwärmerei und politischen Fanatismus so heraufbeschworen, daß man aus seinem Cromwell schon die Auflösung dieses politischen Zustandes diviniren mußte. Wie sehr waren hier alle menschliche Regungen, das Auftauchen tiefer Rührung, die wehmüthige Erinnerung an die Vergangenheit aus dem Kern dieser Gestalt herausgearbeitet und zum Seelenausdruck der Gebrochenheit des eisernen Republikaners geworden. Jedem Affekt, den uns Seydelmanns Cromwell zeigte, war der Stempel der allerbestimmtesten Physiognomie aufgedrückt. Hier hatte Seydelmann den Dichter weit hinter sich zurückgelassen. Nicht minder stand in seinem Alba in Göthes Egmont der Geist der Geschichte, wie er sich in diese granitne Gestalt zusammenfaßt, verkörpert vor uns. Mit seinem Alba schritt der finstere Geist des religiösen und politischen Despotismus, unerbittlich seine Schlachtopfer ergreifend und das erwachende Leben der jungen Freiheit erwürgend über den Boden des frischen, lebensfrohen niederländischen Volkes hin. *)

Wie Seydelmann in historischen Charakteren sein ganzes Streben darauf richtete den Geist der Geschichte in eine abgeschlossene Individualität zu bannen und diese mithin zum Träger eines historischen Princips zu erheben, so suchte er in Gestalten, welche der freien Phantasie des Dichters angehören und in welchen sich von Hause aus ein Gattungscharakter ankündigte, den Herzpunkt auf, wodurch solchen Charakteren ein individuelles Leben zu sichern war. Nirgends trat diese Versöhnung des Gattungscharakters und des individuell Menschlichen sinnreicher hervor, als in seinem Nathan. Wir haben an einem andern Ort **) dieser Gestalt eine ausführliche Entwickelung gewidmet, auf welche wir hier verweisen müssen. In Rücksicht der Darstellung Seydelmanns nur soviel. In keiner Rolle ist vielleicht die Klippe schwerer zu vermeiden, den allgemeinen Gedankengehalt auf Kosten des individuellen Lebens zur Geltung zu bringen. Da der Nathan Lessings, des Dichters und Denkers, Lebensresultat ist und die reifste Frucht der Aufklärung des

*) Hiermit vergleiche man, was ich über das Wesen und die Darstellung dieser Gestalt in meinem Cyclus dramatischer Charaktere in dem Abschnitt: skizzirte Charaktere entwickelt habe.

**) Im Cyclus dramatischer Charaktere.

achtzehnten Jahrhunderts, so liegt die Versuchung für den Darsteller nahe, das individuelle Leben desselben zu verflüchtigen und uns anstatt der liebenswürdigen Gestalt eines edlen Greises voll Liebe und Feuer, von eben so heiterem Wohlwollen als philosophischem Ernste, einen Sentenzenreichen Denker zu zeigen. Seydelmann machte aber, und darin lag grade seine Stärke in dieser Rolle, den ganzen Gedankengehalt Nathans so sehr zum Ausdruck eines individuellen Menschen, daß der letztere nur von dem ersteren durchströmt war und man dem Principe in jedem Momente den Herzschlag eines vollen, ganzen Menschen anfühlte. Dies erreichte Seydelmann vornehmlich dadurch daß er seinem Nathan durch die ihn so ganz erfüllende Liebe zur Sache einen so rein menschlichen, weichen Kern lieh, aus dem alles Andre dann organisch hervorwachsen konnte.

Aber auch in untergeordneteren Rollen arbeitete der Künstler immer darauf hin, die allgemeinen Eigenschaften, mit welchen eine Gestalt etwa ausgestattet worden war, zum individuellen Ausdruck eines Menschen zu machen. So war der alte Dominique im Essighändler nicht nur ein Verein von Güte, Redlichkeit und Biedersinn in Ton und Maske, sondern wir sahen auch einen gemüthvollen Franzosen der alten Zeit vor uns, in dem die Treuherzigkeit, die Zufriedenheit mit sich und seinem Geschäft, die Liebe zum Sohne zugleich eine nationale Färbung erhalten hatten. Allem Abstrakten in der Kunst abhold, isolirte Seydelmann niemals eine besondere Eigenschaft, welche einem Charakter geliehen war, sondern verflößte sie so mit den andern Seiten desselben, daß sie dadurch erst wirklich der Ausdruck eines bestimmten Menschen wurde. So verschmolz in seinem gutherzigen Polterer, der sich sogleich als ein Genre-Bild ankündigte, die Gutmüthigkeit desselben so sehr mit dem Grundzug desselben, seiner aufbrausenden und sich selbst doch wieder besänftigenden Natur, daß wir die erstere gewissermaaßen erst aus der zweiten Hand des jäh auffahrenden Polterers empfingen, wie umgekehrt in dem zürnenden Donnerer die aus dem Ungewitter schon hervorleuchtende Gutmüthigkeit uns jede Besorgniß vor einer wirklichen Gefahr nahm.

Wenn Seydelmann der Gattungsallgemeinheit einerseits ein indi-

viduelles Leben gab, so steigerte er aber auf der andern Seite die Äußerungen des individuellen Lebens zum Ausdruck der Gattungsallgemeinheit. In seinen reifsten Schöpfungen griffen beide Seiten immer ineinander. Was seinen Shylok zu einer so bewunderungswürdigen Gestalt machte, durch welche er den einsamen Denker nicht minder als die Masse ergriff und erschütterte, war die Energie mit welcher er uns in dem durch und durch individuellen Menschen den Träger eines Princips gab, welches er zu einer sich entwickelnden Tragödie vor uns entfaltete. Darum gab er seinem Shylok noch ein rüstiges Ansehn, sein Gang war fest und stolz, denn eine solche Last durfte nur auf kräftige Schultern gewälzt sein. In diesem Shylok faßte sich der Grimm eines zertretenen Volkes zusammen, dem man, selbst bei dem Ausbruch höllischer Schadenfreude über Antonios Ruin, bei dem blutdürstigen Verlangen nach des Erzfeindes Leben, bei dem freudigen Erzittern im Vorgefühl der Rache noch einen Kern des Rechts zugestehn mußte. Aber dieser dämonische Jude, in welchem sich aller Schmerz, aller kochende Grimm über die christlichen Peiniger zu einem Focus gesammelt hatte, ward erst allmälig zu einem solchen, jeder menschlichen Regung spottenden, wuthentbrannten Geschöpf. Erst die Macht der Verhältnisse, der Konflikte hatte ihm diese Spannkraft der Leidenschaft verliehen. An des Dieners Abfall und aus der Tochter Flucht mit einem Christen entzündeten sich diesem Shylok zugleich die Flammen des Hasses und der Rache gegen Antonio, der ihm für alle Unbill büßen sollte, welche ihm durch Christen überhaupt widerfahren war. War der Shylok Seydelmanns zu einem so riesigen Bilde gewachsen, daß wir uns vor dem unbeugsamen Entschlusse desselben, Antonios Blut zu wollen, entsetzten, so löste die Katastrophe, durch welche Seydelmann seinen Shylok vor uns vernichten ließ, diesen Eindruck in ein unwillkührliches Gefühl des Mitleids auf. Sein Shylok ließ den Christen nicht die reine, ungestörte Freude ihres Siegs, ihr Triumph erweckte, indem wir Shylok vor der grausamen Forderung seinen Glauben abzuschwören, in sich zusammenbrechen sahen, in uns das Bewußtsein einer auch über ihr Maaß hinausgehenden Vergeltung, an welcher der christliche Glaubens-Stolz sich weidete. Durch Seydelmanns Shylok war zugleich der fünfte Akt, welcher alle Disso-

nanzen in die reinste, süßeste Harmonie auflöst und ausklingen läßt, um so vollständiger gerechtfertigt, als die Vernichtung seines Shylok gewissermaaßen eine poetische Sühne unserer verletzten Empfindung forderte.*) Wie nicht minder das individuellste Leben sich mit der Gattungsallgemeinheit in Seydelmanns Carlos im Clavigo und im Marinelli völlig durchdrang habe ich zum Theil in diesem Werke, zum Theil an einem andern Orte ausführlicher dargelegt.**)

Bei diesem ächt künstlerischen Streben Seydelmanns immer das Allgemeine in individueller Form auszudrücken und den Gattungscharakter in eine individuelle Persönlichkeit aufgehn zu lassen lag freilich auch die Gefahr nahe, auf diesem Wege bisweilen zu viel zu thun, d. h. dem Bilde individuelle Züge zu leihen, welche durch den dichterischen Charakter nicht genugsam gerechtfertigt waren. Die Quelle eines solchen Überschusses von individueller Persönlichkeit war indessen immer in der tiefen Wahrheit zu suchen, daß in der Kunst das Allgemeine nur in der Form individueller Lebendigkeit erscheinen dürfe. Man gestatte uns eine nähere Andeutung. Der Antonio im Tasso ist ein reiner Gattungscharakter, er ist der geistesklare Vertreter des Princips, an welchem sich die Idealität Tassos bricht, wodurch aber Tasso gewissermaaßen auch genöthigt und herausgefordert wird, seine der Wirklichkeit ihn entfremdende Geistesrichtung bis zur völligen Verkennung aller Verhältnisse des wirklichen Lebens auszuspinnen, bis er sich, aus allen seinen Himmeln geschleudert, an derjenigen Gestalt wieder aufrichtet, in der er nur einen Feind zu sehn sich gewöhnt hatte. In Antonio ist also mit einem Worte der Geist der Wirklichkeit versinnlicht, wie sich solche ihrer ganzen Härte und Unbeugsamkeit der sich ihr entfremdenden Idealität gegenüber stellt und dieselbe ebenso zum Bekenntniß ihrer Einseitigkeit zwingt, als sie selbst nur eine Seite, nur ein Moment des vollen

*) Was hier nur angedeutet werden konnte habe ich in der vierten Abtheilung meiner Abhandlungen zur Philosophie der Kunst in der Entwickelung des Kaufmanns von Venedig und namentlich des Shylok weiter ausgeführt.

**) Über den Carlos habe ich bereits oben in der Biographie Seydelmanns gesprochen und über den Marinelli in meinem Cyclus dramatischer Charaktere.

Lebens ist. Diesem Gattungscharakter des Antonio suchte nun Seydelmann durch die feine Galanterie, welche er demselben in seinem Verhältniß zur Leonore Sanvitale lieh, eine zugleich ganz individuelle Färbung zu geben. Wir sollten aus dieser Beziehung des Staatsmanns zur Leonore ein Verhältniß ahnen, welches aus den Sitten des Hofes von Ferrara erklärlich war und auch mit der eitlen, etwas profanen Gräfin nicht eben in Widerspruch stand. Antonio sollte uns durch diesen Zug individualisirt werden. Seydelmann genügte die Versinnlichung des Gattungscharakters nicht, er wollte seinem Antonio noch individuelle Züge leihen. Hier, meine ich, übermannte den Künstler der Trieb zu individualisiren, hier gab er uns einen, durch den Antonio des Dichters in keiner Weise gerechtfertigten Zug, der wenigstens durch den Gattungscharakter des Antonio nicht bedingt war.

Aus dieser künstlerischen Schöpfungslust, dem Allgemeinen immer einen ganz individuellen Leib zu geben ist auch die ganze Darstellung seines Mephistopheles erwachsen. Schon in der Biographie deuteten wir an, daß diese in gewissem Sinne so außerordentliche Leistung neben der Bewunderung, welche sie hervorgerufen, auch heftigen Tadel erfahren habe. Die letzte Wurzel der Darstellung Seydelmanns und der Opposition gegen seinen Mephistopheles ist bis jetzt aber noch nicht zum Bewußtsein gebracht worden. Es ist für die Würdigung des Künstlers, wie für die Einsicht in die Versinnlichung dieser Gestalt indessen wichtig, diesem letzten Grunde nachzugehn, aus welchem Seydelmanns Verkörperung des Mephistopheles hervorgegangen ist. Mit dieser Erörterung beschließen wir die Würdigung des Darstellers am besten.

Mephistopheles ist ein Geschöpf der freien Phantasie, in welchem Göthen der gewaltigste Wurf gelungen ist, das Übermenschliche, rein Dämonische nur dem Gedanken Faßbare in die Hülle einer ganz individuellen Existenz zu bannen, in welcher dieselbe gleichwohl nichts von ihrer, mit keiner menschlichen Kreatur vergleichbaren diabolischen Kraft eingebüßt hat. Dies ist dem Dichter dadurch möglich geworden, daß er das Geschöpf des Volksglaubens mit seiner ganzen sinnlichen Derbheit ergriffen und demselben den übersinnlichen Inhalt, das Princip des Bösen, in der vollen Bestimmtheit selbstbewußter Erkenntniß, als seine

eigentliche Seele eingehaucht hat. Dadurch ist jene wunderbare Gestalt entstanden, eine der größten Thaten des dichterischen Genies, in welcher Alles den Schein der menschlichen Natur hat, während uns alles doch zugleich über jede menschliche Existenz hinausweist. Dies Gebilde ist daher streng genommen nur wieder für die freie Phantasie, welche dem Dichter die Verschmelzung des Menschlichen und Übermenschlichen in jedem Momente nachzuschaffen vermag. Daraus folgt, daß diese Gestalt, nicht wie eine andere, noch so diabolische, aber immer menschliche Individualität, so versinnlicht werden kann, daß die Darstellung den Dichter völlig deckt. Es wird in jeder Verkörperung des Mephistopheles ein unauflösbarer Bruch übrig bleiben, weil entweder die Versinnlichung zu sinnlich derb, zu schwer ist und zu sehr an den Teufel des alten Volksglaubens erinnert, oder zu abstrakt, zu wenig sinnlich diabolisch ist und zu sehr also den vom Dichter so reich individualisirten Teufel zum Ausdruck eines Princips verflüchtigt. Da nun aber nur der Mephistopheles des Volksglaubens, die eigentliche Grundlage auch des Göthischen Teufels, sinnlich faßbar ist und in der Darstellung individuelle Realität gewinnen kann, so ergriff Seydelmann diesen mit der vollen Gewalt der Phantasie und stattete ihn mit allen denjenigen Zügen aus, welche unsere Phantasie diesem Geschöpf der Sage leiht. Der Künstler zeigte ihn schon in der Maske so ganz und gar als ein nicht menschliches Wesen, das also auch nicht den Bedingungen menschlicher Existenz unterworfen sei, daß wir die Virtuosität bewundern mußten, mit welcher derselbe den Sohn der Hölle individualisirt hatte. Ein wespenartig dünner Leib, die Finger krallenartig gekrümmt, der Kopf mit struppigem schwarzem Haare bedeckt, die Augen schielend, die Nase zum Kinn herabgezogen, alles dies zusammengenommen gab dieser Gestalt einen durchaus dämonischen Charakter. Wir suchten bei dieser Individualisirung vergeblich nach einem ähnlichen Geschöpf in der Menschenwelt; diese Gestalt erschien als ihre eigne Gattung. Mit dieser derben Realität ausgestattet bewegte sich nun Seydelmanns Mephistopheles in einer, keinen Augenblick sich vergessenden Consequenz. Bis auf den Hauch, mit welchem er Gretchen sittlich zu vergiften trachtet, war es das sinnliche, derbe, höhnende Geschöpf der Volkssage, das sich auf dem Blocks-

berg, wie in der Herenküche in seinem eigentlichsten Elemente fühlt, weil es hier der Herr seiner Creaturen ist, denen gegenüber es sich auch in diabolischer Gemeinheit ganz genießt. Aber der Göthische Mephistopheles ist, wie wir oben andeuteten, zugleich das selbstbewußte Böse, das sich als solches selbst bekennt und das Negiren des Bestehenden als sein Wesen ausspricht, aber an dem sich ewig wiedergebärenden Leben auch unabläßig die Ohnmacht seiner vernichtenden Thätigkeit erfährt. Dies Princip ist dem Mephistopheles der Volkssage eingehaucht. Kraft desselben haust sich Mephistopheles vernichtend und auflösend in den Geist und das Gemüth der Menschenwelt ein, und feiert in der inneren Zerstörung, in der Verzweiflung, welche er bereitet, seine Triumphe. Dieser Mephistopheles aber verträgt keine sinnliche, derbe Individualisirung, ja er ist eigentlich, als die Negation jeder besondern Lebensexistenz gar keiner Individualisirung fähig. Ohne den tieferen Grund zu ahnen, mißbilligte daher ein Theil eben so entschieden die Seydelmannsche Versinnlichung des Mephistopheles, als ihn Andere als das höchste Meisterstück dramatischer Gestaltungsfähigkeit priesen. Beide hatten Recht und damit zugleich Unrecht. Wo der Göthische Mephistopheles das dort sinnliche Geschöpf der Sage in sich aufnimmt und sich mit ihm zusammenschließt, da deckte Seydelmanns Darstellung den Dichter so sehr, daß wir diese Scenen zu den höchsten Triumphen der Schauspielkunst zählen. So war sein Mephistopheles in Auerbachs Keller, in der Herenküche, vor Gretchens Fenster das Lied zur Zither singend, der kupplerischen Martha gegenüber, ferner der diabolisch höhnende, wie der in der Maske des Faust den verknöcherten Zustand der Fakultätswissenschaften verspottende unübertrefflich, weil in diesen Scenen theils der sinnlich derbe, wilde, phantastische Teufel der Sage vor uns erscheint, theils, wie in den zuletzt genannten Scenen, Mephistopheles mit dem Ausdruck menschlichen Hohnes und menschlicher Ironie zusammenfällt. Dagegen mußte zwischen dem Mephistopheles Seydelmanns, welcher die „Spottgeburt von Dreck und Feuer," den Helden des Blocksbergs so dämonisch versinnlichte, und dem sich aller Individualisirung entziehenden Mephistopheles, dem Princip des Bösen in seiner Sinn und Geist berückenden und vergiftenden Gewalt

nothwendig ein unauflöslicher Bruch eintreten. Dies allein ist der absolute Grund der Opposition, welche sich von vielen Seiten her gegen den sinnlich derben und so scharf individualisirten Teufel Seydelmanns erhob.

Der Künstler hatte aber über seinen Mephistopheles durchaus das bestimmteste Bewußtsein, er durfte ihn ganz und gar als sein Geschöpf vindiciren. Sollte er überhaupt auf der Bühne verkörpert werden, so schien ihm der Versuch, das Geschöpf der Sage in seiner ganzen phantastischen Erscheinung und seiner abschreckenden Bosheit zu versinnlichen, als das einzige Mittel, diese Gestalt, welche eigentlich den Rahmen der Bühne sprengt, auf ihr darstellbar zu machen. In diesem Sinne rechtfertigt Seydelmann seine Darstellung in einem unter den nachgelassenen Papieren von mir gefundenen Schreiben, worin er mit seiner ihm eignen Klarheit und Schärfe alle Elemente seines Bildes aus der Göthischen Schöpfung nachweist.*) Wir theilen diese interessante Stelle wörtlich mit: „Sie haben auf Ihrer Bühne den Faust nach Göthe gesehn. Theile des Faust und diese Theile gemodelt, wie die k. k. Censurbehörde es befiehlt. Freilich! Deshalb wird man aber wohl nur im Scherz, oder in kaltem Unverstande sagen dürfen, die Wiener Darstellung des Faust, des Mephistopheles insbesondere sei die Göthesche, die einzig richtige. Gewiß ist sie eine den dortigen Verhältnissen möglichst gut angepaßte zahme Versinnlichung des Teufels. Laufen wir aber diesem Teufel durch das ganze Gedicht nach, so finden wir ihn nicht nur nicht zahm, sondern keck und frech und zotig. Eben so keck und frech und zotig, als geistreich, brennend und versengend, eben wie der Teufel. Nur einige Jahrhunderte älter, zum Spaß modern gebildet, aber ganz der alte wohlbekannte Teufel. Und Göthe, der sich für sein aufgeklärteres Publikum doch der Volkssage in fast allen ihren Einzelnheiten bediente, wollte ihn nicht anders. Was er etwa, abweichend davon, hinterher — in Bezug auf theatralische Versinnlichung des Gedichts, die bekanntlich sehr spät erst in Vorschlag kam und von dem

*) Das Schreiben ist an Jemand in Wien gerichtet (der Name findet sich nicht angegeben) und geht von der Einrichtung des Faust für die Wiener Bühne aus.

seinen Manne stillschweigend zugelassen wurde — mag gesagt haben, kümmert mich, wenn ich den Teufel, wie er ihn schrieb, abzuspiegeln haben soll, den Teufel. Die Worte des Gedichts, der Kitt der aus ihnen hervorquillt, bilden mir ganz allein das Material, aus dem sich das Phantasiebild zu verkörpern hat. Entsetzt sich nun eine zarte vornehme Natur, eingehüllt in die Spinnwebenschleier der allersorgfältigsten Bildung, davor: nun, sie entsetze sich! Und wunderte sich der Dichter selbst, er verwunderte sich doch nur über die Größe der eignen Kraft, die ihm hier sinnlich entgegentritt. Wer den Teufel an die Wand malt muß nicht zu Boden fallen, wenn ihm das Urbild entgegengrinst. „Der Göthesche Teufel!" Was will denn das eigentlich sagen? Seine alte gemüthliche Freundin, die Hexe, vermißt sie, in ihrem Erkennungsjubel, etwas anderes an ihm, als den gewohnten Schmuck der Hörner und des Schweifes und den Pferdefuß? Nein! Nur einige Worte von ihm, eine seiner freundlichen Gebärden, und sie jubelt über die Ankunft ihres Junker Satan. Und die andern Figuren des Gedichts? Faust weiß es sehr gut, wem er sich verschrieben hat, wer von nun an sein steter Begleiter ist. Die bis zur Sinnlosigkeit betrunkenen Studenten wittern in diesem doch den Teufel. Gretchen, in ihrem Ahnungsvermögen, erzittert in seiner Nähe. Die Sinnlichkeit der Marthe aber sieht nichts in ihm, als männliche Abhülfe ihrer Noth und fragt den Teufel nach sonst Etwas. Valentin endlich im Dunkel der Nacht wird vom Schreck befallen, eine dämonische Kraft kämpfe gegen ihn. Was sich also allen Personen des Gedichts mehr oder minder deutlich zu erkennen giebt, das sollte sich dem Zuschauer vor der Bühne allein verbergen, oder als etwas Anderes, Höflicheres vielleicht darstellen, damit Papa Frau und Töchterchen den wirklichen Teufel doch auch einmal zum angenehmen Zeitvertreibe dürfe sehen lassen? Wie das in Übereinstimmung mit den Worten zu machen wäre, versteh' ich nicht. Aber das erkenn' ich, daß Göthes Mephisto keine harmlose Erscheinung für junge Mädchen ist. Hat man es mit den Äußerlichkeiten des Schauspielers zu thun, so antworte ich: Ich halte mich streng an die vom Dichter selbst vorgeschriebene Toilette und spiele demnach, dem Geist und seiner Hülle folgend, den Teufel — wie gut, oder nicht gut, kann ich mit Bestimmt-

heit leider nicht sagen. Aber das weiß ich sehr genau: ich spiele ihn weder wie den Raupachschen Till, noch wie den Franz Moor; weder wie den Jago, oder Richard III., noch wie den Marinelli, oder den Galeerensclaven, freilich alle des Teufels liebe Kinder, nur nicht Er selbst! Den Vorwurf der sehr Glatten und Feinen, daß ich ihn nicht zahm, nicht gemäßigt und gesittet genug darstelle, nehme ich hin; und zwar im Namen des Urbildes, das in der That weder als zahm, noch als gemäßigt gelten kann." *)

Wir schließen hiermit diese kritische Abhandlung über Seydelmann, den darstellenden Künstler, welche vorzugsweise den Zweck hatte, die Bedeutung des großen Schauspielers in seinem Verhältniß zur Gegenwart wie zur Vergangenheit zu entwickeln und alle Kontroversen, welche sich an seine Leistungen geknüpft haben, von einem höheren Standpunkte aus zu lösen und auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Um die außerordentliche Vielseitigkeit des Künstlers an das Licht zu stellen, mag hier noch ein Verzeichniß seiner bedeutendsten Rollen folgen, welche den ungemeinen Reichthum seines Repertoirs und die Virtuosität seiner Verwandlungsfähigkeit bestätigen. Außer Schröder möchte wohl kaum noch ein deutscher Schauspieler einen solchen Kreis der verschiedenartigsten Charaktere umfaßt haben.

Vatel, (Ahnenstolz in der Küche) Perin, (Donna Diana) Dominique, (Essighändler) Kommissionsrath Frosch, (Der Verschwiegene wider Willen) Scarabäus, (Die unterbrochene Whistparthie) Seeger, (Erinnerung) Graf Klingsberg, (Die beiden Klingsberge) Klingsberg, (Die unglückliche Ehe aus Delikatesse) Advokat Wellenberger, (Die Advokaten) Danville, (Die Schule der Alten) Morhof, (Der gutherzige Polterer) Abbé de l'Epée, Oheim, (Das Räthsel) der alte Graf, (Der Puls) Meister Martin der Küfner, Wanner, (Der Herbst-

*) Ganz in diesem Sinne sagt Seydelmann in einem Handbillet an Glaßbrenner (vom 17. April 1839) zur Rechtfertigung seines Mephistopheles: „Die Scene auf dem Blocksberg sollte den redseligen Gegnern meines kecken Teufelsgebildes doch einmal in Erinnerung gebracht werden. Die hochweisen Schwätzer werden einwenden wollen: Ja, die bleibt ja eben weg! O die hochweisen Schwätzer! Und bliebe sie zehntausendmal weg vor Euren Augen, so steckt sie doch tief im Götheschen Bilde."

tag) König Erik, (Johann von Finnland) Harway Birch, (Der Spion) Baruch, (Dienstpflicht) später Kriegsrath Dallner in demselben Stück. Wallmann, (Die Aussteuer) Lieutenant Stern, später Posert (Der Spieler) Tartüffe, Fegesack, (Der Geizige) Mephistopheles, Richard III. (nur in Stuttgart von Seydelmann gespielt) Jago, Othello, (gleichfalls nur in Stuttgart gespielt) Shylok, (Kaufmann von Venedig.) In Kabale und Liebe spielte er nach einander den Hofmarschall Kalb, Sekretair Wurm den Musikus Miller, und den Präsidenten. Franz Moor, (Die Räuber) Shrewsbury, später Burleigh, (Maria Stuart) König Johann, dann Hubert, (König Johann) Verrina, später den Mohr (Fiesko) Philipp II. (Don Carlos). Im Wallenstein hat er nacheinander gespielt Octavio, Buttler, Gordon. Im Tell nacheinander den alten Attinghausen, Geßler und Stauffacher. Alba, (Egmont) Antonio, (Tasso) Carlos, (Clavigo) Marinelli, (Emilie Galotti) Riccaut, (Minna von Barnhelm) Nathan, Ossip, (Isidor und Olga) Abdallah, (Rafaele) Kottwitz, (Prinz von Hessen Homburg) Daniel, (Das Majorat) Schewa, (Der Jude) Ludwig XI., Garrik, (Garrik in Bristol) Carl XII., Michel Perrin, Theramen, (Phädra) Parasit, (im Parasiten von Schiller), Cromwell, (die Royalisten) Doktor Berg, (Ein Mann hilft dem andern) Bolingbroke, (Das Glas Wasser) Rekkum, (Schwärmerei nach der Mode) Steale, (Richard Savage) Richard Brandom, (Eugen Aram) Elias Krumm, (Der grade Weg ist der beste) Rath Pfingsten, (Patkul).

Die Biographie Seydelmanns hat uns schon die Überzeugung aufgedrungen, daß er seiner Kunst auf Leben und Tod ergeben war und daß ihn der sittlichste Ernst für dieselbe erfüllte. Aus dieser Hingebung an die Schauspielkunst, die er vom Eintritt in das Jünglingsalter an, in Schmerz und Freude, mit einem nie ermattenden Eifer, als die Geliebte seines Lebens umfaßte, gehn alle bitteren, stacheligen, bis zur Vernichtung verletzenden, Wendungen hervor, in welchen sich sein Gemüth bei einer frivolen Behandlung der Kunst Luft macht. Auf diesem Gebiete stehn unserm Künstler alle Formen des Ausdrucks zu Gebote; er greift, je nach dem Maaß der Aufregung und des Unwillens über die gemißhandelte, oder zu selbstsüchtigen Zwecken herabgesetzte Kunst, bald zu den vollen Tönen eines heiligen Ernstes, bald zu den Stacheln eines in das Fleisch sich einbohrenden Sarkasmus. In solchen Äußerungen zieht sich die Persönlichkeit Seydelmanns zu ihrer vollen Energie zusammen und wirft sich mit einer wahren Vernichtungslust auf diejenigen, welche ihn durch ihren unheiligen Sinn und ihren profanen Ton aus der lauteren Beschäftigung mit seiner Kunst aufschreckten. Vor der Gewalt der Sache verschwindet ihm dann jede Rücksicht auf die Person. Wir haben in dem Folgenden eine Reihe solcher Lebensäußerungen zusammengestellt und gruppirt, aus welchen nicht minder der tiefe Ernst, der Adel der Gesinnung für die Kunst, als die Bitterkeit, und der Zorn gegen die Entwürdigung derselben, gleichviel in welcher Gestalt sich diese ankündigt, mit körniger Kraft hervordringen.

Man hat sich vielfach darin gefallen, Seydelmann der Rollensucht zu beschuldigen, d. h. jenes rücksichtslosen Strebens nach Rollen, in welchem es dem Schauspieler nur darum zu thun ist, sich geltend zu machen, mag um und neben ihm auch Alles zu Grunde gehn, mögen auch befähigtere Darsteller dadurch beeinträchtigt und der Dichter mithin um sein gutes Recht verkürzt werden. Solch' eine unheilige Rollenwuth hat Seydelmann nie und nirgends beherrscht. Daß er das, was in dem Kreise seiner Kräfte lag, dem er in hoher Begeisterung Monate und Jahre seines Lebens, still und bewegt geweiht hatte, auch zu seinem Genusse darstellen und durch den Eindruck auf die Zuschauer, als seine vollgültige Schöpfung zurückempfangen wollte, ist das absolute Recht des darstellenden Künstlers, der mit seinem Leben auch seine Werke zu Grabe trägt. Aber bei diesem Streben nach würdigen Aufgaben seiner Kunst zeigte doch Seydelmann stets eben so viel Mäßigung, als Besonnenheit, indem er selbst dankbare Rollen, welche Dichter ihm angetragen hatten, auf das entschiedenste ablehnte, sobald er sie nicht vollständig im Sinne des Dichters glaubte darstellen zu können, und andere Talente für dieselben vorhanden waren. So lehnt er die schmeichelhafte, wiederholte Aufforderung Laubes, seinen Monaldeschi zu spielen, entschieden ab, und spricht dies eben so offen, als würdig gegen den Dichter aus. Das Schreiben Seydelmanns ist zu charakteristisch für ihn, als daß wir es den Lesern vorenthalten dürften. Seydelmann sagt in dieser Beziehung: (Berlin den 21. Januar 1842) „Ich meine, daß ich den „Monaldeschi" nicht annehmen dürfe. Wohl würde ich den ersten Theil der Aufgabe lösen können, den Charakter des Abentheurers würde ich treffen; für den zweiten Theil jedoch würde mir (also auch dem guten Erfolg des ganzen Stücks) die Ungewohnheit des Publikums mich Liebesworte wechseln zu hören, sehr störend entgegentreten. Für mich, den Darsteller, müßte der Abentheurer, auch den Damen gegenüber, sein ganz absonderliches eigenthümliches Wesen behalten, nicht also in die breite Bahn herkömmlicher Unterredungen zwischen Leuten, die sich mögen, eintreten. Als Liebhaber darf Seydelmann nicht erscheinen; er muß zugleich den Teufel stark im Leibe haben, oder den blanken Humor.

Weder der Eine, noch der Andere ist zwischen Sylva und Monaldeschi sichtbar im Spiele und so meine ich denn, daß der zweite Theil des Helden mir nicht paßt. Darum: ich möge mich nun irren, oder nicht: meine Besorgnisse theile ich Ihnen ohne thörichte Selbstliebe ehrlich mit. Daß ich mich von der Rolle sehr ungern trennen werde, darf ich Sie versichern. Wäre das angedeutete Hinderniß nicht, ich stritte mich um ihren Besitz. „Ein anderer Künstler würde weniger scrupulös sein.“ Ich glaub es wohl. So bin ich denn „ich selbst allein.“ Glauben Sie, verehrtester Freund, Ihr Heil gilt mir nicht weniger, als das meine. Der Dichter soll mit Seydelmann nicht purzeln; ich will mit ihm siegen! In gleichem Sinn habe ich dem Herrn Grafen von Redern geschrieben.“

Dieselbe Sprache führte Seydelmann gegen Bauernfeld, der dem Künstler den Selbstquäler in dem Stücke gleiches Namens zugedacht hatte. Derselbe lehnte die Rolle nicht minder entschieden ab, als den Monaldeschi. Seinem Freunde v. Goldner machte er wie seinem Sohne darüber folgende Mittheilung. In dem Briefe an den Ersteren sagt er: „Bauernfeld hatte gewollt, daß mir die Intendanz den „Selbstquäler“ übertragen solle. Es geschah. Nachdem ich das Stück gelesen, gab ich die Rolle mit dem Bemerken zurück, daß es der Darstellung nachtheilig werden könnte, wenn das Publikum gegen alles Vermuthen mich auf einmal einen Liebhaber spielen sähe. Lieber wolle ich, um dem Dichter meine Bereitwilligkeit zu beweisen, eine kleinere Rolle im Stück übernehmen; da würde ich nützen können, dort aber vielleicht schaden, und ich sei nicht keck genug, um es auf ein solches: „Vielleicht“ ankommen zu lassen. Man gewährte endlich und ich erbat mir von einem meiner Kollegen jene untergeordnete Rolle des Marquis. Dem Bauernfeld, der mir seit meinem Gastspiele in Wien freundlich nahe steht, schrieb ich den ganzen Verlauf, wie jetzt Dir.“

Seydelmann war selbst nicht ohne zarte Rücksicht für seine Kollegen. Als der Tell gegeben werden sollte, war ihm der Stauffacher zugefallen, den sich Wauer sehr gewünscht hatte. Seydelmann suchte einen Tausch der unbedeutenderen Rolle des Kollegen mit der seinigen

zu vermitteln. Seinem Freunde Goldner sagt er darüber: „Mir gab man den Stauffacher, den ich sehr gern gespielt haben würde. Da hörte ich von einem wackern Kollegen, wie weh es unserm vortrefflichen, alten Wauer thue, diese Rolle an mich verloren zu haben. Wauer schätze ich hoch. Ich packe die Rolle ein, schrieb ein paar Worte dazu und bat mir die seinige (eine unbedeutendere) aus. Die Intendanz wird den Tausch wohl erlauben. Manche tadeln den Schritt, denn man darf auch nicht einmal etwas Honnettes thun, ohne an die Ohren geschlagen zu werden. Schadet nichts, für ähnliche Fälle habe ich auch noch eine zweite Backe."

Seydelmann, weil er ein großer Künstler war und die freie Bewegung für ihren Lebensathem hielt, erblickte in dem Rollen-Monopol einen Erzfeind der Entwicklung seiner Kunst. Das Rollen-Monopol, aus der Selbstsucht hervorgegangen und von der Selbstsucht eifrig unterhalten, widerstrebt, wie wir dies an einem andern Orte ausführlich nachgewiesen haben*), aller Vernunft, und setzt der freien Entwicklung des Talents wie der Thatkraft des Genies die gehässigste Schranke. Während in dem ganzen Reiche aller übrigen Künste und Wissenschaften der Einzelne sich seinen Stoff nach seiner Freiheit wählen darf, um die Frucht seines Fleißes und seines Talents dem Urtheil der öffentlichen Meinung zu übergeben, soll die Schauspielkunst allein durch das Rollen-Monopol die Lösung ihrer Aufgaben zu einem ausschließenden Besitz, zu einem Privilegium einzelner Individuen machen dürfen. Hier soll das historische Recht des zufälligen früheren Besitzes einer Rolle den freien Wetteifer zum Gedeihen der Kunst hemmen; hier nur soll, im Widerspruch mit der über alle übrigen Gebiete des Lebens und der Thätigkeit sich täglich mehr ausbreitenden freien Concurrenz des Talents, die Stabilität als ein unantastbares Recht bewahrt werden; hier soll kraft des Rollen-Monopols der Einzelne das Publikum um hohe Genüsse, den strebenden Genossen um seine höchste Befriedigung

*) Vergl. meine Kunst der dramatischen Darstellung S. 411. u. f. f.

bringen und das aufkeimende Talent auf der Bahn seiner Entwicklung aufhalten dürfen! Was in jeder andern Kunst sich sogleich als die baarste Unvernunft ankündigen würde, soll hier fast mit der Strenge eines Dogmas festgehalten werden. Man würde die Prätension eines Malers, oder Bildhauers, der eine Madonna, oder einen Apollo geschaffen hätte und einem Künstler desselben Orts das Recht der Gestaltung einer Madonna und eines Apollo nach seiner Auffassung bestreiten wollte, weil er bereits früher diesen Stoff bearbeitet habe, gewiß für wahnwitzig erklären. Und ist denn das Rollen-Monopol etwas anderes, als ein Verbot gegen die Bearbeitung ein und desselben Stoffes durch mehrere Mitglieder derselben Bühne? Aber der Egoismus hat sich auf diesem Boden so festgekrallt, daß man selbst den Sinn für die einfachste Logik eingebüßt zu haben scheint. Wo das Rollen-Monopol waltet, da hält es wahrlich schwerer, einen Schauspieler zu bewegen, eine sogenannte gute, dankbare Rolle einem Kollegen zu überlassen, um auch einmal seine Auffassung derselben der Kritik zu unterwerfen, als in Frankreich zur Niederlegung eines Portefeuille zu nöthigen. Der künstlerische Sinn Seydelmanns zeigte sich nun stets einer solchen Versumpfung, wie sie das Rollen-Monopol erzeugt, entschieden abhold. In seiner Stellung konnte er nicht durch ein Machtwort die freie Bewegung und Concurrenz an die Stelle des Privilegiums setzen; er versuchte aber auf dem Wege freier Übereinkunft, nur durch die Berufung auf die Vernunft der Sache den Bruch in den verrotteten Zustand des Rollen-Monopols zu bringen. Die Hand, welche er dazu bot, ward zurückgewiesen, und seine Hoffnung, in das stockende Leben Bewegung zu bringen, vereitelt. Seinem Freunde v. Goldner sagte er bei Gelegenheit dieses Schrittes: „Ich dachte, wenns gelingt, so ahmt sich das wohl nach und die Bewegung im Repertoir wird frei. Das Haupthinderniß, die Stockung würde beseitigt worden sein und die vorhandenen Mittel und Kräfte kämen zur edelsten Benutzung.“ Bei diesem Schritte, den Seydelmann zunächst gegen einen seiner Kollegen that, um eine freie Bewegung an die Stelle des Rollen-Monopols zu setzen, sprach der Künstler sich mit ebenso viel Wärme, als Adel der Gesinnung aus und erhob sich von Hause aus

über alle nur persönliche Rücksichten zu dem Principe der Sache. Wir theilen diese Gedanken Seydelmanns, welche seiner Intelligenz nicht minder Ehre machen, als seinem sittlichen Ernste, wörtlich mit, indem wir uns, mit Übergehung aller individuellen Beziehungen, nur an das Principielle halten:

„Nicht als zwei Spinnen in Einer Schachtel, sagt Seydelmann, als Künstler gehören wir der Bühne. Sie bedarf der tüchtigen Kräfte, uns dagegen fördert gutes Beispiel, Fleiß und künstlerische Rast. Kann Einer Alles thun?

„Alleinbesitz: erquicklich in der Ehe. Die Kunst gestattet freiere Bewegung, will sie. Rollen-Monopol: ein fürchterliches Wort! Es müßt' es denn die blinde Selbstsucht, Mißverstand und schlecht versteckte Ohnmacht übersetzen. Dem Unbefangenen, dem Talent, der Sache gegenüber heißt es kurzweg: Ungerechtigkeit und Stillstand — Tod!

„Weil z. B. vielerprobte Schauspielerinnen erst vollkommen absterben müssen (und sie sterben ganz entsetzlich langsam! —) bleiben junge, schöne Kräfte unversucht und welken ab. Das ist offenbare Sünde, und verbreitet Stickluft, wo der Odem Gottes wehen sollte — wehen könnte: — in der Kunst! Der Tempel wird ein Sumpf.

„Weil ich, Herr Seydelmann, den „Nathan" spiele lebenslang (!) soll ihn, bei gleicher, wo nicht größerer Befähigung und Lust, ein Anderer nur hinter meinem Rücken spielen dürfen, wenn ich nämlich fort bin. — Armselig, komisch. Gäste aber kommen — und wir haben uns zu fügen, still und stumm. Den Gästen und der Krankheit! —

„Erlösen wir die gegenseitigen Kräfte von dem Druck und von der Moderluft des Schlendrians. Benutzen — üben wir sie frisch und frei; in edlem künstlerischem Muthe und an Allem, was sie hebt und adelt; sie und uns! Thun wir's; geben wir ein Beispiel, still, honnett und friedlich! Es gelte zwischen uns kein starr verbissnes: „Mein und Dein!" Der fromme Sinn für Kunst verbinde uns; der grobe Egoismus, Furcht und dummer Neid verschwinde. Fördern wir die gute Sache, stark und stolz! Wir fördern dann uns selbst.

In diesen Ruhm — in diesen Vortheil wollen wir uns theilen; nicht in das vage Urtheil derer, die vom Klatsch, vom Zanke und von unsern Schwächen leben; schadenfroh und uns verhöhnend. Dies sollte uns empören und bewaffnen; dies allein!!

„Man nennt uns „Gottbegabte.“ Machen wir aus diesem Lobe Ernst. Wir können viel. Geben wir zuvörderst unsere besten Kräfte frei.

„Nicht fordern, oder quälen, oder intriguiren will ich. Wenn es mir nicht gelingt auf offnem, gutem Wege: dann leiste ich Verzicht. Es wird mir weh thun, nicht so sehr der Rollen wegen, denn die kann ich doch wohl spielen, da oder dort. Nein, weil mein Glaube, daß es doch wohl Künstler gebe, die dem bösen Vorurtheil, mit dem die Masse unserm Stand sich entgegenstellt, ein würdiges Verfahren zeigen mögen — wieder einen Stoß bekommen soll.

„Nicht ekelhafte Selbstanbetung, oder Minderschätzung fremden Werthes lockte mich zu meinem Vorschlag, freudig sah ich nur die Sache, und wie wir ihr dienen wollten: wie zwei gutgesinnte, rechte Männer, Hand in Hand, zur Ehre unseres Standes, dem zur Schmach so viel geschieht. Darf von dem Kampf erbärmlicher Parteien die Rede sein, wenn's gilt: auf gute Weise edle Kräfte üben? Kein Federball macht höhere Reisen und auch tiefer, als mein Name machen mußte! „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt!“ — Aber diese Kämpfe haben meinen Muth gestählt, die Kräfte wach erhalten und erhöht. Wer weiß, wie viel ich ihnen mag zu danken haben! — Und jetzt, nachdem ich ihre Nützlichkeit erkannt, soll ich sie fürchten? —

„Wenn mich Richard, Lear und Wallenstein begeistern, wenn sich meine Kräfte, meine Wünsche stets von neuem regen, diesen Charakteren auch einmal Gestalt zu geben (so gut ich's eben kann); wenn der Künstler, um nicht geistig zu ermatten, sich an das Schwerste, Edelste zu halten haben soll und wenn uns endlich die Geschichte jeder Kunst erzählt, wie sich, zu gleicher Zeit, an gleichem Orte, so manche Wackere für denselben Gegenstand begeistert fühlten und ihm Leben gaben: wird mich dann ein Wunsch, ein Vorschlag wie ich ihn gemacht, beschämen — wird er dazu dienen dürfen, mich dem Spotte, oder

niedrigem Verdachte, schmutzigen Kämpfen im Parterre preis zu geben? — Und pfiffen mich die Buben ringsum aus: Dagegen hab' ich Stolz und Ruhe, denn gewiß: nicht Eitelkeit verlockt mich. Was mich drängt ist edler Art. —

„Wenn wir auf dem Sterbebette uns zu sagen hätten, daß wir Gutes darum unterlassen, daß wir darum uns der schönen künstlerischen Freiheit nicht bedienen mochten, weil es uns an Muth gebrach vor bösen Buben, oder vor dem Koth der Presse, müßten wir nicht seufzen: Ach wie dumm! Bringen wir dem Himmel für die Kräfte, die er uns gegeben, solche Zinsen?" *)

Der sittliche Ernst, welcher Seydelmann für seine Kunst erfüllte, konnte ihn auch, wo er denselben vermißte, und wo ihm ein nur der augenblicklichen Laune fröhnendes Benehmen entgegentrat, zur Entrüstung treiben. Dann waren sein Ton und sein Ausdruck voll Bitterkeit und Hohn; und das Wort, dessen er so mächtig war, spitzte sich unter seiner Hand zur schneidendsten Waffe zu. Aber selbst da, wo er den Widerhaken langsam aus dem Fleisch derer zieht, welche er damit getroffen, sehn wir ihn immer von der Sache ergriffen, der er sein Leben geweiht hatte. Solche Äußerungen tiefer Erbitterung haben durch die herbe Kraft, welche sich darin kund giebt, zugleich den eigenthümlichen Reiz einer so einschneidenden Schärfe, daß sie gewissermaaßen als kleine Kunstwerke im vernichtenden Ausdruck gelten können. So flößte ihm die Überzeugung fingirter Krankheit, um dadurch eine Vorstellung zu stören, die höchste Indignation ein und er ergoß bei diesem Gedanken an eine aus purer Selbstsucht hervorgehende Pflichtver-

*) Der Beschuldigung, welche sich an diese erfolglose Correspondenz knüpfte, daß Seydelmann niemals Ruhe halte und selbst auf dem Wege der Intrigue sich in den Besitz bedeutender Rollen zu setzen strebe, so sehr auch die Offenheit seines Schrittes dies widerlegte, begegnete der Künstler durch ein Zeugniß, was er von der Königlichen Intendanz forderte, worin dieselbe ihm gern bezeugte, daß er „stets durch die That gezeigt habe, wie eine achtungsvolle, friedliche Stellung in seinem Verhältniß ihm für sein künstlerisches Wirken nicht allein nothwendig, sondern erwünscht sei."

letzung durch erlogene Krankheit seine ganze Galle, besonders da durch so widerwärtige Erfahrungen das Mißtrauen der Bühnen-Vorstände auch gegen die wahrhaftesten Mitglieder gereizt werde.

„Wahrlich, sagt er, wenn die Herren Intendanten ihr Beobachtungstalent mehr üben wollten, sie würden ihre siebentausend Theaterdiener als Observationsmannschaften nur in die Appartements der ungesunden Künstlerinnen, nicht unablässig in's Krankenzimmer der Schauspieler postiren. Lieber im Bette zu liegen, als Komödie zu spielen! ich habe keinen Sinn dafür! — Migraine, du einseitiges (und doch so vieldeutiges) Kopfweh und ihr Krämpfe kommt und rächt Euch für den hundertfältigen schnöden Mißbrauch; seid nicht blos der Teufel an der Wand, zwickt die, die euch zum Betrug citiren, bis sie schreien, winseln, heulen: Spielen! Spielen! Spielen!

„Herr, mein Gott, warum werd' ich, hochgepriesenen, aufgeblähten, großen Künstlerinnen gegenüber niemals Intendant! Ich fühl's, ich fühl's mit wilder Wonne, ihre Seelen würden ewig blaue Flecke haben. Ich möcht' es heut noch auf die Probe wagen. Die ganze Kunst ist ja doch nur die, noch mehr den Teufel im Leibe zu haben, als sie, und es ist nicht männlich, sich in irgend einer Tugend vom Weibe überbieten zu lassen. Und manche Hofbühne hat solche Prachteremplare, sein Müthchen an ihnen zu kühlen."

Nicht minder regte es Seydelmann zur äußersten Bitterkeit auf, wenn ihm auf den Proben, oder gar in den Vorstellungen ein frivoler unkünstlerischer Sinn entgegen trat, welcher es sich in seinem Mangel an Ernst sogar erlaubte, in sogenannten müßigen Augenblicken, während der Darstellung, einer muthwilligen Laune zu fröhnen, ohne Rücksicht, wie störend dergleichen auf die im Momente Handelnden einwirken muß. Seydelmann fühlte sein ganzes Künstlerbewußtsein durch ein so leichtfertiges Verkennen der Achtung, welche man der Sache, wie den mitwirkenden Kollegen schuldig ist, tief verletzt. Seine reizbare Natur griff bei solcher Gelegenheit zur bittersten Zurechtweisung, gegen welche weder Anmuth, noch Schönheit schützten. So richtete der Künstler einst an zwei jugendliche Schauspielerinnen, welche sich, während seiner Darstellung, neckischen Scherzen untereinander überlassen

hatten, weil sie im Augenblicke eines direkten Antheils an der Handlung sich überhoben wähnten, ein Schreiben, dessen Ton man es anhört, daß der Künstler nur mühsam sich in die Schranken konventioneller Formen gefügt hat. Wir theilen dieses, die schärfsten Spitzen mit einer förmlichen Lust herauskehrende Schreiben mit, weil es uns den Ernst und die Reizbarkeit Seydelmanns, zugleich mit seiner Meisterschaft in der Handhabung schneidender Form zeigt.

Nachdem Seydelmann gleich am Abend der Vorstellung selbst seinem verletzten Künstlersinn in bitteren Worten gegen den unzeitigen Muthwillen der jungen Künstlerinnen Luft gemacht hatte, sprach er seinen Unwillen am nächsten Tage in dem folgenden, an jede der Damen besonders gerichteten Schreiben aus:

„Geehrtes Fräulein! Nur im Gefühl meiner Achtung für Sie, keinesweges zur Entschuldigung für mich, überschicke ich Ihnen diese Zeilen. Auch auf der kunststolzen Königlichen Bühne ereignet es sich nicht selten, daß tagelöhnernde Statisten und Choristen, ja sogar Mitglieder von hoher künstlerischer (?) Bedeutung die öffentliche Scene zum Schauplatz ihrer Privatspäße herabwürdigen, während sie ihre (bezahlten) Kräfte einem edleren Interesse zuwenden müßten. Das Publikum sieht es und straft — durch Verachtung. Der darstellende Kunstkollege wird in seinen Bemühungen auf das Empfindlichste gestört (das möchte sein, nicht wahr? Was liegt uns an dem?!) — allein das Ganze verliert, und mit dem Ganzen auch die Ehre jedes Einzelnen. Das dürfte doch einiger Berücksichtigung werth sein? Die löbliche Regie scheint zu denken: Bist du Gottes Sohn, so hilf dir selber; sonst wäre es ja nicht möglich, daß auf der Musterbühne Deutschlands Winkeltheatergebräuche stattfänden.

„Was nun mich betrifft, so sträubt sich Alles in mir gegen Erduldung einer solchen Ungebühr; und ich weise sie zurück, auf welche Art es immer sei! Und ich würde es thun, hieß' ich Kunz oder Peter; und stünde mir gegenüber Gott Vater, Mutter und Sohn! Publikum und heiliger Geist! So benahm ich mich gestern.

„Daß mein gerechter Unmuth grade Sie treffen mußte, verehrtes Fräulein, thut mir doppelt leid; und wirklich nur aus besonderer

Achtung für Sie schreibe ich Ihnen heute diese Zeilen, wenn ich auch anzunehmen habe, daß sie Ihnen nicht ganz angenehm sein werden. — In ruhigeren Augenblicken wird Ihr besseres Gefühl mich nicht gradezu verdammen mögen.“

Seydelmann war bei seiner Ehrfurcht vor der Kunst Nichts widerwärtiger, als der Dünkel der gewöhnlichen, mittelmäßigen Schauspieler. Er sah in der Selbstgefälligkeit und Anmaaßung des Schauspielers das unüberwindlichste Hinderniß zur wirklichen Künstlerschaft *). Daher sagte er sehr treffend in einem Briefe an Gerstel (vom 6. November 1841): „Das sicherste Mittel niemals Künstler zu werden ist, Komödiant zu bleiben.“ Denn das Kriterium des Komödianten war ihm die Arroganz und das gedankenlose, nur um den lärmenden Beifall der rohen Menge buhlende Spiel. Die Schauspieler-Arroganz ward indessen für Seydelmann noch überboten durch den Dünkel der dramatischen Dutzenddichter, welche mit ihrem Dünkel zugleich noch eine vornehme Herablassung gegen die Darsteller verbinden; weil diese es sich zur Ehre schätzen sollen, von ihnen zu Trägern ihrer Poesie verwendet zu werden. Seydelmann sah die dramatischen Dichter, selbst wenn sie mit dem Schein der Bescheidenheit sich sein Urtheil über ihr Werk erbaten, nicht ohne Mißtrauen an, weil vielfältige Erfahrung ihn belehrt hatte, daß jede auffallende Äußerung des Schauspielers vom Dichter in der Regel als eine Überhebung angesehn werde, da derselbe nur auf Bewunderung vorbereitet sei. Daß das Mißfallen eines Stücks von Seiten der meisten und grade der dürftigsten Dichter fast immer auf Rechnung der Darstellung, nicht der Werthlosigkeit des Werks gesetzt wird und daß der Schauspieler dafür büßen muß, wenn

*) Von der gemeinen Eitelkeit, welche sich von jedem, selbst begründeten Tadel verletzt fühlt, war Seydelmann durchaus frei und ich stimme aus eigner Erfahrung ganz mit Gutzkow überein, wenn er in seinen Erinnerungen an Seydelmann sagt: (Aus der Zeit und dem Leben S. 461) „Nie wies er den Tadel seiner Leistungen zurück, nie fühlte er sich durch die Rüge einer seiner Leistungen, wenn man sie motiviren konnte, gekränkt. Die in diesen Fällen gewöhnliche auffahrende Empfindlichkeit der meisten Schauspieler war ihm ganz fremd.

der Einfluß des Regisseurs dem Publikum und seinen Kunstgenossen die Qual der Aufführung hat ersparen wollen, war eine Erfahrung, welche Seydelmann während seines Künstlerlebens oft gemacht hatte. Daher regt ihn der Dünkel der dramatischen Dichter fast noch mehr auf, als die Arroganz der Schauspieler und er ergießt sich darüber in die heftigsten und bittersten Ausfälle.

„Ach was für Zeug, sagt er, muß man oft hinunterkauen und den Köchen gegenüber lächeln und sich glücklich preisen! Ist die Arroganz mittelmäßiger Schauspieler unerträglicher, oder die der Dutzend-Dichter? — Und wenn dann bei allem Fleiß, bei aller Sorgfalt der Darstellung, das (bescheidene) Meisterwerk doch nicht gefällt, bewirft man Garrik und das Publikum mit Schmutz. Erst vor wenig Tagen bin ich um eine ähnliche Erfahrung reicher geworden.“ *)

Eine noch viel energischere Stelle findet sich in seinem Nachlaß: „Ist die Eitelkeit und Arroganz vieler Schauspieler groß, sehr groß, so werden sie darin von einer Unzahl dramatischer Schriftsteller doch noch übertroffen. Man muß Gelegenheit gehabt haben, dies Riesenmaaß von Selbstliebe — diesen geistigen Staar kennen zu lernen, der dem Publikum da alle Wonnen des Paradieses verheißt, wo ein gesundes Auge nichts als die traurig-lächerlichste Armuth erblickt. Ich meine immer: sähen sich manche noch so eitle Schauspieler Komödie spielen, es ergriffe sie doch ein panischer Schrecken und sie liefen vor sich selbst davon. Gewisse Schriftsteller aber halten den Gorgonenblick ihrer Figuren nicht nur ganz gemüthlich aus: sie sind zum Voraus unsers glühenden Dankes gewiß, wenn sie uns würdigen mochten, ihrer immensen Schöpferkraft unsere tiefste Verehrung, unser ewiges Erstaunen zuzuwenden. Und sie haben zuweilen Recht; denn ich kenne Regisseure, die durch die spitzbübischste Heuchelei, durch die hartnäckigste Anbetung der fadenscheinigsten Schriftsteller den eigenen Ruhm anbauen und sich einen Platz im Prunk-Saale der Unsterblichen zu erschwänzeln wissen, denn auch der armseligste Stückfabrikant ist, wie die Sachen heute stehn, immer noch ein Fürst, als Rezensent und

*) Aus einer Mittheilung an v. Goldner.

Redacteur, und Mime merke Dir's: nur littera scripta manet. Zu solchem Schleichhandel habe ich die mir zugewiesene Regiestelle nie und nirgend herabgewürdigt und freilich deshalb auch die Erwartungen so Mancher, die sich „die junge Litteratur“ nennen, empfindlich getäuscht. Was somit der Regisseur Seydelmann unterließ, muß seit einigen Jahren der Schauspieler Seydelmann büßen.“

Dieser Erguß war durch die Anmaaßung eines dramatischen Schriftstellers hervorgerufen worden. Solcher selbstgefälligen, von ihrer dichterischen Ohnmacht gar nichts ahnenden Zuversicht konnte Seydelmann den abschreckendsten Sarkasmus entgegensetzen, der sich, wenn darauf gar noch eine hochfahrende Antwort die anfangs vorgehaltene Maske der Bescheidenheit abnahm und den nackten Hochmuth sehn ließ, bis zum vernichtenden Hohne steigern konnte. Seydelmann erscheint uns in solcher Begegnung zugleich als ein wahrer Künstler des Ausdrucks, der in jeder Wendung zu einem Pfeile zugespitzt wird. Wir haben im Nachlaß Seydelmanns zwei solche Solitaire der vornehmsten Ironie gefunden, welche hier am besten ihre Stelle finden. Außer dem Interesse, welches sie gewähren, indem sie einen wesentlichen Pinselstrich zum Bilde des Künstlers geben, widerlegen sie auch noch die von manchen Gegnern Seydelmanns erhobene Behauptung, derselbe habe aus Furcht vor der öffentlichen Kritik sich einen mit den Interessen des Theaters verflochtenen Schriftsteller nie erzürnt. Seydelmann nahm vielmehr die Folgen der durch ihn beleidigten Dichter-Eitelkeit mit vollem Bewußtsein, als sein Schicksal, auf sich.

N. N. ein junger dramatischer Dichter, übergab Seydelmann im Februar 1840 ein Lustspiel: „die beiden Figaro“, und setzte in dem beigefügten Schreiben den Werth seines Werkes und der Umgestaltung, welche er mit diesem berühmten Lustspielstoffe vorgenommen hatte, auf das Selbstgefälligste ins hellste Licht. Der Brief war eigentlich nur eine kleine Apotheose aller dramatischen Figuren seiner eigenen Komödie, womit sich ein vornehmes Herabsehn auf die Vorgänger des Verfassers verband. Seydelmann fühlte augenblicklich heraus, daß der Wunsch des Dichters kritische Bemerkungen des Schauspielers über sein Werk zu empfangen kein ernstlich gemeinter sei und in eine Aufforde-

rung zu unbedingter Anerkennung und Bewunderung übersetzt werden müsse. Gereizt durch eine so üppig strotzende Selbstgefälligkeit antwortete Seydelmann durch eine eben so scharfsinnige, als zurechtweisende Kritik, welche zugleich die Sicherheit des Verfassers und sein Stück bewunderungswürdig charakterisirte und die Absicht desselben, von Seydelmann beurtheilt zu werden, als eine durchaus illusorische darlegte. So viel zum Verständniß der vortrefflichen Antwort Seydelmanns. —

Wohlgeborner
Sehr geehrter Herr!

Wie Sie, bin auch ich — sind gewiß Viele — für das Lustspiel „die beiden Figaro" sehr eingenommen. Seine Wiederaufnahme ins Repertoir wäre höchst lobenswerth und kann ich dazu behülflich sein, wird es mit Freuden geschehn. Ew. Wohlgeboren Schreiben an mich läßt die allergenauste Kenntniß mit Beaumarchais und seinen Nacharbeitern keinen Augenblick bezweifeln. Sie tadeln die Letzteren (unter diesen besonders den Jünger) und haben, mit Vermeidung, versteht sich, aller von ihm begangenen Fehler sich bemüht „das Werk von Neuem aufzuführen, die Charaktere mit sicherer Hand zu zeichnen, den Situationen mehr Interesse zu geben und den Dialog nach den Anforderungen der Zeit zu heben und zu beleben."

Nach Ihrem „Dafürhalten" haben Jünger und Sie nur noch den Titel des Lustspiels miteinander gemein. (?)

Figaro selbst ist, durch Sie, zu einem „Typus" erhoben.

„Alles, was er thut und spricht: jedes Wort — jeder Schritt ist motivirt." (!) Susanetta, Fiorello, Basilio sind ganz „Ihre" Schöpfungen; folglich auch die drastisch-komischen Situationen, die sie bedingen. Der Graf ist nunmehr ein vollständig abgeschlossener Charakter, Cherubin steht hoffentlich (!) dem Figaro nicht unwürdig gegenüber. Nächst Figaro ist „Ihnen" Penaflorio am besten gelungen; er ist mit all der Laune und Satyre eines dramatischen Schriftstellers ausgestattet, wie sie „Ihnen" nur „Ihr" Verhältniß zum Theater

dictiren konnte.“ *) Das günstigste Urtheil über Ihre Arbeit haben hiermit Ew. Wohlgeboren Selbst gesprochen; es ist kaum noch unsere Zustimmung nöthig und Ihre Zusendung an mich scheint nichts Anderes als die bestimmte Aufforderung, der Königlichen Hoftheater-Generalintendantur ein, durch Sie wieder gewonnenes, vortreffliches Lustspiel zur schuldigen, ungesäumten Darstellung ohne Zeitverlust einzureichen. Lassen Sie mich es gestehen: eine solche Sicherheit hat meine etwas schüchterne Natur erschreckt und zur Beruhigung dafür erlauben Sie mir wohl folgende, ganz ergebene Bemerkungen.

Ihre Bearbeitung der Jünger'schen „Beiden Figaro“ scheint mir dessen Lustspiel (Wien, 1804) noch keineswegs aufzuheben. Aber Sie und Jünger könnten einen geschickten Dritten vielleicht zum gewünschten Ziele führen. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß Ew. Wohlgeboren Selbst zu diesem Dritten Sich erheben werden, sobald Sie Ruhe genug werden gewonnen haben, gleich wie früher auf Marvelli, Planché und Jünger, nun auf Ihre eigene Arbeit herabzusehen.

Sie haben die Gräfin Mutter gestrichen. An ihrer Stelle hat nun die Tochter, Donna Ines (wahrscheinlich des gestörten Zusammenhanges wegen?) Mancherlei mitzusprechen — mitzuthun übernehmen müssen, was jenem seltenen Reize, welchen kindliche Unbefangenheit, sorgsame Erziehung und erste schüchterne, unschuldsvolle Liebe einem so jungen Mädchen verleihen, empfindlichen Abbruch thut. Das kann dem Einzelnen wie dem Ganzen doch nur schaden? Ich würde die Mutter in Gnaden wieder aufnehmen und zwar aus noch ganz anderen Gründen, als dem eben angeführten. Nur darf ihre Einmischung keine breite seyn; versteht sich!

Was ist Susanetta? das Nachbild der Susanna. Gehört sie aber, wie diese, zum Eingeweide des Stückes? Ich glaube, nein!

Mir erscheint sie, wie ein, dem Ganzen von Außen her angelehntes Wesen, das, trotz seines jüngeren Taufscheines, den willkührlichen, schmerzlichen Riß im Innern weder decken — noch füllen kann.

*) Alle diese Bezeichnungen und Behauptungen sind aus dem Briefe des bescheidenen Dichters geschöpft, der dadurch seinem zur Beurtheilung übergebenem Werke gleich die bündigste Anerkennung seines Werthes ausstellte.

Welcher Grund mag Ew. Wohlgeboren zu dieser Gewaltthat veranlaßt haben? Gäbe etwa Fräulein X, oder Y zur Darstellerin einer 30jährigen Frau sich nicht her, wohl aber für das anlockendere Alter der 17jährigen Susanetta? Was will der jesuitische Pferdefuß in der Kunst? — Solche Rücksichten auf Künstler-(?)Launen und pitoyable Localverhältnisse, der Wiederbelebung eines ausgezeichneten Kunstwerkes gegenüber: — — ich mag sie nicht näher zu bezeichnen haben. Dabei scheint völlig übersehen worden zu seyn, welche prickelnde Lust dem Zuhörer aus der possirlich-feindseligen Stellung entgegentritt, in der sich die schlauen, verschmitzten Eheleute mit der vollsten Freiheit ihres reichen Witzes, ihrer Welt-Ansicht und Menschenkenntniß neckend auf und ab bewegen. Figaro und Susanna, durch das heiligste Band auf das Innigste mit einander verbunden, streben einander doch auf die belustigendste Weise stets entgegen. — Ähnlich sind der Graf und die Gräfin einander gegenüber gestellt; aber — in der fein aufgefaßten Abstufung des Ranges und Standes. Welche Fülle und Verschiedenheit der Farben! Mit welchem Geist hat der Dichter diese Verhältnisse und ihre Nuancen zur Quelle der höchsten Ergötzlichkeit zu machen gewußt! Was, wenn ich bescheiden fragen darf, was bietet dagegen die fremdschmeckende, isolirte Susanetta? Die Hoffnung, daß sich Fräulein X in der Darstellung einer witzigen jungen Person werde gefallen wollen. — Freilich schon sehr viel. In Prag hatte man vor mehreren Jahren ein herrliches, aber altes Gebäude gefällig wieder herstellen wollen. Man strich es gelbgrün — gänsedreckfarben an. Welcher Jubel! welcher Ärger! — Penasforio dürfte vielleicht sparsamer verwendet werden? Er selbst bilde die kleinere Hälfte seiner Bedeutsamkeit für das Stück; das Publikum kann und wird ihn sich mit Lust im Nu ergänzen. Den Zuschauer hin und wieder mit in den Kreis der Handlung zu ziehen, ist eine erfolgreiche Taktik. Worin liegt der große Reiz der Skizzen? Fiorello muß in jedweder Beziehung „ein kleiner Bedienter" bleiben. Basilio —: wozu?

Dieß, mein hochgeehrter Herr, wäre so ziemlich Alles, was ich im Augenblicke zu sagen — zu fragen weiß. Ich that es offen; aus Achtung für Sie, aus uneigennütziger Hingebung für die Sache! Sie dürfen mich in Gottes Namen prüfen. Ich werde

mich jeder, meinen Kräften möglichen Mithülfe mit aufrichtiger Freude unterziehen; auch ohne alle Aussicht auf die allerdings sehr empfehlende Rolle des älteren Figaro. —

Aber hier, wie überall wo ich reden soll, erkläre ich mich offen und unbekümmert um etwaigen übeln Eindruck, gegen alle Schritte, die mir gethan scheinen, das Interesse der Kunst zum Interesse eitler Absichten herabzuziehen. Solche unkünstlerische Bestrebungen geben kranke Früchte. Wie manche Dichter und Kompositeure haben ihr frühzeitiges Verbleichen ihnen zuzuschreiben und wir sehen dadurch die Bühne in den Streit der Selbstsucht und Parteilichkeit herabgesunken. „Futter für Pulver!"

Der leidige Trost, daß es in der Welt nun einmal nicht anders sei, sollte mindestens keinem Kunstbeflissenen zur leichtfertig ausfüllenden Phrase dienen.

Ich schließe diese ergebenen Zeilen mit dem innigsten Danke für Ihre ehrende Annäherung und freuen wird es mich, wenn ich recht bald Gelegenheit erhalte, Ihnen mündlich sagen zu können, daß ich mit Hochachtung bin

Ew. Wohlgeboren
Dienstbereitwilliger
Seydelmann.
Mitglied des Königl. Theaters.

Berlin, den 18. Februar 1840.

Diesem Schreiben folgte bald darauf eine Erwiderung Seitens des jungen Lustspieldichters, in welcher die zwar schon früher ziemlich lose angelegte Maske eines um die öffentliche Kritik sich Bemühenden mit der wahren Physiognomie eines auf das Äußerste beleidigten Dichters vertauscht wurde. Derselbe wies nicht nur alle die ihm von Seydelmann gemachten Ausstellungen mit der Berufung auf die Nothwendigkeit seiner Komposition zurück, sondern spielte auch den vornehm Belehrenden.*) Mit einer wahrhaft naiven Selbstgefälligkeit sprach der Dich-

*) So hatte der Dichter in seinem Briefe unter Anderem belehrend gesagt: „Im

ter von dem geistreichen Einfall seines Figaro und von dem durch seine Erfindung unfehlbarem Triumphe dieser Figaronade. Diesem demaskirten Dünkel begegnete Seydelmann in dem folgenden Brief mit einer allerdings abschreckenden Zurechtweisung, welche ein wahres Muster dieser Gattung ist.

Euer Wohlgeboren

werfen mir in Ihrem Schreiben vom 3. März auf eine höfliche Weise vor, daß ich, in Beziehung auf die mir von Ihnen zugesendete Bearbeitung des alten guten Lustspiels „die beiden Figaro" von Jünger, mit wenig Schonung zu Werke gegangen sei.

Sie breiten sich ferner belehrend über Dinge aus, die mir, wie sehr vielen Andern, wirklich zur Genüge bekannt sind.

Sie reden vom Zufall und vom Lenker der Schicksale, von Poeten und alten Frauen; von Domitian, der motivirte Fliegen fängt (nicht Bremsen und Mäuse); von le roi s'amuse; von Mädchen und Gänsen und daß Letztere vorzüglich gebraten sehr gut zu brauchen sind.—*) (Ach Gott!)

Sie mißverstehen absichtlich, was ich in meinem Brief an Sie gesagt, um Ihren Ansichten auf bescheidene Weise abermals das Wort zu reden. Sie räumen überaus gütig und voll Beruf dazu, mir die Kritik —Herrn S—r „die Bühne, wie sie ist" (!—) ein; tadeln wiederholt den bearbeiteten Jünger, loben dann wieder Sich und bestätigen sonach mehr als hinlänglich, was sich jedem unbefangenen Leser Ihrer

---

wirklichen Leben darf uns Alles als Zufall erscheinen, weil ein höherer Lenker der Dinge den Faden schon zusammenhält, wenn wir auch den Zusammenhang nicht begreifen; in der Poesie aber darf der Poet ohne Motive nichts geschehen lassen. Domitian fängt Fliegen. Immerhin; le roi s'amuse! Der Poet aber, der Domitian einführen will, muß durchaus motiviren, warum er grade Fliegen und nicht auch Bremsen und Mäuse fängt." Wir haben diese Stelle sowohl zum nothwendigen Verständniß der Erwiderung Seydelmanns, als auch zur Charakteristik des belehrenden Dichters und Ästhetikers mitgetheilt.

*) Dies bezieht sich auf eine Stelle im Briefe des Dichters, welche also lautet: „Jüngers Ines ist ein komplettes Gänschen. In der Wirthschaft sind derlei nur gebraten wünschenswerth; auf der Bühne höchst widrig."

Briefe im Augenblicke aufdrängt: daß Sie nemlich — trotz der üblich-eingeschalteten Bescheidenheitsfloskeln — über das Tiefdurchdachte und Gelungene Ihrer Arbeit sich in der allervollkommensten Sicherheit fühlen und mich — zum Handlanger bei Ihrem Triumphbau erheben wollten. Freilich! Herrn S—r hatten Sie so eben gebraucht; nun kam die Reihe an mich und wozu Sie Ihre „Leute brauchen können" wissen Sie wohl. (Ihre eigenen Worte. —)

Endlich spotten Sie — wahrscheinlich nur, um mir einen Meisterzug Ihres Talentes zur Satyre zum Besten zu geben? — über „meine schüchterne Natur" und über meinen guten Willen, den ich Ihnen „mit so vollen Händen" angeboten.

Was soll das, mein Herr? Reizt es Sie so sehr, mich zu Ihnen hinauf zu forciren?

Ihr zweites Schreiben an mich ist, gelind' ausgedrückt, ein höchst überflüssiges, und Sie hätten mir jedenfalls diese ernstliche Abfertigung darauf ersparen sollen.

S i e l e i d e n a n z u v i e l Z e i t. Daß Ew. Wohlgeboren infallibel sind, wußte ich ja schon. Meine Bemerkungen (nicht eine Kritik) hatte ich Ihnen, a u f I h r V e r l a n g e n, schriftlich mitgetheilt, dann hatten wir uns über verschiedene Ansichten mündlich ausgesprochen; war denn nun, außer der Bestimmung des Ortes — der Zeit zur Zurückgabe Ihres Eigenthums, noch etwas nöthig? Nein!!! Aber, Ihre Eitelkeit konnte es nicht lassen, Sie mußten mich nochmals über — Sich belehren. — Nun ist es aber doch genug? Ich bitte, nichts mehr! bitte d r i n g e n d! Und wollen Sie mich für Zeitverlust und unangenehme Berührung einigermaaßen entschädigen, so geschehe es dadurch, daß Sie mich von heut' an g ä n z l i c h ignoriren.

Seydelmann.

B e r l i n, im M ä r z 1840.

Der bis zur Vernichtung bittere Seydelmann war aber auch wieder der zartesten Regungen und der gemüthvollsten Rücksichten fähig. Sein Herz nicht leicht auf die Zunge hebend, aus Scheu seine Empfindungen zu profaniren, erschien er denen, welche ihn nicht näher kannten und nicht auf den Grund seiner Seele schauten, oft kalt und gemüthlos. Von jener wohlfeilen, kraftlosen, schwächlichen Gemüthlichkeit, die so oft mit der ächten Kraft und tiefen Schönheit des Herzens verwechselt wird, war er freilich entfernt. Aber der wärmsten Freundschaft und des innigsten Wohlwollens fähig empfand er auch eine Lebensbefriedigung darin, diesen Empfindungen ihren zartesten und reinsten Ausdruck zu geben; ja, er konnte sich mit der größten Liebe in die Gemüthsbewegung Anderer versetzen, und dieselbe, wie seine eigene in sich empfinden und hegen. Wir theilen zur Bestätigung des Gesagten zwei schöne Dokumente mit, das eine aus einem Briefe an v. Goldner, das andere ein Schreiben an Wilhelm Gerstel. In dem ersteren gedenkt Seydelmann eines jungen Mädchens, welches durch die Lösung des Verhältnisses zu einem von ihr geliebten Manne einem heftigen Schmerze überliefert war. Obwohl Seydelmann die Lösung für ein Glück hielt, da er den Mann des jungen Mädchens nicht würdig fand, so klingt doch der Seelenzustand der Verlassenen ganz in ihm wieder und er ermahnt den Freund mit einer wahrhaft rührenden Beredsamkeit, dem Schmerze des Mädchens doch ja sein Recht zu gönnen. Wir lassen diese schöne Stelle hier folgen:

„Das arme, liebe, glückliche Mädchen! Weint sie, daß unser Herrgott sie lieber hat, als der —. Man muß ihn gar nicht nennen. Aber sie weine nur! Thränen sind der Seele, was Aderlaß dem Körper ist:

Wohlthat, Rückkehr der Gesundheit. Die arme, glückliche! — Wohnte ich bei Dir, so müßtest Du mir sie hinausschicken; ich empfinde Theilnahme, habe auch Thränen; sie käme dann wohl etwas getröstet zu Dir hinab. Leide ja nicht, daß sie ihren Gram verschließe; locke ihn vielmehr wohlwollend, freundlich aus ihr hervor; sonst bleibt verdickter, gallbittrer Satz in dem lieben Gefäß zurück. Zurückgehaltener Schmerz ist der Seele langsamer, aber sicherer Tod. — Und nichts Gewaltsames mit dem zart und tieffühlenden Kinde. Ist denn ein krankes Gemüth weniger empfindlich, als ein verwundeter Körper? Schade, schade! die meisten Ärzte sind oft nur Barbiere mit schartigem Messer. Das bist Du aber nicht. Dir, mein lieber Goldner, legte Gott das Geheimniß der Heilkunde ins Herz, der Strahl Deines Auges sagt's. Dir mag man — Dir darf man vertrauen. Grüße die Arme von mir. Wenn sie glaubt, daß ich Antheil an ihrem Unglück nehme, wie Du schreibst, so hat sie sich wahrlich nicht getäuscht." *)

Das zweite Schreiben ist eine Antwort Seydelmanns an Wilhelm Gerstel, der den Ersteren von Stuttgart aus ersucht hatte, seinen damals in Berlin gastirenden Bruder von dem Tode seines Söhnchens in Kenntniß zu setzen, damit er nicht unvorbereitet heimkehre. Indessen gewährte Seydelmann diesen wiederholten Wunsch nicht, und zwar, wie das Schreiben uns sagt, grade aus der zartesten Rücksicht für den Freund, der in so weiter Ferne von den Seinigen und damals grade der vollen Sammlung seiner Kräfte bedürftig, von diesem Schlage nicht in Berlin, sondern später, auf minder empfindliche Weise getroffen werden sollte. Der Brief, den wir folgen lassen, ist ein beredtes Zeugniß der gemüthvollen Tiefe Seydelmanns, gegen die man so oft Zweifel erhoben hat. **)

---

*) Über die Stellung der jungen Mädchen im Leben und namentlich zur Bühne sagt Seydelmann an einem andern Orte an denselben Freund sehr sinnvoll: „Es sind doch arme Dinger die Mädchen! Schmetterlingsleben, dessen bald erloschene Pracht im Glaskasten der Erinnerung angenadelt wird. Aber nicht zum Nutzen der frisch flatternden Tag- und Nacht-Vögel; sie flattern Alle ihrer Bestimmung, der Nadel, zu. Und am liebsten den Nadeln mit funkelnden Knöpfen: Fürsten — Intendanten — auch wohl Komödianten-Nadeln. Und ein Stück Komödiant ist Jeder!"

**) Herr Wilhelm Gerstel, dem ich den folgenden Brief verdanke, erzählt zu-

Berlin, am 13. August 1839.

Sehr geehrter Herr!

Beweise eines so achtungsvollen Zutrauens, wie sie Ihr Brief an mich enthält, weiß ich wohl zu schätzen und ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten Dank! Ehe ich mich aber des Auftrags, den Sie mir gegeben, entledige, erlauben Sie mir eine gutgemeinte Frage: Sollte der Schmerz, der dem Vater über den Verlust eines geliebten Kindes bevorsteht, nicht viel von seiner Kraft und Bitterkeit verlieren, wenn, an der Stelle eines Dritten, Bruder oder Gattin, deren innigster Theilnahme in Freud und Leid er gewiß, ihm die traurige Mittheilung machen? —

Gerstel ist seit einigen Tagen hier. Die Bedeutsamkeit seines hiesigen Gastspiels erfüllt, nebst der liebevollen Erinnerung an seine Familie, seine Seele. Inzwischen hat er seinen einzigen Sohn verloren. Wie vorsichtig und zart er davon möge in Kenntniß gesetzt werden, wird ihn diese Nachricht doch aller Ruhe des Gemüthes berauben, deren er grade jetzt, als Künstler, so sehr bedarf. Ihn also vor jedem neuen Verluste möglichst zu bewahren, wollen wir vereint bemüht sein, daß er von störenden Eindrücken frei bleibe. Schreiben Sie ihm; so unbefangen, als Sie es eben vermögen. Ein vollkommenes Schweigen müßte ihn befremden. Und hat er sein Gastspiel vollendet, den Weg zur Heimath angetreten, dann kommen Sie ihm bis Ludwigsburg entgegen; freuen Sie sich eines gesunden Wiedersehens und bereiten Sie ihn dann erst vor, dem Rathschlusse Gottes christlich sich zu fügen. Bedenken Sie seine Pein, wenn er das Unglück früher, als nothwendig erfährt. Eine Reise von 70, 80 Meilen ihn zurücklegen lassen, nur mit seinem Schmerze beschäftigt: wäre das nicht grausam? Die Gattin, den Bruder zur Seite, die übrigen Kinder vor seinen Augen, wird er das Unvermeidliche besser tragen.

---

gleich in dem an mich gerichteten Schreiben, als Beweis von Seydelmanns Herzensgüte, daß er einen Schauspieler kenne, der Seydelmann übrigens sehr fern gestanden, gleichwohl aber auf die edelmüthigste Weise von ihm durch Aufopferung von Zeit und Geld unterstützt und so einem verzweiflungsvollen Zustande entrissen worden sei. Derselbe, sagt Gerstel, habe selbst nicht genug die edle Menschlichkeit in Seydelmanns Benehmen rühmen können.

Dieß meine Meinung; sollten Sie es jedoch anders wünschen, so schreiben Sie mir, denn keineswegs bin ich gesonnen, mich bei dem Unwetter, das meine Freunde bedroht, in die sichere, bequeme Hütte, schönschwatzend, aber unthätig zurückzuziehn.

Mit meinen herzlichen Grüßen an Ihre verehrte Frau Schwägerin vereine ich die Versicherung, daß ich hochachtungsvoll bin

Ihr

dienstbereitwilliger

Seydelmann.

Nachdem wir eine allseitige Anschauung der energischen und reichen Künstler-Individualität Seydelmanns gegeben haben, wenden wir uns den interessanten und geistvollen ästhetischen Aphorismen, vorzugsweise über seine eigne Kunst, zu, welche wir aus dem uns vorliegenden Material nach sorgfältiger Sichtung gewonnen und, so viel als möglich, nach dem innern Zusammenhange der Ideen und der Verwandtschaft des Stoffs in mehrere Gruppen zusammengefaßt haben, deren jede mit einer einleitenden Vorbemerkung von uns versehen worden ist. Alle diese Gedanken sind durchaus nur gelegentlich von Seydelmann ausgesprochen worden; sie tragen aber vielleicht dadurch um so mehr die Farbe des vollen Lebens, da sie aus dem Bedürfniß des Augenblicks erwachsen sind. Dies beeinträchtigt so wenig ihren allgemeinen Gehalt, als es den herrlichen Liedern Göthes etwas von ihrer unvergänglichen Schönheit raubt, daß sie fast alle Gelegenheitsgedichte sind; die besondere Veranlassung theilt den Äußerungen Seydelmanns nur die Lebenswärme mit und giebt ihnen die Frische des gesprochenen Worts. Der Künstler hatte nämlich die allerentschiedenste Abneigung gegen jede, zum Zweck einer schriftstellerischen Wirksamkeit zu unternehmende Arbeit. Seine öffentliche Thätigkeit sollte allein die Bühne sein. Dies spricht er auf jede, auch die lebhafteste, dringendste Aufforderung, Charakteristiken und Kritiken zu schreiben, entschieden, sogar mit einer gewissen Gereiztheit, aus. Dem Freunde v. Goldner sagt er: (im Jahre 1839) „Charakteristiken soll ich Ihnen schicken. Ach Du, grundgütiger Gott, was verlangen Sie von mir! Und drucken wollen Sie sie lassen. Noch schöner. Damit ich auch als Schriftsteller dem Schreibepöbel in die schmutzigen Klauen falle. O nein! Wie oft ich auch schon

dazu aufgefordert worden bin, ich spüre nicht die mindeste Lust dazu. Die Hand auf's Herz. Dient dieser Zweig der Literatur und Tagesunterhaltung zu etwas Anderem, als dem Freunde der Kunst die Kunst zu verleiden? Wird irgend ein Interesse der gesammten menschlichen Gesellschaft leichtfertiger, liederlicher, gewissenloser besprochen und behandelt als dieses? Hercules, und käme er mit verdreifachter Kraft, würde zum Kinderspott werden, wollte er sich an diesen Augiasstall wagen, und ich sollte die Hand an die Kothgabel legen? Steuern soll ich wenigstens dem Unwesen, sagen Sie; — gut! Das thue ich auch, als Schauspieler."

Gleiches sagt Seydelmann dem Sohne: „Von vielen Seiten erhalte ich Aufforderungen über das Theater zu schreiben. Wenn ich auch zugebe, daß, was ich zu sagen weiß, vielen Leuten von Interesse sein dürfte, so mache ich doch an Alle, die sich der Druckerschwärze bedienen, weit mehr Ansprüche als ich selbst, wenn ich schriftstellern sollte — zu befriedigen vermöchte. Und darf ich Etwas unternehmen, was ich im Voraus für mangelhaft erklären müßte? Ist es denn nicht genug, ein guter Schauspieler zu sein?"

Man sieht hieraus, wie Seydelmann stets an sich selbst die strengsten Anforderungen machte. Und welch' eine Fülle der treffendsten, aus der sinnvollsten, reichsten, Erfahrung geschöpften, von dem edelsten Eifer für seine Kunst zeugenden Gedanken und Mahnungen enthalten die folgenden Blätter, welche fast alle aus der liebevollen Sorge des Vaters für den Sohn hervorgegangen sind, ohne allen Anspruch, jemals veröffentlicht zu werden! Wie sehr verdienen diese zerstreuten, zu verschiedenen Zeiten in Briefen, mehr beiläufig, als absichtlich ausgesprochenen Betrachtungen über seine Kunst und den Zustand derselben in der Gegenwart der Vergessenheit entrissen zu werden! Wir eröffnen diese Gruppe mit dem Bekenntniß Seydelmanns, durch welche Anstrengungen er die natürlichen Mängel seines Organs zu besiegen gestrebt hat, denen wir die übrigen, einem jeden Schauspieler unschätzbaren Reflexionen aus dem Gebiete der dramatischen Darstellung, so viel als möglich Verwandtes zusammenstellend, folgen lassen.

„Wie ich's gemacht habe, schnell und doch deutlich sprechen zu lernen? Mein lieber Wilhelm, es hat mich Mühe gekostet, anhaltende, große Mühe! Natur, die gütige Mama, mochte mir eine zu lange und spitzige Zunge in den Hals stecken. Das Ding fuhr immer gegen die Zähne und rutschte auch dazwischen hinaus. Das gab nun ein Anstoßen und ein Zischen, wie bei Schlangen und so lieblichem Geschmeiß, aber kein deutliches, leichtes Reden. Auf den Liebhabertheatern, bei den Offizieren, bei den Bürgern meiner Vaterstadt, im Schlosse des Grafen Herberstein, nahm man das wohl hin, weil ich damals doch ein anstelliger, lebhafter, leidenschaftlicher (rothhariger) Bursche war, der es an Unverdrossenheit, Rührigkeit und Nimmer=Ruhe den Anderen weit voraus that. Auf dem öffentlichen Theater aber (in Breslau) sollte der Fehler nicht in dem Grade geduldet werden, und obwohl man erkennen mochte, daß ich „bei der Sache" sei, gab mir doch der Dramaturg des Theaters, Professor Rhode, ein sehr biederer Mann, aus redlichster Theilnahme den Rath: eine andere Laufbahn zu wählen, die Bühne zu meiden. — Herr Jesus —! Ich erstarrte — und war mit dem Rükken gegen die Stubenthür angefallen, an der ich respectvoll vor dem lieben alten Herrn stehen geblieben war. Plötzlich fing ich an zu weinen, laut; ich konnte nicht anders! zu reden, zu bitten vermochte ich nicht. Der erschreckte Greis war indeß vom Sopha, auf das ihn oft tagelang das Podagra warf, zu mir herangehumpelt, er nahm mir die Hände vom Gesicht und tröstete mich. Das hab' er nicht gedacht; wenn's so mit mir stände, müßte ich freilich beim Theater bleiben. Aber, da müßt' ich doch sehr fleißig sein; sonst würd' ich mich nie geltend machen können und das würde ihm leid thun, denn er habe mich gern. — Ich wolle ja Alles thun, sagte ich, und bat um Rath. Den gab er mir. Ich lief — nicht zu Hause, nein, an's Wasser; dort suchte ich Steine, dünne flache Steine, die legte ich auf meine lange, spitzige Zunge. Nun fing ich an zu reden. Lieber Gott, ich verstand mich selber nicht, obschon ich wußte, was ich sagen wollte. Ich suchte neue Steine. Jeder rutschte von der Zunge herunter. — Nun hielt ich sie, im heißen Trotz, mit rückwärts gekrümmter Spitze fest — unsägliche Mühe! Ich schwitzte, wollte verzweifeln, aber doch auch beim Theater

bleiben und was Demosthenes (ein Mensch — !) gekonnt hatte, mußte ich auch können! Ich lallte nun, wo ich nur allein war, mit Steinen im Munde. (Davon kommt wohl noch so manches harte Wort, was ich jetzt rede.) Zur Abwechselung bediente ich mich auch kleiner Scheiben von Korkholz; die flößten aber meiner widerspenstigen Zunge weniger Respekt ein und Goldstücke hatte ich damals noch nicht. Nach und nach gings! das lange, spitzige Glied wich meinem Fleiße mehr und mehr; was zu lang war, zog sich nach dem Abgrunde, aus dem es hervorkam, zurück; die gefährliche Spitze blieb innerhalb des Mundes und spielt nun, unruhig, hinter den Zähnen, nicht mehr dazwischen. Das ganze Ding ist schmiegsamer, leichter, schneller geworden, und wenn es etwa dann und wann in seinen Widerstand, in seine Mucken zurückfallen will: gleich bin ich da, denn ich habe, Gott sei Dank! ein feines Ohr und bin sehr achtsam auf mich selbst, durch Übung, nur durch solche Übung! Folgte ich dem heißen Blute — Ach! Doch rächt es sich für langen Zwang und schießt mir in's Gehirn. Die mich Etwas näher kennen, wissen's! — Doch, es geht vorüber und ich zwing's! — So, lieber Wilhelm, hab' ich reden lernen müssen, da ich doch nun einmal Schauspieler bleiben wollte. Talent hab' ich, aber — es lag Schutt darauf und drum herum. Es ist auch noch nicht frei davon und ganz rein wird es wohl nicht werden. Aber, ich arbeite! Das darf ich dem selbst sagen, der es mir, zugleich mit allen Mängeln, gab. Ist das nicht erhebend? Die Interessen redlich abzutragen für das Capital, das uns zur Benutzung gegeben ward, nicht liederlich es hinzuwerfen auf die sogenannte — geniale Weise —! Einen kleinen Kaufmann tadeln, weil er nur durch Fleiß und redlichstes Bestreben zu (gerechtem) Ruhm und Reichthum kam: sollte man die Tadler nicht mit Eisenstäben auf die Finger schlagen, da sie nicht nur dem Getadelten die Ehre schmälern wollen, nein — auch Faulheit, Narrheit, Laster predigen — verbreiten? Den Menschen ziert am meisten das, was er in schönem, frommem Sinne, seinem Schöpfer und sich selbst zu Liebe that. Das bringt ihm unsere Achtung; ja, erzwingt sie ihm! Das große Loos gewinnen kann ein Tölpel; der rechten Anwendung des großen Looses ganz allein gebührt der wahre

Ruhm. Aus Wenigem Viel — aus Allem endlich Nichts: wofür erklärst Du Dich? Rasch an! Und fest!! — Mit Gott, mein lieber, lieber Wilhelm!"

„Viel lernen, heißt: die Dummen und Bedürftigen sich zinspflichtig machen, und sich die Freude an der Welt vermehren; denn, je weiter unsere Kenntnisse reichen, je mannigfaltiger wird unsere Theilnahme, unser Genuß. Der Dumme ist arm und blind."

„Ein neues Mitglied wird in der ersten Zeit immer einige faule Wochen zu überwinden haben; und wenn Du über Mangel an großen und wichtigen Rollen klagst, so bedenke, daß es weit vortheilhafter ist, stufenweise fortzuschreiten, als zu springen. In der Kunst, wie in der Natur ist das solide Wachsthum das gesündeste, festeste, beste!"

„Arbeiten, lieber Wilhelm, arbeiten! Stoße das Grabscheit unermüdlichen Fleißes frisch in den Boden Deiner schönen Kräfte; frisch und tief! und freue Dich von Tag zu Tag der immer besseren Früchte. Das vornehmste Talent aus der gütigen Hand Gottes ist die Ausdauer im erkannten Guten. Heiße Anläufe — Sprung und Ermattung — ruhig fester Schritt, so heut, wie gestern: was ist besser? Gleichmäßige, vernünftige Beharrlichkeit! Hättest Du keinen vorstechenden Trieb zu steter Arbeit, so suche Dich daran zu gewöhnen. Man sagt ja: Gewohnheit sei die zweite Natur. Blicke auf mich! Mag die ganze Welt behaupten, meine Mittel zum Komödienspiele seien arm, so hat mich immer wache Lust und Liebe für die einmal angegriffene Sache doch auf einen Punkt gehoben, von dem aus ich so manchem reichbegabten, aber faulen Schlingel jetzt recht froh und mit erlaubtem Stolze in die Augen schaue. Nun, so mache es wie ich! Gott gab Dir Viel! So dreh es fleißig um, und richte Deinen Blick auf Gottgefällige

Zeichen! Amen! „Nehmt die Gottheit auf in Euern Willen und sie steigt von ihrem Weltenthron!“

„Das Erworbene fest halten und dann neuen Boden dazu gewinnen: das sichert Hab und Ruhm! Du kennst mich, furchtsam wird mich schwerlich Jemand nennen, der mich genau in's Auge faßt; auch habe ich keine Laufbahn der Feigheit, der Muthlosigkeit hinter mir. Aber, von jenem sogenannten genialen (will sagen: leichtsinnigen, kecken, frechen) Vorwärtslaufen bin ich ein abgesagter Feind. Auch ist dies mit dem Wesen der eigentlichen Genies (Genius klingt besser!) ganz unvereinbar. Wen Gott erfüllt, den leitet, bei aller Kraft und Gluth des Gedankens und der That, auch Besonnenheit. — Sieh Dich um im Kreise dessen, was Du bisher kennen gelernt (durch Lectüre und durchs Leben!), und Du wirst scheinbare und wirkliche Genies zu trennen wissen. Was die Menge, der gebildete und ungebildete Troß, gemeinhin mit jenem Namen bezeichnet — o du mein Gatt! — Was Deine Collegen betrifft —: es sind — Collegen!! Du verstehst mich wohl. Verstehst mich, weil Du weißt, wie es Deinem Vater mit solchen Herren oft gegangen ist und noch oft geht. Ich kann Dir in solcher Beziehung nur einen Rath geben: Sei brav und nobel; alles Gemeine überlasse — den Gemeinen. Es wird Dich — oft genug! — Kampf, bitteren Kampf kosten, nicht mit der Zunge, nicht mit der Faust drein zu schlagen, mit den gewöhnlichen, alltäglichen Vergeltungswaffen; überwinde solche Anmahnung, und Dein Lohn wird — Selbstachtung sein! O wie oft hat es mich weinen gemacht, weinen aus Erbitterung, aus grimmigem Zorn, daß ich Schufte nicht gleich als Schufte sollte behandeln dürfen! Und heute noch kämpfe ich gegen solchen Aufruf meines Blutes! Aber, der Schlag an die Backe der Gemeinheit ist ein Hieb auf den bunten Spiegel eines stehenden, stinkenden Sumpfes. Ich prunke nicht mit Gefälligkeiten; gegen moralische Lumpe aber ist Zartheit eine alberne Waffe.“

„Zaghaftigkeit ist noch schlimmer, als eitler Muth. Der letzte unternimmt doch was; während der schüchterne, allzubescheidene Sinn kaum zu kauen wagt, was ihm von günstiger Gelegenheit zwischen die Zähne geschoben wird. Am besten ist freilich auch hier die gesunde Mitte: weder tollkühn und narrenhaft keck, noch albern bescheiden. Solltest Du, nach ruhiger Prüfung Deines ganzen Wesens, befürchten, nicht so viel Talent für die gewählte Laufbahn zu besitzen, als nöthig erscheint, um ein glänzendes Ziel zu erreichen, so halte Dich um so mehr an ausdauernden Fleiß. Mit dem Fleiße wächst, wunderbar, auch die Kraft. Um eine schwache Lunge zu erkräftigen, bläst man, mit Bedacht, die Flöte, spricht, singt man, Portionenweise möcht' ich sagen, oder, wie man Arznei einnimmt, nach Vorschrift des Arztes. Um stark zu werden, turnt man, trägt Lasten und schmeidigt die Glieder; um einem mageren Boden möglichst gute Frucht abzugewinnen, bearbeitet der Bauer ihn um so anhaltender, und so kann man mit einem, eben nicht ausgezeichneten Talente doch die beneidenswerthesten Resultate erreichen, wenn zweckmäßiger, beharrlicher Fleiß die schwache, natürliche Anlage kräftigt und hebt. Nur muß man, wie gesagt, die Mühe nicht scheuen und hat man Lust und wahrhafte Liebe zu seiner Sache, dann findet sich der ausdauernde Fleiß von selbst und reges Streben ist Genuß des Lebens. Nur, wer handelt, lebt! — Drum zage nicht! Sei thätig! Mit der Thätigkeit (versteht sich mit der nützlichen, zweckmäßigen) findet sich auch der frohe Muth, der glückliche, heitere Sinn; und somit ist Arbeit der Zauberstab zu den schönsten Gütern der Erde und auch wohl eine gültige Einlaßkarte zu den Freuden des Himmels. Zeig' erst die That, selbst folgt der Ruhm! Beachte diesen Zuruf, Dein Bundesgenosse ist Gott!"

„Denke nur nicht an den Beifall der Händeklatscher, denke der Sache möglichst Genüge zu thun (und dazu brauchst Du nur Dich!) dann wirst Du Dich stärker fühlen, als durch das Zusammenschlagen curioser Fäuste. Wenn ich Dich könnte in meine Anfängerjahre schauen lassen — mein Gott!! — Du bist jetzt erst 7 Monate in Stettin, und

zählst doch schon einige bedeutende Parthieen, unter vielen unbedeutenden. Aber auch die letzteren fördern, wenn man sie in solchem Sinne benutzt. Das vergiß nie!!! Dem, welcher mit einem Kreuzer gut umzugehen vermag, vertraut man auch endlich einen Thaler. — Hier würdest Du Rollen von solcher Bedeutung doch noch nicht bekommen können, und Übung allein macht den Meister. Je länger aber die Übung hinausgeschoben wird, je später reift der Meister, je früher, je sicherer kommt die — Reue! Davor wollt' ich mich, wie Dich bewahren! Gehe voran mit Gott und denke: Stille Kraft vollendet, was Ungestüm nie endet. Auch giebt es in der Kunst keine Seiltänzer-Sprünge."

„Ehre den Andern und ehre Dich selbst, und beides auf die einfachste, natürlichste, aber auch auf die hübscheste — edelste Weise! Darin liegt das Geheimniß des Ausdrucks im Briefe, wie im Gespräch, der Zauber des Umgangs unter wahrhaft gebildeten Leuten. Aber die Geschichte von des Columbus Ei findet sich in Millionen Variationen. Das Nächste suchen wir, geneckt vom Teufel, meistens in der Ferne. Es ist beim Komödienspiel leider nicht anders. Ich habe das schon an einem anderen Orte unserem Freunde v. Goldner in Darmstadt geklagt. Junge Leute von der angenehmsten, inneren und äußeren Bildung, die man mit Vergnügen sieht und reden hört, werden auf Einmal ihr ekelhaftestes Gegentheil, wenn sie sich — in Gedanken, auf die Bühne stellen und dort fortsetzen sollen, was sie, zu unsrer Freude, zu ihrem Lobe, eben noch im Leben gethan, angenehm natürlich sein! — Sieh Dir diese paar Worte recht genau, sieh sie Dir durch und durch an, lieber Wilhelm, und es müßte wahrhaftig mit dem Guckuck zugehn, wenn Du nicht für Dich selbst, für den Umgang mit aller Welt, wenn Du nicht für jedes Theater zum angenehmsten Burschen werden solltest. Nun: mache Deinen Reichthum geltend, auf erlaubte, edle Weise; erwirb Dir zu dem inneren Gehalte auch die schöne Form (der Diamant, geschliffen, steigt im Preise —), und erkenne, daß der Schliff dem Künstler ganz vorzüglich unerläßlich ist. Unerläßlich!!! Nun sieh Dich unter denen, die sich

„Künstler“ nennen, um, und suche unter Hunderten die rechten Dir hervor. Wirst Du bis auf Zehne kommen? Glaube nur, ich lege den strengsten Maaßstab auch an mich selbst, und käme es darauf an, zu beweisen, ob ich wisse, was ich gelte und was nicht, Du solltest schon erfahren, daß ich mir nicht fremd geblieben bin und mich den Gesetzen der Kunst vielleicht noch unerbittlicher unterwerfe, als alle jene, die mit mir nach gleichem Ziele streben. — —“

„Laß Dich nie hinreißen „von übermüthigen Pfaffen“ sagt der närrische Vatel und hier hat er Recht. Sieh Dir einmal die eitlen Komödianten an, scharf an, von allen Seiten, und ich hoffe, Dein gesunder, starker Sinn wird sich ihre Narrheit fern halten. Arbeite unabläßig, stoße das Grabscheit tief in Deinen Boden, lerne ihn erkennen und gewinne ihm dann, in redlicher, ununterbrochener Pflege die Früchte in voller Kraft und Schönheit ab, die er tragen kann. Seine Eigenthümlichkeit auf würdige, bescheidene Weise geltend machen, heißt: dem Leben dienen, nutzen! — Du willst Künstler werden. Sei also zuvörderst ein ehrenwerther, tüchtiger Mensch! Das ist sehr schwer, sehr schwer und doch so unerläßlich, um höheren Forderungen zu genügen. Du wirst überall den Schauspieler mangelhaft finden, wo Dir der Mensch wurmstichig erscheint; denn Jener thut nichts, was diesen nicht zu gleicher Zeit verräth. Freilich gehören gute Augen dazu und die Menge hat den Staar. Scheide Dich denn von der Menge, suche Deine Heimath im Urtheile der Bessern.“

„Ein Mensch, der Komödie spielt und uns nicht schon durch sich zu fesseln versteht, wird uns fatal. Überblicke das ganze Heer von Schauspielern, die Du bis jetzt kennen gelernt, und welcher von ihnen kann, bleibend, Deine Theilnahme erregen, wenn Du ihn nicht auch außer der Bühne Deiner Aufmerksamkeit werth finden kannst? Darum eben giebt es so selten einen tüchtigen Schauspieler, weil tüchtige Menschen selten sind. Ist es nicht der innere Reichthum, oder die

innere Armuth, die wir Bühnenleute in jedem Blick, in jeder Bewegung, in jedem Accent zur Schau tragen? Alles an uns wird zum Spiegel unserer Seele und — hinc illae lacrimae! Erinnere Dich, was Hamlet den Schauspielern sagt: „Der Tadel von Einem Einsichtsvollen muß in Eurer Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll Dummköpfe überwiegen." Benutze die Gegenwart. Träume nicht von glorreicher Zukunft; streue gesunde Saat und wäre es auf einer noch einsameren Stelle als sie Dir scheinen mag. Es wird Dir an erfreulicher Ernte doch nicht fehlen. Die Mühe, die ich mir in den dürftigsten Verhältnissen, in Ollmütz, auf dem Rathhausboden in Mährisch Triebau, im Wirthshause zu Sternberg mit meinen Rollen gegeben, ist nicht unbelohnt geblieben. Ohne das, was ich that, wäre ich nicht, was ich bin, und „Jeder ist seines Schicksals Schmid." Kennst Du Schröders, Eckhofs Leben? „Fleiß, Unverdrossenheit und — Ausdauer!" danach handle! — Für das „anständige Benehmen," im Leben, wie auf der Bühne, ist schon viel gewonnen, wenn man alles Unanständige streng vermeidet, und sein Gefühl, wie sein Auge für jede Verletzung guter Sitte schärft. Man kann auch hierin sein eig'ner Lehrmeister sein. Ich hab es immer wahr gefunden: Das beste Mittel, edel zu erscheinen, ist: edel zu sein. Gemeine Gesinnung kann sich einem geübten Blicke nicht verbergen und wenn sie äußerlich in Allem eine scheinbare Meisterschaft errungen hätte, was man so gewöhnlich vornehm nennt. Deinem kräftigen Körper angenehme Geschmeidigkeit zu geben, sollte Dein ernstlichstes, anhaltendes Bemühen sein. Warum soll die Stärke plump sein? Verliert die Biederkeit, Tüchtigkeit eines Mannes durch gefällige Form? Und wenn der Schauspieler nicht Einen, sondern viele Menschen in ihrer ganzen Verschiedenheit (der äußeren und inneren) an seinem Leibe durch die Kraft und den Reichthum seiner Seele abspiegeln soll, darf ihn da ein ungelenker Körper, eine Starrheit seines Geistes hindern? Wer würde nicht einen Kerl auslachen, der mit steifen Fingern in allen Tonarten Scala spielen wollte? Wen ekelt nicht ein Bursche an, der den Mund voll nimmt, uns über Dinge Aufschluß zu geben, von denen er selber keine Ahnung hat? uns den Blick in eine

Welt zu erschließen, in der er selbst ein Blinder ist? Ich kann mir keinen wahrhaft großen Schauspieler denken, dessen Brust nicht jeden Gefühles fähig wäre, dessen Verstand nicht Kraft und Schärfe genug besäße, dem tiefsten Denker nachzugehen, ihn mit Festigkeit und Klarheit zu erfassen und ihn so der Welt zum Eigenthum zu übergeben. Und das Alles, nicht allein naturgemäß, auch schön! — Das wäre leicht? Das könnte Jeder, dem's beliebt? So meint der dumme, große Haufe. Und die meisten, die Komödie spielen, meinen's auch. Geht hin und lernt aus Eurem Elend kennen, daß ein rechter Schauspieler noch seltener, und wenigstens derselben tiefen Achtung werth ist, als ein rechter Mensch. Wer sich auf Eins, wie auf das Andere versteht wird es nicht dumm belächeln und verspotten. Strebe dem erwählten Berufe möglichst genug zu thun, und Du kannst straucheln, doch nie sinken! — Kein höherer Beruf, als der des Künstlers! Vorangehen in Veredlung ist ein heilig — heitres Amt! Wem ward ein segensreicheres, ein schöneres, selbst unter tausend bittern Schmerzen? Laß sie nur die Brust durchziehen! der scharfe Pflug durchschneidet nicht umsonst die Erde, und Erfahrung reift nicht ohne Thränen. Nur Muth! Und durch! der edelste Preis will erkämpft sein! Im Schlafe hat Dein Vater nichts erhalten und was der Neid nur blindes Glück nennt, gab mir Gott als meiner Mühe, meines Fleißes, meiner Beharrlichkeit Lohn. Er stärke mich, damit ich ihm durch Ausdauer bis zum Tode meines Leibes danken könne! Endigen zu müssen, eh' ich sterbe: — würd' ich es ertragen?" —

„Die Zeit ist vorüber, in der sich das Publikum von ungebildeten Komödianten 'was weismachen ließ; jetzt flieht der ordentliche Mann das Theater, weil er sich schämt von Dummköpfen und genial-liederlichem Gesindel sich die Zeit stehlen zu lassen. Sehnt er sich nach Shakespeare, Schiller, Göthe, so nimmt er sie zur Hand und lies't; soll er sich den Ekel daran holen bei der Zubereitung im Theater? Frage Dich selbst und auch Du wirst Dich voll Scham von dem Koth der heutigen Bühne abwenden. Also: gehe mit der Zeit, schreite wacker mit ihr vor-

wärts, und Du wirst geachtet sein, auf welchem Platz des allgemeinen Kampfes Du auch stehen mögest. Nichts gräßlicher, als ein ungebildeter, dummer Mensch! Steht er nicht gleich unter dem lieben Vieh? Ein unwissender, roher Schauspieler ist gar nicht auszuhalten und Directoren, die ihn auf der Bühne dulden, müßten an den Pranger gestellt werden, weil sie den Müssiggang in Sold nehmen und Lasterhaftigkeit nach jeder Richtung hin befördern."

„Ehr giebt ein armseliges Klavier eine Melodie wieder, als ein dummer Schauspieler ein feines, kluges Wort. — Der verewigte große Schröder wiederholte es gern, das vornehmste Talent des darstellenden Künstlers bestehe darin, die Absicht, den Gedanken seines Dichters aufzufassen. Wer möchte das bezweifeln? Wenn es Dir einfallen könnte, einen Esel als Boten auszuschicken, so würdest Du gerade so verkehrt handeln, wie jene speculativen Theaterprinzipale, die für geringes Geld Lumpe engagiren, die uns weismachen sollen, sie seien die Gesandten Gottes. Ich würde als Dichter zittern, dächt' ich an die Dummheit, an die Rohheit solcher Kerle, die mein Wort verkünden sollen. Entsetzliche Frechheit: das Affentalent des Ersten Besten für hinreichend zu halten, um den Geist unserer vornehmsten Dichter zu verkörpern. Es hat eine große Wahrheit, wenn Pope sagt: „Die Seele aller Kunst ist der Verstand." Freilich klingt dies der Lehre unserer Theatertagskritik sehr zuwider, aber wenn der Hund den Mond anbellt, hat das eben so viel zu sagen. Der reichste Naturalist kann Dir unendliches Vergnügen gewähren; volle, schöne Befriedigung erhälst Du nur aus der Hand der Kunst. Kunst, die Zwillingsschwester der Religion, ist der holde heilige Bote, den der Himmel ausgesendet, uns mit Trost und süßer Ahnung zu erfüllen. Aber — wie behandeln wir den Boten??—"

„Coulissenelend, Schmach, die sich die sogenannten Künstler selbst und ihrem Stande anthun, Verworfenheit von oben bis unten,

durch und durch: ob ich diesen Jammer kenne?! — — Die Frage ist einzig und allein die: wie wehrt man diesen gift'gen Schmutz, der täglich neu anschwillt, von sich selber ab? Immer wird meine Antwort sein: indem man die Sache, für welche man sein Leben, seine Ehre eingesetzt hat, unverrückt im Auge behält und im Herzen. Die Sorge, der Kunst nach Möglichkeit Genüge zu thun, nimmt unsere Zeit, alle unsere guten Kräfte dann so sehr, so unablässig in Anspruch, daß unseren Fuß der Schmutz, den wir durchwaten müssen, fast nicht mehr bekümmert. Zweckmäßige Beschäftigung, unausgesetzter Fleiß, ohne Unterbrechung —, an den man sich, Gott sei tausend Dank dafür! gewöhnen kann, ist und bleibt das kräftigste Hülfsmittel gegen den Teufel und alle verlockende Sünde. Zugleich aber ist er auch die Mutter innerster Zufriedenheit und des (ungeduldig herbeigewünschten) Ruhmes, der ehrenden Anerkennung der Welt. Der Frühling ist die Zeit der Saat — Geduld!! — — — Lässige müde Direktoren, deren einziges Stichwort zur Arbeit „Vortheil" ist, Vortheil, komm' er her, woher er wolle, — solche Herren findest Du bei den stolzesten Hoftheatern, wie bei den schmutzigsten Thespiskarren. Mitglieder, vor deren Umgang ein ordentlicher Mensch zurückschaudert, triffst Du allerwärts (und nicht blos auf der Bühne!). Empörendste Vernachlässigung aller Kunstinteressen ist gleichfalls Etwas sehr Allgemeines. Geringschätzung des Publikums also, unserem Stande gegenüber, ist die natürliche Folge jener Gebrechen und Kunstversunkenheit. Wenn man nun aber doch einmal beim Theater sein will, (und ist man nicht in jedem Stande beim „Theater"?? —), so heißt es wahrhaftig: bist Du Gottes Sohn, so handle wie ein solcher; rege — rühre Dich und sei kein Lump mit Lumpen!"

„Nur thörichter Ehrgeiz, oder gallige, giftige Ruhmsucht führen zu tadelnswerthen Extremen: frommer, beharrlicher Fleiß, ein ruhiges, bescheidenes Erwarten jener gesunden (nicht vorzeitigen) Früchte, die Gott der wohlangewendeten Kraft immer schenken mag, eine treue, prunklose Erfüllung der uns vorgezeichneten Pflichten führt

uns, selbst wenn uns die glänzenden Gaben, wodurch schneller und unvergänglicher Ruhm gewonnen werden kann, fehlen, doch zur Zufriedenheit mit uns selbst und zur Achtung der Mitwelt. Dadurch gehen wir (was gleich ein ungemeiner Lohn von Gott ist,) thörichten Lockungen des Müssiggangs aus dem Wege und gewinnen Muth und Vertrauen und heitern Sinn! Heiterer Sinn!!! — Er ist die schöne Blüthe einer noch schöneren Frucht, und zu beiden kannst Du allein schon durch anhaltenden, durch bescheidenen Fleiß gelangen. Zeig erst die That, selbst folgt der Ruhm! Du verstehst diesen Zuruf! Folge ihm! Dein treuer Bundesgenosse ist — Gott!"

„Du ärgerst Dich, was Du mit Deinem regen Gefühl erkannt, nicht auch durch Ton und Gebehrde und Blick gleich hinstellen zu können. Jugendliche, eitle Ungeduld, lieber Wilhelm, weiter nichts! Hast Du es denn nicht mit einer Kunst zu thun? Und kann man Künstler werden über Nacht? Wie viele Stunden des unausgesetzten, geduldigen, liebevollen Fleißes braucht es nicht, einen „Straußischen Walzer" fertig, glatt, angenehm herunterspielen zu können; nun, das wäre ein — Walzer. Du aber stellst Menschen dar, und das sollte leichter, oder nur eben so schwer sein?

Ich glaub's nicht. Fast in jedem Hause treffen wir einen Virtuosen, auf der Geige oder auf dem Hackebrett, gleichviel! Aber, auf wie vielen Bühnen (und es giebt deren eine saubere Zahl!), — auf wie vielen Bühnen triffst Du wahrhaftige, tüchtige Menschendarsteller? Stümper, betrügerische Kerle, die ihre hölzernen, hirn- und herzlosen Fratzen dem Publikum als Geschöpfe Gottes zum Kauf anbieten, aus solchen Personagen besteht, zum großen, großen Theil jener dicke Haufe von Menschenähnlichen Creaturen, die das Privilegium zu haben scheinen, jedem Gebildeten den Sinn, den Geschmack, die Theilnahme für Schauspielkunst zu verleiden. Aus dieser überwiegenden Anzahl jener, von denen Shakespeare im „Hamlet" sagt: sie seien Handlanger der Natur, geht aber nicht immer hervor, daß Mangel an Talent, oder liederlicher Lebenswandel der Darsteller

die Quelle unserer Unzufriedenheit, unseres Mißbehagens am Theater sei, sondern daß der Begriff von Kunst selten richtig erkannt werde."

„Ich glaube wirklich, es giebt in keinem Stande gewissenlosere Tagediebe, als in dem unsrigen. Und ist ein erträglicher Schauspieler zu denken ohne allseitige Bildung und rastlosen Fleiß? Das Talent freilich ist No. 1. Zum guten Boden aber gehört ein tüchtiger Bauer, und die Blume der Kunst gedeiht nicht ohne Pflege. Das wissen die liederlichen Kerle, Alle; aber süßer däucht ihnen Faulheit und Schnaps, als edle Benutzung der Zeit. — Manche Bühnen zählen einige sehr solide Leute. Man sieht, sie thun, was sie können, allein sie können eben nicht viel. Geschick und Anlage sind oft da; man erkennt sie, trotz aller Fehler, aller Dummheiten, die sie machen; aber das Unentbehrliche: der ausgebildete Verstand, die gute Erziehung fehlen. Alles geht unter, ersäuft in Rohheit und alltäglichem, gemeinem Geschwätz. — Giebt es nicht eine Masse von Künstlern, denen — nicht etwa Göthe oder Shakespeare, nein: Kotzebue selbst ein unauflösliches Räthsel ist? deren Schulbildung und Fassungsvermögen nicht einmal zu den allergewöhnlichsten Aufgaben hinaufreicht? Solcher Bursche wirst Du schon eine Menge kennen. Und das Pack erfrecht sich, dem gebildeten Zuschauer das schwerste Bild, den inneren Menschen an sich abzuspiegeln! Es muß — muß anders werden in der Theaterwelt! Fordern's nicht die Fürsten, wird die Zeit, die unaufhaltsam vorwärtsschreitende, es fordern. Sie wird es nicht mehr dulden, daß man Vagabunden Künstler nenne."

„Das Reich der Kunst ist kein Schlachtfeld, auf dem blinde Wuth und Verzweiflung mit dem Rufe „Samiel hilf!" nach dem Siegeskranze zu ringen haben. Das heiße, geängstigte Blut eines Bedrängten ist das Gegentheil von dem, was den Künstler er-

füllen soll. Dieser bedarf der geläuterten, vom Verstande klug und zweckmäßig beherrschten, heiligen Flamme. Die Flamme schenkt Gott, läutern müssen wir sie selbst, dazu gehört Fleiß und Zeit. Vergleiche selbst. Fandest Du bei der Keckheit, bei der Wagehalsigkeit eines Schauspielers, der Dir als (genialer! —) Faulpelz bekannt geworden, je einen künstlerischen Genuß? Gewiß nicht. Höchstens magst Du sagen, wenn dem liederlichen Bengel ein Sprung über den Graben gelingt — das ist ein verfluchter Kerl —! Liegt in diesem, aus der Verwunderung über rohe Kräfte hervorgehendem Lobe irgend eine Spur von jener Achtung, die uns die besonnene, ruhig kräftige, von wohlthuender Wärme erfüllte Darstellung eines fleißigen Kollegen abgewinnt? Himmelweiter Unterschied! Und nach welcher Anerkennung haben wir zu streben? Nach der der Besten. Die ist aber freilich nicht so wohlfeil zu erringen, als der Jubel des verschiedenen Pöbels. Hat man sie aber, dann wohnt man in einem sichern Hause, indeß der Günstling des Janhagels jedem Witterungswechsel in seiner Schindelhütte preis gegeben ist. Glaube mir, wie Dich, hat auch mich die Noth kleiner Theaterprinzipale, das unabweisliche Bedürfniß des Augenblicks zu manchem Wagniß hingetrieben; in (tiefverhehlter) Furcht empfand ich, was es galt, und um mich, vor meinem innern Richter wenigstens, so gut als möglich zu verwahren, gönnte ich dem schon geschwächten Körper keine Ruh. Der Unterschied von Tag und Nacht entschwand aus meiner engen Stube, und wenn dann auch am Abend einer neuen Prüfung der Magen schwach — die Glieder schlottrig waren: im Augenblicke des Kampfes für die Ehre unsrer Kunst und für meine Ehre hielt mich meiner Seele Kraft in dem Bewußtsein aufrecht: was geschehen konnte, hast du gethan! Dabei entging der Schauspieler Seydelmann der Gefahr, dem Untergange, aber Dein Vater hat die Anstrengung büßen müssen: ich war in Grätz, in Prag und in Cassel — in den ersten 12 Jahren meiner Laufbahn — meistens krank. Aber „setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein!" Mich trieb's zum Einsatz — treibt es immer noch! (Und gegen recht lebendigen Trieb hilft selten eine Mahnung. —) Bist Du Dir eines gleichen Antriebes

in tiefster Seele bewußt, so blick auf mich und weise, wie ich Dir schon schrieb, allzuhäufige Anforderungen zu übereiltem Spiel bescheiden zurück. Dienstbar und gefällig muß man sein; doch seinen bis dahin erworbenen guten Ruf dem täglichen Bedürfniß des Komödienhauses hinzugeben, wäre Tollmannswerk und verdiente jede bittere Folge. Ich weiß, wie schwer es ist, eine dargebotene schöne Rolle, wegen Mangels an Zeit, nicht anzunehmen; aber Achtung vor der Kunst, Achtung vor sich selbst werden es — wenn auch erst nach einigem Kampfe — gelingen lassen. Eine kleine Rolle, wiederholt, gut, und seiner Sache sicher, recht mit Liebe spielen, fördert mehr, als: wie ein Esel auf dem Eise tanzen." —

„Es bleibt gewiß: wer nicht einen unverwüstlichen guten Grund von der Mutter Natur empfangen hat, wird hinter den Coulissen zehnmal früher des Teufels als sonst wo. Nirgend wuchert das Unkraut schneller, nirgend steht es fetter, üppiger, glänzender, als dort! Lessing sagt: Ein denkender Künstler ist noch Eins so viel werth. Und wer beim Theater alt geworden, sagt mit eben so viel Recht: Ein honnetter Schauspieler ist dreimal so viel werth als jeder andere honnette Mensch!"

Unablässig drang Seydelmann darauf, daß der Schauspieler jede Rolle in ihrem innern Zusammenhange mit dem ganzen Werke auffassen und darstellen und sich der Idee des Ganzen, selbst mit Aufopferung eines Vortheils für sich, unterordnen müsse. Die Darstellung eines Charakters, welche, für sich betrachtet, unsere volle Zufriedenheit, ja vielleicht Bewunderung erregt, kann, im Zusammenhange des ganzen Werkes aufgefaßt, doch als verfehlt erscheinen. Dieses ächt künstlerische Princip, welches Seydelmann, dem Sohne gegenüber, so eindringlich ausspricht, führt nun der Künstler an zwei Beispielen durch, nämlich in der Kritik des Kriegsrath Dallner von Eßlair und in den Betrachtungen über die Versinnlichung der Gräfin Orsina im Geiste der ganzen Tragödie. Wir haben diesen beiden geistvollen, zu sehr verschiednen Zeiten entworfenen Entwickelungen diese Stelle angewiesen, da sie als Beleg des allgemeinen Princips gelten dürfen.

„Wenn Du ein Stück lies'st, so sieh doch auch auf den Plan des Verfassers; erkenne die gegenseitigen Stellungen der Personen, die er uns vorführt und Du wirst Dir für die Frage: was mach' ich mit meiner Rolle? bald die Antwort sagen können. Nach ungefährem Eindrucke, den die oberflächliche Lectüre eines Stückes, einer Rolle auf uns macht, diese letztere spielen, kann sehr auf Irrwege führen. Man kann dann wohl, aus seinem Gesichtspunkte heraus, gut und vortrefflich darstellen, aber der Schauspieler hat sich, in allen Fällen, seinem Dichter unterzuordnen, denn es gilt ja, im Sinne

des Dichters zu arbeiten, nicht in unserem eigenen. Es ist grade, als ob ein General, noch so tapfer und Heldenkühn, gegen die Anordnung seines Oberfeldherrn auf den Feind losbrechen wollte: er würde der strengsten Strafe nicht entgehen können. Der Schauspieler, der, wie ein solcher General, gegen seinen Dichter sündigte, könnte, mit Beifall und Halloh überschüttet, gegen eine ordentliche Kritik demohngeachtet nicht bestehen. *)

Jede Person des dramatischen Gedichtes ist doch nur ein Theilchen des Dichters selbst. Je reicher diese Theile erscheinen, je selbstständiger, je freier von irgend einer Fessel, je größer wird der geistige Reichthum, das Talent, die Schöpferkraft des Dichters sein. Beweis liebster Freund alle Erscheinungen in der dramatischen Literatur bis zu Shakespeare, Schiller und Göthe.

Gedanken, die mir Eßlairs Darstellung des Kriegsrath Dallner in Iffland's „Dienstpflicht" erregte, als er im Jahre 1825 zu Cassel diese Rolle spielte.

„Eine an und für sich ganz vortreffliche Darstellung des alten Kriegsrath ist die des Eßlair. Aber sie gehört nur den Worten nach in das Ifflandische Schauspiel. Indem sich Eßlair gleichsam emancipirt und doch wieder in den Kreis, wie ihn der Dichter gezogen, zurücktritt, zerstört er — durch eine, dem Schauspielkünstler nicht gestattete Freiheit — die Grundlage, die Harmonie des Ganzen, und läßt namentlich den, so weit in den Vordergrund gestellten, tief einwir-

*) Diese bündige, klare Stelle widerlegt genugsam die wunderliche Behauptung, welche sich in der Vorrede des talentvollen Dichters Hebbel zu seiner Maria Magdalena S. XXIII. über Seydelmann findet. Es heißt daselbst: „Ein berühmter Schauspieler, jetzt verstorben, hat, wie ihm von seinen Freunden nachgesagt wird, dem neuen Evangelium die praktische Nutzanwendung hinzugefügt, er hat alles Ernstes behauptet, daß der Poet dem Künstler nur ein Scenarium zu liefern habe, welches dann durch diesen extemporisirend auszufüllen sei." Später wird Seydelmann als Urheber dieser Äußerung genannt. Wie so vieles wird fortan auch diese Vorstellung dem Reich der Mährchen angehören. Nur die ganz Unverbesserlichen mögen sie gegen alles Zeugniß noch wiederholen.

kenden Schritt, den der junge Dallner thut, ohne alles Motiv erscheinen.

Ein Pistolschuß aber durch den Kopf, fast um Nichts und wieder Nichts, kann uns nur Ekel erwecken. Eben so sind die Gegner, welche der Verfasser dem alten Dallner entgegenstellt — dem Eßlair'schen Spiel gegenüber — gar zu erbärmliche Wichte. Ja selbst S. Durchlaucht, der Fürst, wird ein zu gewöhnliches Menschenkind, wenn er in die Verfolgungen eines solchen Ausbundes von Tugend und Liebenswürdigkeit mit einstimmen mag. Der alte Dallner des Iffland hat seine Härten und Flecken, und diese sind ein Gegenstand geheimen Kummers, selbst seinen liebevollen Kindern. Freilich liegen diese Härten und Flecken nur auf der Oberfläche seines Wesens, aber sie reichen vollkommen hin, seinen Feinden als erwünschte Haken zu dienen, den Mantel ihrer Verläumdungen daran aufzuhängen und die eifersüchtige Welt über den alten Herrn in beliebte Zweifel zu setzen.

Dieses, der Vortrefflichkeit beigemischte Maaß von Schroffheit und Strenge, diese Aufwallungen heißen Blutes, geben auch dem Schuldbewußten und unmännlich herabgestimmten Sohne einigermaaßen eine Entschuldigung für seinen verzweifelten Schritt.

Der Darsteller des alten Dallner muß also nicht, aus einer Überfülle von allerliebenswürdigster Bravheit, nach allen Richtungen des Schauplatzes hinaus, kokettiren wollen; er muß vielmehr jeden Wink, den ihm der Dichter für die kleinen Schwächen und Unebenheiten des sonst so braven Staatsdieners gegeben hat, — der Einheit des Stückes willen — sorgsam benutzen.

Dadurch wird ja auch der alte Dallner erst zu einem Menschen. Eßlair aber giebt ihn uns als ein Bild ohne Schatten."

Die Versinnlichung der Gräfin Orsina.

„Warum wird diese Rolle immer von betagten Weibern gespielt? Liegt das in des Dichters Intention, oder ist es eine gedankenlose Willkühr, ein verjährter Irrthum, der nach einem halben Jahrhun-

dert aussieht, wie ein altes Recht? Ist „Emilia“ siebenzehn, achtzehn Jahr alt, der Prinz ein Zwanziger (wenn er nicht widrig werden soll), was soll uns dann die dreißig, vierzigjährige „Orsina?“ Ennuyiren? Wie anders Alles, wenn sie noch jung und schön und geistreich uns erschiene; südlich glühend und auch in uns noch Mitgefühl und Gluth erweckend! Wir griffen dann mit ihr zum Dolche — der Schatten läge schärfer auf dem Prinzen und dem Helfershelfer, tiefere Furcht ergriffe uns für die bedrohte Tochter, kräftiger verträten wir die Sache ihres Vaters, mit Einem Worte: inniger ergriffe uns der Antheil an dem ganzen Stücke. — Wie man's aber heute spielen sieht, empfinden wir die Lähmung, die Erkältung schon im vierten Acte, gerade da, wo Lessing neue Gluthen zuträgt, um den Brand zum unauslöschlich-verderblichen zu machen. Statt tiefen Lebens, das vor unsern Blicken bis zum Wahnsinn aufflammt, tritt uns starrer, ekler Stolz entgegen, der sich mit Kathederweisheit brüstet, auf und nieder deklamirt in allen Tönen, ja sogar nach Noten lacht, nur der Worte Lessings sich bedient zum Stichwort für die träumerischen — dummen Klatscher. Die ganze Rolle der Orsina wird dadurch zur eingelegten Arie, über der man das Schauspiel fast aus den Augen verliert, nur mit Mühe finden wir uns später wieder hinein. Nun können wir uns nicht mehr dafür erwärmen; den Grund der Mißstimmung wagen wir aber kaum zu nennen, sollten wir ihn erkannt haben. Die ihn nicht erkennen, werden wenigstens weit entfernt sein, ihn im Mißverstande der beklatschten Schauspielerin zu suchen, die (meinetwegen) das „Ungeheure“ geleistet haben mag und nur das Erste unterließ: im Sinne des Dichters zu spielen.“

Wir schließen diesen allgemeinen Vorschriften und Aussprüchen des Künstlers über seine Kunst und ihre Forderungen die Gruppe derjenigen Auseinandersetzungen an, in welchen Seydelmann, veranlaßt durch die Aufforderung des Sohnes, die geistvollsten Andeutungen über einzelne selbst ziemlich untergeordnete Rollen giebt. Alle diese Belehrungen haben den gemeinsamen Ausgangspunkt, dem Sohne, dem beim Beginn seiner Laufbahn die im Folgenden genannten Rollen zugetheilt worden waren, den rechten Weg in seiner Kunst zu zeigen. In allen diesen Erörterungen finden wir die fruchtbarsten Winke und jene so wohlthuende Vereinigung von Ernst der Gesinnung, Tiefe der Anschauung und edler Einfachheit des Ausdrucks. Auch diese Gruppe ist, wie die vorhergehende, aus einer Reihe von Briefen aus den letzten Lebensjahren von uns zusammengestellt worden. Die Andeutungen erstrecken sich über folgende vier, miteinander natürlich gar nicht zusammenhängende Figuren, den Roller in den Räubern, den Stehauf im Fest der Handwerker, den Angelo in Emilia Galotti und den Geist im Hamlet.

„Als Schiller seine „Räuber" schrieb, war er neunzehn Jahr alt. Außer dem Papa Moor *), dem Bedienten Daniel und dem Gerichtsboten muß jede Rolle dieses Stücks zuvörderst jung gespielt

*) Bei Gelegenheit einer Darstellung der Räuber auf der Dresdener Bühne sagt Seydelmann sehr schön in Betreff der Versinnlichung dieser Gestalt: „Der 70jährige Werdy spielte den alten, albernen Moor, müde, aber nicht krank. Zur Darstellung selbst des ältesten, gebrechlichsten Mannes gehört die Mitwirkung geistiger Kraft; ist auch diese erloschen, dann sitzen wir im Spital, nicht im Theater."

werden, dann wird's verstanden und gewürdigt werden. Wie man es aber fast auf allen Bühnen hört und sieht, ist es ein traurig — lahmer Spaß, man geht ermattet heim.“ —

Roller in den Räubern.

„Wenn Du den Roller spielst, thue nur des Galgenmäßigen nicht zu viel! Wenn die Aufgabe, die uns geworden, des Grellen schon genug enthält, dann schickt es sich zu fragen, wie man es durch Kunst (die ewig Schöne) möglichst mildern könne. Eine offene Wunde thut keinem ordentlichen Auge wohl. „Roller“ ist ein Student, ein Freund des Moor, ein tüchtiger, durch jugendlichen Irrthum aus der Bahn des Rechten geschleuderter Kerl! Zeige das Brave in ihm; im Äußerlichen gib nur das Unerläßliche, keineswegs das Ekelhafte; hörst Du? Es diene Dir diese Rolle für alle dieser Gattung. Nur spiele sie nicht faul. Der Schauspieler muß jeden Abend „mit Leib und Seele“ in der Sache seyn, für die er uns mit interessiren will; sonst wenden wir uns gelangweilt — betrogen durch ihn, von seinen hirn- und blutlosen Gaukeleien ab. Freilich wird man dabei nicht eben fett!“ —

Stehauf im Fest der Handwerker.

„Ich lese Deinen kleinen Brief, und finde, daß Du mich um Rath für die Darstellung des Stehauf bittest. Ich muß Dir gestehen, daß ich diese Rolle, obwohl ich mich des G. dabei erinnere, doch nicht recht kenne. G. machte damit, was man so „dummes Zeug“ nennt, und davon bin ich, selbst wenn es die Posse betrifft, kein Freund. Die Schauspieler dürfen keine Narren sein, die Handlung — das, was sie treiben, bildet das Belachenswerthe, Lustige. Je ernster, je naturgemäßer, je solider sie die Richtigkeiten ihres Alltagslebens darstellen — und solche sind im Feste der Handwerker geschildert — je wahrheitsgemäßer sie sich dabei gebehrden, je größeres

Vergnügen hat dabei der gebildete — und ungebildete Zuschauer. Denke an eine drollige Volksscene, der Du da, oder dort beiwohnen konntest. Was reizte Dich am meisten zum Lachen? Der Ernst, mit welchem Du die Leute sich benehmen sahst. So wurden freilich die Handwerker in St. nicht gespielt. M. und G. waren Hanswurste, und hatte man aus Überraschung gelacht, so wurde einem hinterdrein desto übler zu Muthe. Vermeide das und sei überall natürlich, wahr! — Sei unbesorgt um den komischen Effekt, ungerufen kommt er am willigsten." —

Angelo in Emilia Galotti.

„Wenn Du den „Angelo" machst, denke hübsch an die italienische Raçe. „Angelo," ein kecker, stets auf's Äußerste vorbereiteter Kerl, tritt von wilder Ungeduld und vom Ehrgeiz des Mörders getrieben, der sein Wort mit Glanz zu halten trachtet, in's Haus des „Odoardo" ein, den er kennt und respektirt, aber nicht — fürchtet. Pirro, eine feige Bestie, aber doch ein treuer Helfershelfer von der Bande Angelo's muß Red' und Antwort stehen. Ärgerlich, grollig ruft er ihn an; scheu, mit Blicken überallhin, tritt er in's Gemach, seine Seelenkräfte alle sind aufgeregt und auf der Hut. Mit gedämpftem Tone schmollt er den Mitverschworenen an und nimmt dabei die Stellung an dem offenen Fenster, aus dem er sich, zur Verständigung mit einem Aufpasser vor dem Hause, umsieht. Ohne Verweilen. Der halblaute, flüchtige, aber deutliche Dialog geht inzwischen fort. Die Blicke schweifen wild umher, besonders nach den Thüren. Im Gürtel hat Angelo seinen Schutz: Dolch und Pistolen, den er kaum aus der schlagfertigen Hand läßt. Die Worte mußt Du sehr gut inne haben, damit Du Blick und Gebehrde um so freier gebrauchen kannst. Denke Dir lebhaft einen Kerl, den jeder Augenblick verrathen, an's Messer liefern kann, und der doch Keckheit besitzt, das Äußerste zu wagen. Der Redeton sei tiefer, kräftiger Baß, mit Dämpfer! Nur dann und wann ein lauter, drohender, gefahrvoller

Stoß auf die scheue Bestie Pirro hin. — In der Scene mit Marinelli ebenfalls keck, und lebhaft, aber mit Humor des Siegers; roh! — die Maske: gelber Teint, dunkles Haar und Bart, Netz über den Kopf, grauer Hut. Nichts übertrieben. Viel—viel Glück!" —

Der Geist im Hamlet.

„Wenn Du den Geist „im Hamlet" spielst, so laß Dir Zweierlei empfohlen sein: Quäle Dich um Gotteswillen nicht ab, ein Gespenst sein zu wollen. (Wie wäre das auch anzufangen, wenn die ganze Geschichte nicht blos ein Kinderspiel sein sollte!) Shakespeare stellt dem Hamlet eine Erscheinung entgegen, in welcher dieser (wie Horatio, Marcellus und Bernardo) den gestorbenen König erkennt. —

Horatio, der nüchterne, stets besonnene, einfache, schlichte Horatio sagt: „Ich kannte Euren Vater: hier diese Hände gleichen sich nicht mehr." — Und als ihn (den sogenannten Geist) Hamlet reden hört, hört er auch die Stimme des verstorbenen Vaters. — Und auch nur so läßt sich der tiefe Eindruck, — der nachhaltige erklären, den die wunderbare Erscheinung auf sein Gemüth ausübt. Ein absonderliches, ausgespreiztes Wesen, ein aus der Bauchhöhle mühsam heraufgequälter, markloser Ton, werden uns doch den Mann nicht abspiegeln sollen, von dem Jeder, der ihn kannte, des Lobes voll ist, von dem Hamlet sagt: „in Wahrheit, ein Verein und eine Bildung, auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt." — Halte Dich in der Darstellung dieser seltenen Rolle (und eine seltene Rolle ist sie schon deshalb, weil sie in kein besonderes Fach eingeschachtelt werden kann; sie müßte denn unter die zärtlichen Väter, oder unter die „pères nobles" gesteckt werden) — halte Dich in der Darstellung ganz schlichtweg an die Worte, durch welche der Dichter die Erscheinung selbst bezeichnete. Zuvörderst sagt er (durch Horatio): „Ein Schatte, wie Euer Vater, erscheint vor ihnen, geht mit ernstem Tritt langsam vorbei und stattlich, dann: „eine Miene mehr des Leidens als des

Zornes" — dann: „äußerst blaß" d. h.: nicht mit Schlemmkreide fingerdick bestrichen. — Ruhige Majestät spreche sich also in der ganzen Haltung und höchst sparsamen Bewegung aus. Dieser Haltung vom ersten bis zum letzten Augenblick vollkommen treu zu bleiben, darfst Du nie vergessen, daß Drahtpuppensteifigkeit keine „Majestät" bedeutet. Wie nun der Körper sich uns darstellt, so harmonire mit ihm der Ton: er sei männlich, natürlich und bewege sich im edelsten Tempo fort, weit entfernt von Monotonie, oder von dem beliebten „auf und ab." Ein tiefes Leiden, würdig getragen, spreche sich in ihm aus, damit wir Theilnahme empfinden, aber keinen Ekel über Pinselei, Dummheit, oder Rohheit. — Den Sinn der ganzen Rolle wie jeder einzelnen Rede verstehst Du. Der Dichter bedient sich der Erscheinung, um Gottes ewige Gerechtigkeit durch ein Wunder darzustellen. — Der größte deutsche Schauspieler, Schröder, spielte die Rolle und wirkte damit, was ein Geist auf uns wirken soll. „Geist;" nicht „Gespenst." Göthe in seinem „Wilhelm Meister," verweilt mit vieler Liebe bei den Geistesscenen im „Hamlet", Du wirst Dich dessen erinnern. Wie viel Du aber darüber lesen, sprechen, — oder hören magst: um das Eine bitte ich Dich — in diesem Falle, wie in allen andern — verwirre Dich nicht; erhalte Dir den einfachen, scharfen, natürlichen Blick." — —

Diesen geistvollen Winken, welche Seydelmann, zunächst dem Sohne zur Belehrung, über einzelne Rollen gegeben hat, lassen wir die bei Gelegenheit des Theaterbesuchs entstandenen Kritiken folgen, welche fast durchgängig aus Briefen an den Freund v. Goldner entnommen und von uns verbunden worden sind. Seydelmann liebte nur die gelegentliche Mittheilung über seine Kunst, und verweigerte, dazu aufgefordert, sehr entschieden dramaturgische, oder rein kritische Entwickelungen zu geben. Der Trieb, den Eindruck eines Kunsterlebnisses einem befreundeten Manne zu schildern, bewegt ihn allein zu seinen ästhetischen Auseinandersetzungen, alle knüpfen sich immer an eine ganz bestimmte Veranlassung. Diese wird nun, bei Seydelmanns Neigung überall sich zum Gedanken zu erheben, eine Quelle, welche sich unter der Hand oft zu einem Strome tiefer Anschauungen erweitert. So hat die folgende, so geistvolle und eindringende Auseinandersetzung des Jago nur die Darstellung des Othello in Dresden zu ihrer Entstehung. In der Schärfe seiner Kritik, welche überall einen hohen Maaßstab anlegt, werden wir aber auch das Wohlwollen und die Freude anzuerkennen nicht vermissen. Dadurch gewinnt dieselbe eine so wohlthuende Wärme.

„In Dresden angekommen besuchte ich das Theater. „Mädchenfreundschaft" ein Lustspiel nach dem Französischen (wonach sonst? —) und ein Vaudeville „List und Phlegma" wurden gegeben. Dies Haus: wie klein Alles, wie eng! Sonst dem Mannheimer ähnlich. Schwindsüchtige täuschen darin, als hätten sie Riesenlungen; jeder Hauch ist hörbar. Da läßt's sich con amore sprechen. Da kann man

die feinen und feinsten Biegungen des guten, gesellschaftlichen Tones geltend machen. Da braucht man keinen Mauerpinsel, um verständlich zu werden. Fräulein Bauer, die ich hier zum Erstenmale und zwar in „Mädchenfreundschaft“ sah, ist, im Lustspiele, eine ganz vortreffliche Schauspielerin. Ich habe an ihrer Darstellung einer jungen, lebhaften, muthwilligen Dame von Bildung eine große, große Freude gehabt und möchte sie wohl noch oft sehen. Sie war die belebende Sonne in dem sonst trockenen Kreise. Herr P.... sieht noch immer aus wie eine auf den Schwanz gestellte Sardelle, und seine Töne klingen, wie eine Sardelle aussieht: dünn, sehr dünn und scherbenartig. (Braucht er sie in der Tragödie, so drückt er sie zu einer ängstlich machenden Hohlheit herunter: so war's nemlich in Shakespeare's: Othello, von dem ich später reden will.) Dabei hat er jene kleine, fixe Haarkräuslerbeweglichkeit in allen tausend Gliedmaaßen, daß man meint, es würde Alles durcheinander gebeutelt: Wort, Blick und Gebärde. Trotz des schwarzen Frackes und der häufig gebrauchten Lorgnette sah ich ihn doch immer nur, als wär er im Vorzimmer und äffe die vornehmen Herrn im Saale nach. Fräulein Bauer erschien mir an diesem Abend wie eine heitere, liebenswürdige Dame, die sich mit ihren Domestiquen unterhält. Nun, ich bin doch froh, daß ich sie dabei belauschen dürfen. Der Eine von ihren Domestiquen (ich glaube, er stellte einen Grafen blos — — — — — —) war nicht einmal barbirt.

„List und Phlegma“ — Weder „List noch Phlegma,“ aber Langeweile genug.“

„Die Vorstellung Othello war im Ganzen eine würdige. Daß die Besetzung einiger (sogenannten) untergeordneten Rollen eine mangelhafte gewesen, mag ich nicht zum Gegenstand eines besonderen Tadels machen. War der Schauspieler auch kein befähigter, so war er doch ein höchst achtsamer und fleißiger, und wen wird das nicht versöhnen, sieht er in den bedeutendsten Charakteren den Gedanken des Dichters in Saft und Kraft? Weymar erschien als ein Darsteller, der seine Aufgabe wohl verstanden hatte. Seinem Othello fehlte zwar in den ersten

Akten das Gepräge der vollen Männlichkeit, der sichern, ruhigen Kraft und Würdigkeit, er schien mir zu gespannt, zu sehr erfüllt von dem, was später uns aus ihm entgegentritt. Dagegen zeigte er die immer wilder hervorschlagende Leidenschaft mit tiefer Wahrheit und wird er es über sich gewonnen haben, seiner Gluth mehr Adel des Ausdrucks, mehr künstlerische Schönheit zuzugesellen, dann darf er auch die grämlichen Richter einladen, seinen Othello mit anzusehen. Desdemona hatte Fräulein Bauer darzustellen. Schwerlich dürfte Jemand der Meinung sein, daß uns des Dichters Bild aus den Bemühungen der höchst talentvollen Künstlerin vollständig entgegengetreten sei. Fräulein Bauer scheint, mit vielleicht nur geringen Ausnahmen, mehr sich selbst zu spielen als — sich verläugnen zu können. Immerhin aber war, was sie zur Anschauung brachte, nicht nur nicht störend, sondern Einiges wurde sogar durch den künstlerischen Sinn der Darstellerin, durch die bis zur Vollkommenheit gesteigerte Durchführung, tief ergreifend. Ich erinnere mich hierbei an die berühmte Schnupftuchscene, und an die, in der sie um ihr Leben bittet.

Pauli's „Jago" kam mir vor, wie eine höchst fleißige Bleistiftzeichnung unter warmen, lebensvollen Gemälden. Diese graue Eintönigkeit, unterbrochen ganz allein von einem gar zu dicken, schwarzen Strich über den tief liegenden, stechenden Augen, fesselte die Aufmerksamkeit auf eine peinliche Weise. Ich stelle mir den Jago nicht so apart vor. Mir erscheint er vielmehr als das anschmieglichste, geselligste, treu-dienstfertigste Wesen, Jedem gegenüber, mit dem wir ihn zusammenkommen sehen, alle diese liebenswürdigen Eigenschaften verschönt durch Heiterkeit und Witz. Roderigo, den wir doch nicht geradezu einen Schaafskopf zu nennen haben, wird getäuscht von ihm bis zum letzten Augenblicke; Cassio, ein gewandter, feiner, ehrliebender, beherzter Soldat, hat nicht den mindesten Argwohn gegen Jago; Othello, der ihn in seiner nächsten Umgebung hat, vertraut ihm, als einem Manne von biederer Gesinnung, von hellem, offenem Kopfe, voll treuster Ergebenheit; er zeichnet ihn aus, indem er ihm, auf der Fahrt nach Cypern, das ehrenvolle Amt eines Begleiters seiner angebeteten Desdemona zutheilt, und wir dürfen immerhin annehmen, daß Othello

schon so manchem Menschen tief in's Auge und in's Herz geblickt. Desdemona selbst hat ihn nicht ungern und schilt ihn, gutmeinend, nur seines mitunter lockeren Witzes wegen. Endlich kennt ihn doch wohl seine Gattin Emilie auch ein wenig und diese sogar hat von seiner beispiellosen Ruchlosigkeit keine Ahnung; er hat in ihren Augen die Sünden aller Ehemänner, was er sonst im Schilde führe, kommt ihr nicht im Traume bei. Jago täuscht also Alles um sich her: die Dummen nicht nur, auch die Klügsten! Er ist der unerreichte Meister der Verstellungskunst; und welcher Mittel bedient er sich zunächst zu seinem Zweck? der Griesgrämlichkeit, der fadengraden, trocknen, spießbürgerlichen Ehrenhaftigkeit, aus deren Nähe jeder freie, frische, das Leben anlockende, herausfordernde Ton verbannt ist? Gott behüt's! Jago ist das volle Leben selbst, mit allen seinen Farben und Strahlen. In seinem Busen liegt die Hölle, auf seiner Lippe, in seinen Blicken wohnen Engel: Engel der Lust, der Treue und des inneren, ewigen Friedens. Mit ihnen lockt er in's Verderben; und über der Lust, daß es ihm damit so gut, so leicht gelingt, verliert er fast den Blick für alle Schrekken und den namenlosen Jammer, den er um sich her verbreitet. Der Kitzel glücklichsten Erfolges treibt ihn immer vorwärts auf der Siegesbahn des Bösen; dicht am Ziele will er sich des Lohn's versichern. — Ein's noch ist zu wagen: er wagt's — und fällt; inmitten seiner Opfer; aber — wie ein Mann! — Jago, ausgerüstet wie Wenige auf Erden, erhält den ersten Anstoß zur Selbsthülfe (da ihn das Glück nicht begünstigt) von seinem gekränkten, beleidigten Ehrgefühl. Rachelust vergiftet sein Blut und seine Gedanken. Denken wir uns den Fall umgekehrt: wären seine edleren Fähigkeiten (und welcher Mensch geht ohne diese aus des Schöpfers Hand?) in vollen Anspruch genommen worden, wir hätten uns durch sein Beispiel können erhoben fühlen, wie wir jetzt vor seiner dämonischen Fertigkeit zurückschaudern.

Pauli, dessen künstlerische Tüchtigkeit ich mit inniger Lust und Achtung anerkenne, der, nach meinem Dafürhalten, unter allen mir bekannten Darstellern von Charakterrollen einer der Ersten ist, schien an diesem Abende entweder verstimmt, denn es mangelte seinem Jago alle Geschmeidigkeit, aller Humor; oder — ich bin mit meiner Ansicht von

dieser Gestalt auf einem Holzwege. Nun, ich habe sie ausgesprochen — Überzeuge mich jetzt Einer vom Gegentheil.

Sie lieber Freund, kennen meine Abneigung gegen die übliche Art der Darstellung von Bösewichtern auf der Bühne. Da ist Alles, was man nur immer wahrzunehmen im Stande ist, so durchaus schlecht, so bodenlos niederträchtig, daß es mich immer Wunder nimmt, warum alle Mitspielenden und Nahesitzenden nicht gleich am Hauche einer solchen verpesteten Bestie ersticken. — Jeder Bösewicht ist ein Mensch; ein Mensch, in dem wir den Kampf der uns mitgegebenen guten und bösen Kräfte wahrnehmen. Je klarer, je naturgemäßer der Künstler uns diesen unglückseligen Zwiespalt veranschaulicht, je mehr wir erkennen, daß die erschütternden Frevel, die Dichter und Schauspieler vor uns aufrollen, ihren Grund in einem gereizten, mißleiteten Gefühl — in einem Irrthum unserer Ansichten von Recht und Unrecht haben, daß unsere Nachsicht gegen einen (sogenannten unschuldigen kleinen) Fehler die Quelle der fürchterlichsten Vergehungen werden kann: je eindringlicher uns dies gezeigt — je näher uns in dem Gefallenen der gefallene Bruder ans Herz gelegt wird, je wohlthätiger wirken beide Künstler auf unsere Bildung und der heilige Zweck der Bühne ist erreicht. Was sollen wir aber mit jenen Fratzen, die uns — nachdem sie uns erschreckt haben, um so mehr anekeln, oder zum Lachen reizen; mit jenen Lumpen, die uns einbilden wollen, es gebe Menschen, die aber nur darum Böses thun, weil sie nichts Gutes thun mögen; und damit Basta? Gehören solche Larven in den Bereich der Kunst? Alles, was geschieht, geschieht im Zusammenhange mit dem Vergangenen. Zeigt uns der Dichter die Folge, so läßt er uns aus dieser Folge auch den Anfang ahnen. Können er und der Schauspieler das nicht, so laßt die Mordthaten auf Wachsleinewand malen und auf Viehmärkten damit herumzigeunern. Und auch dort müßte sie eine gute Polizei nicht dulden.

Ich schweife ab und will wieder einlenken.

Fräulein Berg stellte die Gattin des Jago, die Emilie, dar. Ihr möchte ich den Preis des Abends zuerkennen. Hat Fräulein Berg viele solcher Darstellungen aufzuweisen, so ist sie eine Hochachtungswerthe, selt'ne Künstlerin. Herr P.... war gut als Brabantio. Für

den unzureichenden, hohlen Ton kann er wohl nicht, eben so wenig für das Unzulängliche seiner Persönlichkeit. Er zeigt eben etwas Krankhaftes, und so kommt man denn, trotz aller Mühe des Darstellers, doch zu keinem Genuß; es müßte denn Mitleiden ein Genuß sein? — Daß Herr P.... im Augenblicke, als er, in tiefer Mitternacht, vom Lager aufgeschreckt, an's offene Fenster trat, Glacé-Handschuh' anhatte, fand ich der Würde eines Hoftheaters äußerst angemessen."

Nicht minder geistvoll spricht sich Seydelmann einige Jahre später (1842) (das Vorige ist aus dem Jahre 1838) gegen denselben Freund über seine Lieblingsaufgabe den Jago aus, in welchen er sich immer mehr hineingelebt hatte. Wir theilen diese Stelle gleich hier mit: „Ich freue mich wie ein Kind auf den Jago! Manche finden das seltsam; der Kerl sei doch gar zu niederträchtig, sagen sie. Das ist er, ja! Das Unglück, das er rings um sich schafft, geht über alle Gründe, die er etwa dafür nennen dürfte, riesenhoch hinaus. Des Giftes voll wirft er's auf alle Wege hin. Wer ihn auch nur im Traume kränkt, wer seinen Vortheil, seine Wohlfahrt stört, den wirft er seiner Rachelust als ein willkommenes Opfer hin. Und wie versteht er sich darauf, sein armes Opferlamm zu fassen, langsam und sicher zu zerlegen! Mit welcher lachenden Befriedigung trägt er den Tod in seiner Auserwählten Herz! Sich vor ihm zu hüten fällt wohl Keinem ein, denn „Jago ist die gute Sünde selbst." Und träfe man ihn auch bei einem Schelmenstreich, er spräche sich bald rein. Der Ton der Schlichtheit, Ehrlichkeit, der Bruderliebe und Treue, des offensten Vertrauens — ein Herz voll Heiterkeit und Lust, voll Muth und Tapferkeit ist sein; dem Schein gehört die Welt und Jago wirbt um sie mit größerem Talent, als Glück. — Für den Schauspieler wird Jago immer eine der schwersten Aufgaben sein, der Dichter sagt dem Publikum jedesmal voraus, welchen Schurkenstreich der Bösewicht im Stück begehn wird und die Ausführung soll jedesmal eine so gelungene und überwältigende sein, daß sich selbst das wohlunterrichtete Publikum so eingefangen davon fühlt, wie die verdachtlosen Personen des Stücks."

„Wir bezogen zwei Stuben im ersten Stock, tranken Kaffe, die Mutter machte sich's bequem, ich schritt über die prächtige Elbbrücke dem stolzen Theater zu, in dem ich „das Glas Wasser" sehen sollte. Der Zettel aber bat um Entschuldigung, das Wasser war verschüttet worden; „die gefährliche Tante" präsentirte sich als Ersatz. Ich sah mir ein paar Akte an. Die erste Scene ging verworren und schlecht. Der Liebhaber, ein Herr K....r (wenn ich nicht irre) mußte herbeigerufen werden und als er endlich erschien, kam er aus dem unrechten Loche. — Fräulein Bauer, als „gefährliche Tante," spielte gut. Entfernt von aller Koketterie, benahm sie sich dem Inhalte des Stücks gemäß, der unserem Stande eine Schutzrede sein soll. — Herr R....r agirte den Freiherrn von Emmerling, sehr äußerlich, also zur großen Freude des Publikums, von dem sich wohl nur sehr Wenige des verstorbenen Pauli erinnern mochten, zu dessen gerühmtesten Darstellungen dieser Em. gehörte. — Herr Q.....r, als Banquier Adamsohn, war viel zu sehr bemüht, die Naseweisheit und Zudringlichkeit eines jüdischen Kunstrichters zu zeigen. Solche Kerle nach dem Leben schildern, heißt Ekel erregen; spielt man aber darum Komödie? Petzold in Stuttgart, Stawinski in Berlin thun weniger, also für die Sache mehr. Wer das rechte Maaß, als unmittelbare Gabe Gottes, nicht in sich trägt, soll es sich durch Beobachtung soviel als möglich zu erwerben suchen, er wird sonst bald zu viel und bald zu wenig thun; das Eine führt zur Übertreibung, das Andere läßt kalt! — Herr K...h spielte den Bolzmann, eine Bilderfigur auf dem Groschenmarkt; fällt ein Tropfen Wasser d'rauf, ist die Herrlichkeit weg. Natürlich, daß solche Dinger mehr Käufer finden, als ein ordentliches Kunstwerk. Dem Janhagel gehört auch das stolze, kolossale Dresdener Schauspielhaus! Wie lange wird es noch dauern, bis die Künstler ihres Tempels würdig sind? Aug. Wilh. Schlegel wird doch Recht haben, wenn er sagt: daß nichts seltener sei, als ein wahrhaft großer Schauspieler. Und wer es weiß, was Alles dazu gehört, kann er von sich glauben, daß Er einer sei? Aber rechte Liebe zur Kunst, Talent und gesunder Verstand können ihn dem Ziele nähern. Doch muß er sich von jenem bunten Lappen — von dem Wörtchen „genial" — nicht irritiren lassen. Wunderbar,

daß ein so kleines Wort noch immer der Irrwisch ist, der Leute zu Schaafsköpfen verkehrt, die sonst ganz gescheidte und liebe Kerle sind. Es möchte sein, wenn die Sache nur nicht dabei litte! denn kaum weiß sich ein schwindelnder Priester der Kunst ein „Genie" genannt, gleich wirft er Alles von sich ab: Fleiß, Studium, Bescheidenheit und Vorschrift; ein schrankenloser Narr, in puris naturalibus, stolzirt er hin, und was er fallen läßt, heißt — genialer Wurf, und Shakespeare, Göthe und Schiller mögen sich bei ihm bedanken. Arme Kerle, diese Dichter! Wozu sie Tage, Wochen, Jahre brauchten, das macht ein solches Blitzgenie von sechs bis neun nach, und besser! Darum haben diese Wichte soviel Zeit und wie sie diese — und dazu sich selbst versudeln, ist bekannt."

„Ich habe nun auch hier den „Doctor Wespe" gesehen. Die Breslauer Damen behalten den Preis. Unsere Valentini hat eine kranke Brust und Hulda Erk, wie A. v. Hagn sind weniger gut in diesem Stück als die St. George und Pollert. Auch Lavallade ist nicht so gut, wie Reder, obwohl er fleißig spielt. R. als Diener des Wespe, that sich zu sehr hervor. — Schneider, in der Titelrolle, war keinesweges unangenehm; im Gegentheil, er gab dem verwerflichen Subjekte eine Gutmüthigkeit, die offenbar aber nicht hier an der Stelle ist. Das hab' ich ihm auch gesagt. Er erwiderte, daß er geglaubt habe, nur dadurch erträglich werden zu können. — Wespe muß aber den Beisatz von Schreibe-Frechheit und Malice haben; vom Herzen ist da weiter keine Spur. Sehr ergötzlich waren Weiß und Gern als Banquier und Buchhalter. Bercht spielte gut, Gern aber war, wie immer, saftig und mit Weiß ist Herr Bork garnicht zu vergleichen. Grua, weil er männliche Ruhe zu zeigen hat, war etwas matt. Künstlerische Ruhe ist eine warmer Heerd, an dem sich Leib und Seele wärmen und behaglich fühlen; die Ruhe aber der meisten Schauspieler ist nur ein gemalter Kamin."

Seydelmann wollte jede Persönlichkeit, wie jeden Künstler zunächst nur im Bezug auf die Idee, welche er darzustellen habe, beurtheilt wissen. Der so beliebten Vergleichung mit Andern war er entschieden abhold, weil die Sache in der Regel dabei nichts gewinne. Dies spricht er im Folgenden sehr treffend und energisch aus.

„La Roche ist ein guter Schauspieler, aber ein tiefes inneres Leben zu entwickeln ist er nicht der Mann. Was sich in behaglicher Ruhe abmachen läßt, thut er mit glücklichem Verständniß, mit sehr geübten Darstellmitteln und — mit feiner Benutzung dessen, was er da und dort gesehen. Ich vergleiche ihn mit Niemand. Aber was können die seichten Skribler anders, als bequem vergleichen? — Basta! Allerdings sind Kartoffeln und Ananas Früchte. Jene Kerle nehmen's übel, daß sie nicht vollkommen gleiche sind. Dieses ewige Parallelisiren! das Fehlerhafte gegen das Fehlerhafte abwägen — nie das Bestreben und seinen Erfolg gegen die Sache, welcher die Bemühung gilt! Kann dabei etwas Höheres herauskommen, als der Bier- und Thee-Klatsch: Hanns gefällt mir besser, als der Isaak? Wie verhält sich aber Hanns zu dem, was Hanns gesollt hat? — Danach fragen unsre lieben, guten Esel, nicht und über all' dem Kunstgeschwätz geht die Kunst leer aus. — „Ein tüchtiger Stiefel," raisonnirt ein ehrlicher, gescheidter Schustermeister, „muß so gemacht werden, Junge; nicht, weil ihn Nachbar Kunz dem Hinze so gemacht hat, nein: weil ein tüchtiger Stiefel nur auf solche Weise gemacht werden kann; es mache ihn und krieg' ihn, wer da wolle."

Auch über die mit der Schauspielkunst so nahe verwandte Kunst der Pantomime und des dramatischen Tanzes, wie des dramatischen Gesanges hatte Seydelmann das sicherste, gediegenste Urtheil. Die beiden folgenden Urtheile über Fanny Elsler und die Pasta beweisen zugleich mit welcher edlen Wärme Seydelmann wahrhaft große

Leistungen anerkannte, wie tief sein Gemüth davon ergriffen war. Beide Stellen sind aus Mittheilungen an den Sohn.

„Fanny Elsler ist eine Künstlerin, und gäbe es mehrere ihres Gleichen: Niemand würde von der Tanzkunst denken, wie man eben von ihr denkt. Welch' ein Abstand von dem, was dies Mädchen thut, zu dem, was man, selbst in dem, mit Recht gerühmten Berliner Ballet, zu sehen gewohnt ist! Statt sichtbarer, wilder, ermattender Anstrengung, bietet Fanny Elsler natürlich-schöne, edle, anmuthige Bewegung mit einer Leichtigkeit und Ruhe, die nicht nur unser Auge fesseln, nein, auch unsere besseren Kräfte für die Künstlerin in Anspruch nehmen. Immer im Geist ihrer Aufgabe beschäftigt, thut sie nie zuviel, und was der Körper thut, geschieht nur, weil's die Seele will. — Der Beifall war groß und verdient. Nun kommen mir die Triumphe, die das Mädchen (von 40 Jahren, wie man sagt) erlebt hat, sehr erklärlich — sehr natürlich vor."

„Gestern sang die Pasta, im Opernhause. Die Königliche Familie war zugegen. Restaurateur C... flüsterte mir sehr wichtig zu: sie ist zu alt (die Pasta nemlich). Freilich hat die Pasta ihre Jugend hinter sich, und wenn manchen Leuten eine junge quackende Gans lieber ist, als eine bejahrte, aber vortreffliche Sängerin, nun: wer möchte deshalb mit ihnen streiten? Nennt man die P. ein „altes Haus," so gemahnen mich gleich ein paar Dutzend Sängerinnen wie elende, verfallene Hütten. Will man auf ähnliche Weise vergleichen, so sage man allenfalls, die P. sei ein Tempel, von dessen (überwitterter) Herrlichkeit sich alle jungen Baumeister, bewunderud! Raths erholen mögen. Vorhandenes Material so zu ehren, so zu benutzen, wie diese Frau es gethan hat, ist dies nicht der höchsten Ehre werth? Und nun kommen diese Schmeißfliegen und setzen ihren Quark — auch unserem Herrgott (wenn er nur herunter käme) auf die Nase. —

Die Pasta ist, als Erscheinung, klein, fleischig, ziemlich breit; der

Kopf ist groß; das Gesicht nicht schön, aber des Ausdrucks ernster, tiefer Empfindungen fähig, sie bewegt sich sparsam, aber doch sehr beredt; die Bewegungen ihrer Arme sind bedeutend und schön. Edle Ruhe ist ein Hauptmerkmal ihres Wesens. Ihre Stimme spricht deutlich genug von einer reichen — reichen Vergangenheit. Die Ausbildung aber dieses seltenen Naturgeschenkes ist eine so ehrenwerthe, nachahmungswürdige, daß sie schon dadurch das volle Recht, ich möchte sagen, eine Verpflichtung hat, sich noch öffentlich hören zu lassen. Mit welcher Sicherheit, mit welcher erquickenden Ruhe thut diese Frau, was sie thut. Man freut sich, ohne hingerissen zu sein. Sie berauscht nicht, sie befriedigt und beglückt. Wir genießen, ohne mitthätig zu sein; von jener wilden Parterre-Begeisterung ist bei der Pasta nicht die Rede. — Aber, wie der Restaurateur C. — sprechen doch Viele."

Der tiefe künstlerische Sinn und die Kraft dem innerlich Angeschauten sogleich den zutreffendsten, edelsten, bis zur Klassicität sich erhebenden Ausdruck geben zu können, bewährt sich bei Seydelmann nicht minder in Betreff der andern Künste, sowohl der Musik, als der bildenden Künste. Überall sehen wir ihn von dem edelsten Geschmack getragen, gegen alle Unnatur und bloße Künstelei und für die höchsten Offenbarungen des schöpferischen Geistes auch derjenigen Begeisterung fähig, welche sich durch ihren Ton sogleich als ächtes Feuer einer Künstlernatur ankündigt. Wir haben in dieser Rücksicht im Folgenden drei Äußerungen Seydelmanns aus dem Gebiete der Musik mitgetheilt; seine Abneigung gegen die immer mehr überhandnehmende mechanische Kunstfertigkeit, ein kurzer Erguß über Beethoven und endlich eine ächt poetische Zusammenstellung der beiden Virtuosen Ernst und Paganini, welche den verschiedenen Charakter beider Künstler vortrefflich wiedergiebt. Diese Stellen sind, die erste und letztere, aus Briefen an v. Goldner, die Worte über Beethoven aus einem Schreiben an den Sohn, bei Gelegenheit eines Concerts in Dessau, unter Schneiders Direktion.

„In Berlin wimmelt's von Virtuosen; von ganz frischen und fertigen. Sie sind ein Zeichen der Zeit, wie Dampfmaschinen und Eisenbahnen. Was noch vor wenig Jahren Unglauben, Verwunderung, Erstarren erregte, ist uns jetzt so gewöhnlich, daß wir kaum mehr d'rauf achten mögen. Es ist ermüdend! — diese kalte Hexerei von Kindern und Erwachsenen; und je mehr Geklimper, je weniger Musik. Millionen Verse und keine Poesie. Fabriken und Maschinen."

„Nun kam Meister Beethoven mit seiner herrlichen sechsten Symphonie. Ach wie verschwinden die tausend und tausend Sterne und Sternchen vor der Pracht der Sonne! Welche Worte, welche Bilder reichen hin, den Reichthum, die Gewalt dieses Herrschers im Zauberreich der Töne zu schildern! Er löst den tiefsten Schmerz, und wandelt ihn zum Frieden und zur frömmsten Freude. Ich kann mir keinen Menschen denken, der unbewegt bei seiner Tröstung bliebe, unempfänglich für die Himmelsklänge, die uns Gott durch seinen Liebling gab. — Die Symphonie wurde tadellos ausgeführt; Dirigent und alle Mitwirkenden waren von Ernst und Begeisterung erfüllt und zeigten sich ihres Rufes und des vollsten Lobes werth."

„Den Violinspieler Ernst habe ich ein paar Mal gehört. Gewiß ist er einer der ausgezeichnetsten Virtuosen; wozu aber der Vergleich mit Paganini? Weil er ihn durch Nachahmung desselben hervorruft? Er hätte das vermeiden sollen. Die künstlichste Pariser Rose ist keine Rose aus Gottes Hand: es fehlt der Duft! Wenn Ernst seinen „Karneval" spielt, so däucht mir der Jubel, der sein Spiel begleitet, mehr ein Dank für die Erinnerung an jenen Unvergleichlichen, als Freude und Anerkennung: Paganini sei durch Ernst ersetzt. Es wird zu keiner Zeit an Künstlern fehlen, die Gattung stirbt nicht aus; die Eigenthümlichkeit jedoch, das ganz Besondere geht mit dem Einzelnen zu Grabe und kommt, in gleicher Kraft, höchst selten oder niemals wieder. „Warum soll man aber nicht daran erinnern?" Wenn ein kräftiger — dem

Heimgegangenen verwandter Geist es unternimmt, o ja! Ist Ernst dem Paganini geistverwandt? Nein! Ernst ist ein lieber, bleicher, weicher, höchst geübter Sänger, dessen Töne auf mich wirken, wie ein Blick in stille, laue Nacht beim Silberglanz des Mondes. Vollen heitern Tag erweckt er aber nicht in mir; er lächelt trüb, fast möcht' ich sagen: krank. Doch welche wunderbare Strahlen wirken auf uns ein und zünden bei dem Namen Paganini! Bei seinem Scherz erzittert unsre Brust in neuer, bisher nicht geahnter Freude, Engel spielen um uns her und ziehn uns unter kindlich frohem Lachen schalkhaft mit in ihren Kreis, wir sind der Welt entrückt und Träume, die wir uns vom Himmel machten, werden wahr; da trifft ein Ton uns — Einer nur, wir stehn berührt — gebannt vom Schreck, die Himmelsbilder schwinden, und alle Schmerzen, die des Menschen Herz bedrohn, vernichten können, werden in uns wach; wir würden unterliegen, hielt uns nicht der Töne süße Harmonie. Dem Ernst gehören wir zum Theil, dem Paganini ganz."

Den bildenden Künsten gegenüber zeigte Seydelmann eine wahre Plastik des Ausdrucks und eine wunderbare Kraft, den Eindruck des Kunstwerks zu deuten und mit sinnlicher Klarheit wiederzugeben. Wir theilen zur Bestätigung zwei Stellen mit, (aus Mittheilungen an den Sohn) deren erstere mit wenigen Zügen die im Dresdener Theater befindlichen Figuren Schillers und Göthes im Geiste der beiden Heroen charakterisirt, die andere uns das berühmte Bild von Gallait, die Abdankung Carls V., meisterhaft deutet.

„Wir gingen viel herum, den ganzen Nachmittag, zuletzt besahen wir uns wieder das Theater. In zwei Nischen, rechts und links beim Eingang zu der Casse, sitzen Schiller und Göthe. Schöne Figuren! Im Geiste ihrer Dichtungen aufgefaßt und sehr gut ausgeführt. Schiller scheint sich vom Sitze zu erheben, Kopf und Blick und rechten Arm den Sternen zugewendet, während seine Linke sich mit einem großen Buche auf das Bein stützt. Der Ausdruck des Gesichts spricht von

frommer, kräftiger Begeisterung; Alles in ihm strebt zu Gott und hebt uns mit. Ich habe von keinem Bilde Schillers einen wohlthuenderen, tieferen Eindruck empfangen, als von diesem „Bilde von Stein." Dagegen Göthe! So viel älter dargestellt, als der zu früh gestorbene Schiller. Diese feste, stolze, freie Ruhe! Wie ein Gott der Erde sitzt er da, und scheint uns ihre Räthsel, ihre Wunder zu erklären, ernst und mild! Du wirst Dich freuen, siehst Du einst die herrlichen Gestalten."

„Neulich war ich mit Mutter in der „Gunst-Ausstellung." (Ja wohl Gunst-Ausstellung! denn Bagatellen hängen oft im schönsten — Meisterstücke im schlechtesten Lichte). Zu mehr als anderthalbtausend Kunstwerken (?!), welche der Bewunderung empfohlen sind, haben wir durch das Wohlwollen des Königs noch zwei „Niederländer" erhalten, die zu dem Herrlichsten gehören, was ich je von Historienmalerei gesehen. Und obgleich beide Gemälde höchst ungünstig aufgestellt sind, kann man doch nicht wehren, daß ihnen Alles zuströmt und von dem sonstigen Vorrath nur sehr matte Notiz genommen wird. Wie lebhaft habe ich oft gewünscht: wenn Wilhelm diese Bilder sehen könnte! Beide sind sehr groß. Ohne die colossalen, goldnen Rahmen, ist jedes 25 Fuß lang, gegen 17 Fuß hoch. Der Beschauer ist also auf einen entfernteren Standpunkt angewiesen; mindestens müßte er so weit davon stehen, als die Bilder hoch sind. Nun aber ist man gezwungen, sie fast Nas' an Nase zu sehen, denn das Zimmer, worein man sie gedrängt hat, ist sehr schmal und die hohen Fenster werfen ein so grelles und ewig hin und her flakkerndes Licht darauf, daß man verzweifeln möchte. Mit vollem Rechte hat man in den Zeitungen darüber geschimpft und sich der Sache der (entfernten) Künstler angenommen. Da ist denn an den Fenstern die untere Hälfte verkleidet und eine terrassenartige Erhöhung für die Beschauenden angebracht worden. „Jacke wie Hose, Strumpf wie Niederschuh."—Das erste Bild stellt die Abdankung Carls V. in Brüssel vor, 1555, den 25. October; und ist von Louis Gallait, einem Brüsseler gemalt. Unter dem Thronhimmel steht Kaiser Carl V., von Krankheit erschöpft, obwohl erst 56 Jahr alt; mit der Linken gestützt auf die

Schulter des Prinzen Wilhelm I. von Nassau-Oranien, die Rechte auf das Haupt seines, auf den Thronstufen knieenden Sohnes, Philipp II., legend. Die zur Rechten des Kaisers sitzende Dame ist dessen ältere Schwester, die Königin Maria von Ungarn, Statthalterin der Niederlande. Auf deren Sessellehne stützt Carls andere Schwester, Eleonore, verwittwete Königin von Frankreich, ihre Hand. Neben ihr steht des Kaisers Nichte, die Herzogin Christine von Lothringen. Die stolze weibliche Gestalt etwas weiter ab ist des Kaisers Tochter Maria, Gemahlin des Erzherzogs Maximilian von Östreich — Königs von Böhmen und späteren Kaisers — welcher auf der linken Seite des Thronsessels, neben dem Prinzen von Oranien steht. Hinter Maximilian sehen wir Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, und hinter dem Sessel des Kaisers dessen Beichtvater und weiter zurück den kaiserlichen Leibarzt Andreas Vesalius. Im Vordergrunde bemerkt man, neben zwei Kardinälen, des Kaisers Geheimen Rath Philibert von Brüssel; ihm gegenüber Granvella, damals noch Bischof von Arras. Neben ihm knieet, Krone und Scepter tragend, Vigilius, Präsident des kaiserlichen Rathes. Zwischen beiden steht Graf Egmont, hinter diesem Graf Horn, der einen forschenden Blick auf den Beichtvater Philipps II., einen jungen Dominikaner, wirft. Der Ritter des goldenen Vließes im grünen Anzuge ist Philipp von Croy, Herzog von Arschot. Der Cardinal im vollen Ornate ist der päpstliche Legat, vor welchem ein Dominikaner mit dem Evangelium knieet, worauf die anwesenden Stände den Huldigungs-Eid schwören sollen. — Hinter der Gruppe von Hofdamen, rückwärts vom Thronsessel, bemerkt man den Kopf eines schönen, jungen Mannes, es ist der Maler des Bildes selbst, Gallait, der sich mit seiner Braut unterhält. (Dies Gemälde ist Eigenthum des belgischen Gouvernements). Ich habe Dir den reichen Inhalt des Bildes angezeigt, um Dir zugleich die Menge von Personen anschaulich zu machen, welche der Künstler zur Darstellung des merkwürdigen Moments verwendete. Außer den genannten bedeutenden Männern und Frauen sieht man noch Viele, die, wie bei ähnlichen Handlungen, die Scene mit anzufüllen pflegen. Vier Personen sind es, die uns alle Übrigen beinahe vergessen machen. Der K a i s e r, eine Gestalt von mittlerer Größe, die

der schwere kaiserliche Ornat niederzudrücken scheint. Aus seinem Kopf, mit hellem Haar und röthlichem Bart, sieht nicht nur körperliches Leiden — vielmehr die tieferregte und bekümmerte Seele hervor. Wir gewahren einen Ausdruck, der eine thatenreiche Vergangenheit, den gegenwärtigen Moment von hoher Wichtigkeit, und die bange Frage an die Zukunft zugleich umfaßt und werden mit in diesen Kreis hineingezogen. Der Blick des Kaisers ist dem Himmel zugewendet, aus dem krampfhaft off'nen Auge gleiten Thränen; die Lippen des halbgeöffneten Mundes scheinen zitternd. — Die Linke drückt sich fest auf Oraniens rechte Schulter, als wollte sie, eindringlicher als der Mund, bitten, „Hilf.“ Die Rechte deckt den Scheitel seines Sohnes, Philipps II., im schwarzen spanischen Kleide, knieend. Wie meisterhaft ist diese Figur gezeichnet! Das Ganze so wahr und charakteristisch, als das Einzelne bewundernswerth. (Die Beschreibung kann kein Genüge thun. —) Obwohl man den König nur im Profil sieht, hat man ihn doch ganz, in seinem tiefsten Wesen; man sieht die Zukunft keimen. — Die Gestalt ist mehr klein, als groß; die Haltung unterwürfig, starrköpfig fromm; der kurze, weiße, feste Hals gemahnt mich an den Rücken einer Hyäne; sein Kopf- und Barthaar ähneln dem des Vaters. Die Hände sind gefaltet und das große, blaue Auge — glotzt. Man friert, man fühlt ein leises Zittern und versteht des Kaisers Thräne. — Scheinbar unempfindlich, leblos, einer Leiche gleich, mit off'nen Augen, eingewickelt in den reichen Schmuck der Erde, den sie kaum noch tragen kann, sitzt die alte Königin Maria. Wie das Antlitz eines Todten sagt sie Viel — und Nichts — — — Nun Oranien! So nah in dieser Gruppe und doch fern! Gefesselt an die Stelle und doch frei! Wir sehn, er wird gebeten, doch wir sehen auch, daß er nicht erfüllen kann; nicht kann! Wie innig ist der Ausdruck dieser vier Personen hier verschlungen; wäre nur der Bund ein Bund des Glücks! Er war es nicht! Daß wir das wissen, fesselt unsern Blick nur um so mehr und öffnet ihm den Inhalt unseres ganzen Lebens. — Oraniens Persönlichkeit wirkt wie ein Zauber. Seine hohe, adliche Gestalt, im schönsten Ebenmaaß, und sicher im Bewußtsein ihrer jugendlichen Kraft!

Nachlässig und doch edel steht er da — die rechte Hand ruht auf der Hüfte, die Schulter wird dadurch gehoben und zum festeren Stützpunkt für den müden, sorgenschweren Kaiser. In seinem schönen — männlich schönen Antlitz, welch ein Reichthum von Gedanken! Aber alle trüben Inhalts. Kraft, Widerstand, zurückgehalten noch von Ruhe und vom Adel der Gesinnung. Was vom Sohne Carls V. zu erwarten, ahnet seine Seele und es sagt es uns sein Blick, der auf den Pfaffenzögling Philipp niederfällt. In diesem Blicke, sähe ihn der kummervolle Vater, liegt kein Bündniß gleicher Geister, und wenn auch in nächster Nähe des Tyrannen, sehn wir doch Oranien — und fühlen ihn, inmitten seines Volkes — das Haupt — das Herz desselben und sein kräftiger Arm."

Nicht minder treffend wußte Seydelmann die Physiognomien von Gegenden und Orten, den Eindruck einer bestimmten Naturschönheit, oder des Lebens einer Stadt durch die Kunst des Wortes abzuspiegeln. Die Natur seines geliebten Heimathlandes Schlesien riß ihn sogar zur schwärmerischen Empfindung fort. Wir theilen seinen Erguß über Warmbrunn, das freilich nur den leidenden Künstler empfing, hier mit, dem wir als Gegenstück die Auffassung des Seydelmann so entschieden widerstrebenden Hannover folgen lassen. *)

Über Warmbrunn sagt er: „Warmbrunn liegt in einem der schönsten Thäler auf Gottes weiter Erde. Ich sah' es zum Erstenmale von einer mäßigen Höhe, auf dem Wege von Stohnsdorf her, an einem schönen Tage, gegen Abend. Hatten mich die herrlichen Ansichten auf der Straße von Landshut nach Schmiedeberg und Erdmannsdorf mit freudiger Bewunderung erfüllt, so war es mir beim Anblick meines Reisezieles, als empfänd' ich heiligen Frieden, und als wäre jede Sehnsucht, jeder Wunsch gestillt. Wie ein heiteres Jesuskind lag der kleine Ort vor meinen überraschten Augen, rings umschlos-

*) Beide Stellen sind, wie die vorhergehenden, aus Mittheilungen an den Sohn.

sen von dem frischen, kräftigen Grün der Bäume, dazwischen reine weiße Wände, rothe Dächer, wie der Glanz des Fleisches und gesunde Wangen. Und diese — Wiege, möcht' ich sagen, mitten auf der Fläche eines schönen Gartens, zur Seite links gestützt durch himmelhohe, freundlich-ernste Berge, die andern Seiten friedlicher geschlossen, weil sie nach dem Vaterhause führen. Böhmen ist schön, aber mit freudigem Stolze nenne ich das schöne Schlesien mein Heimathland. — Die herrlichen Umgebungen von Warmbrunn sind ein begeistertes „Halleluja," bei Sonnenschein und Nacht und auch die lebensmüde Brust erhebt sich, in den Jubel des Gesunden mit einzustimmen. Und außer dieser schönen, schönen Welt gäbe es noch einen Himmel, dessen wir theilhaftig werden sollen? Nun, der Himmel wird des größten Künstlers vollkommene Darstellung sein. Damit wir würdige Zuschauer werden, läßt er uns durch dienende Geister reinigen in den Propyläen."

Den Eindruck **Hannovers** schildert Seydelmann also: „Um neun Uhr war ich in Hannover. Da kann mir's nicht gefallen. Ich war nun zum dritten Male drinn und immer hatte ich Druck im Gemüthe und Geist. Es ist mir hier Alles so finster, eng, krumm und verstopft. Und der Anblick des Königlichen Schlosses gemahnt mich wie das modernisirte Faustrecht. (Wenn sie das hörten, wär's mit dem Gastspiel, das sie mir angeboten am Ende.) — Die Post blieb bis 10 Uhr Abends liegen. Die Zeit ward mir erbärmlich lang. Ich sah die Wolken ziehn über die finstern Dächer hin. Nicht einmal schlafen konnt ich in Hannover. Bei Tische wurde ich viel angegafft; endlich von einigen mir unbekannt gewesenen Schauspielern, „respectvollst" angeredet. „Futter für Pulver." Dann besuchte ich das alte Theater ganz allein. Konnte ich mich doch kaum erinnern, wie es ausgesehn, als ich vor einigen Jahren wie im Fluge darin spielte. Schrecklich düster, grau, gedrückt die Bühne, die Logenreihen prahlerisch bestrichen und geputzt. Parterre Staub und Schmutz. „Der Herr der Ratten und der Mäuse" und das Lied vom „Floh."

Diesen Mittheilungen, welche uns den tiefen ästhetischen Verstand, wie die wohlthuende Wärme Seydelmanns für die Kunst überhaupt mit so kräftigen Zügen darlegen, lassen wir nun eine Reihe von Briefen des Künstlers folgen, deren Reichthum an Geist und Gemüth, wie an Adel und Schönheit der Form ihnen den Platz als Schlußstein unseres Werkes anweist, da dieselben gleichsam alle Strahlen dieser reichen Individualität zu einem Focus gesammelt zeigen. Wir haben von diesen Briefen diejenigen gesondert, welche der Biographie einverleibt werden mußten, da sie, abgesehn von dem Interesse ihres allgemeinen Inhalts und ihrer künstlerischen Form, wesentlich eine bestimmte Stimmung aussprachen und sich direkt an ein Lebensereigniß oder einen Wendepunkt seiner Entwickelung knüpften. Die hier folgenden Briefe alle aus den drei letzten Lebensjahren gewähren dagegen ein rein künstlerisches Interesse, indem sie uns einer Seits das Lebensresultat des Künstlers enthüllen, anderer Seits das beredteste Zeugniß ablegen, wie der Mensch und der Künstler sich völlig in Seydelmann durchdrangen. Denn der Erstere zeigt sich von jedem Begegniß und Eindruck künstlerisch berührt und der Letztere empfindet alle künstlerischen Beziehungen, als etwas von seiner ganzen Persönlichkeit Untrennbares. Daher die Wärme, der Schmelz der Empfindung und der Adel des Gemüths, welche in diesen Briefen walten. Dieselben gewähren deswegen zugleich auch ein hohes ästhetisches Interesse, da die meisten von ihnen nach der Seite der Form wahre Kunstwerke sind, in denen wir dem überraschendsten, durchaus originellen, die ganze Persönlichkeit abspiegelnden Ausdruck begegnen, der sich in vielen derselben kühn dem Besten an die Seite stellen darf, was

die Sprache an Adel, Schönheit und Kraft der Anschaulichkeit aufzuweisen hat. Seydelmann zeigt sich in diesen zur Mittheilung und zum Schlußstein unseres Werkes ausgewählten Briefen aller Töne mächtig. Der Sarkasmus in allen seinen Abstufungen, die weichste, zarteste Empfindung, wie der volle Strom der Begeisterung durchdringen sich in ihnen zu einem so reichen Farbenspiel, daß wir durch sie in jedem Moment den Eindruck eines ganzen Menschen, einer durch die Mitwirkung aller Geisteskräfte unablässig bewegten bedeutenden Persönlichkeit empfangen. In ihnen hält der Künstler der Sprache dem großen Schauspieler das Gleichgewicht.

Wir beginnen die Mittheilung der Briefe mit einigen ausführlichen Schreiben an Freund Goldner, aus den Jahren 1839 und 1840, von sehr allgemeinem Interesse, indem sie theils Seydelmanns Ansicht und Kritik über den Zustand der Bühne, die falschen Bestrebungen derselben und die geringe Vorbildung Derer, welche sich ihr widmen, theils seine, aus dem lautersten und durchaus unpartheiischen Kunstverstande hervorgegangenen Urtheile über manche seiner Mitgenossen in Berlin enthalten. Da von Goldner seit einer Reihe von Jahren durch Bande der Freundschaft in alle Lebensbeziehungen Seydelmanns verflochten war, so boten sich hier verhältnißmäßig weniger Briefe zu einer vollständigen Mittheilung an dieser Stelle dar, weil dieselben vielmehr mit den besonderen Lebensereignissen und Lebensstimmungen des Künstlers eng verbunden sind, zu deren Darstellung sie uns eine so wesentliche und ergiebige Quelle dargeboten haben. Die darauf folgenden Briefe sind an Gutzkow aus den Jahren 1840 und 1841, an Hofrath Teichmann, Glaßbrenner und Rötscher von 1840 bis Anfang 1843.

Briefe an von Goldner.

Berlin, im Juli 1839.

Wohl hast Du Recht mir zu zürnen. Ein halbes Jahr ist es ja wohl, daß Du keinen Brief von mir erhalten, während Deine immer gleiche Liebe nicht ermüdet, mich mit Nachrichten von Dir zu erfreuen. Laß mich daraus den beruhigenden Schluß ziehn, daß Du an meiner treuen Gesinnung nicht zweifeln magst, wenn ich auch so lässig im Schreiben bin. Zum Theil bist Du Schuld, daß ich Deinen Briefträger so selten bemühe; warum verlangst Du immer so lange dicke Briefe. Dazu fehlt es mir nicht nur an Zeit, auch an Stoff, und Alltagsgeschwätz kann Dich doch nicht interessiren! Dann kenn' ich auch Deine ganz besondere Vorliebe für's Theater und wehe mir, wenn ich einst mit solcher Unlust Komödie spiele, als ich davon spreche, oder gar schreibe. Du armer Freund! bist doch eigentlich übel mit mir berathen. Ja, wenn ich wäre, wie so manche meiner Herrn Kollegen, deren Athemzüge sich in eitel dramaturgische Abhandlungen verwandeln: wie würde das meinen Werth in Deinen Augen steigern?? diese löschpapiernen Hamlette, die ihr bischen Thatkraft im Wasser ihrer Worte ersäufen. Wenn man solche Herren der Kunst peroriren hört von den „unbegreiflichen Verblendungen und Fehlern Anderer" (soll heißen: von den selbsteigenen Vorzügen), von der fabelhaften Unkunde und Schwäche der Regisseure, Principale und Intendanten (soll heißen: von der Fähigkeit und der brennenden Begier, Alles tausendmal besser zu machen als sie), von der Unbildung und Geschmacklosigkeit des Publikums (das heißt: von sparsam gespendetem Beifalle), von

der Seichtigkeit und haaransträubenden Ungerechtigkeit der Kritik (das heißt: von ausgebliebenem Lobe), vom allervollkommensten Mangel an Styl und Charakter in den Darstellungen, vom Mangel an Wahrheit, Wärme, Maaß und Schönheit, äußerem und innerem Zusammenspiel — mit einem Worte: vom Verfalle aller Kunst (soll heißen: von der diesen Herren inwohnenden Kraft, ihr wieder auf die Beine zu helfen, wenn Blindheit, Neid und Kabale ihnen nicht den Weg verrennten, die Hände bänden), — ich sage: wenn man solche Herren so begeistert und begeisternd reden hört, sollte man weinen vor Freude und Erbitterung über den Reichthum Gottes und die Verderbtheit der Welt! Kann man dann wohl weniger thun, als über Hals und Kopf in's Theater zu eilen, um entzückter und belohnender Zeuge zu sein, wie das glänzende Wort zur noch glänzenderen That erwachsen werde? Und nun sieht man sie, diese Bretter-Verbesserer! und entläßt sich gegenseitig für immer mit dem stillen Gruße: — Angeführt!

Diesen Kunstschwätzern zur Seite stehen jene Dichter (oder Trachter —!), die mit dem Tadel alles dessen, was sie nicht gemacht, so überaus schnell fertig sind und oft unter Darlegung ganz erträglicher Raisonnements, so daß man begierig wird, ihre eigenen Werke kennen zu lernen. Sollte man dann aber noch glauben, daß der behende, kluge Richter und der Schöpfer solcher — Erbärmlichkeiten eine und dieselbe Person sei?

Leider kann man gegenüber dem unaufhörlichen Geschwätze solcher Worthelden nicht in Abrede stellen, daß es um unsere Bühne — ich spreche nicht von der Berliner, sondern von allen im lieben Vaterlande — nicht gut stehe. Betrübender als dieß ist, daß man den krankhaften Zuständen, über deren Dasein man sich, selbst bei dem größten Geschick dazu, nicht gut täuschen kann, nichts entgegenstellt als Klagen, Schmähungen und wieder Klagen; oder Leichtsinn, Apathie und die liebe, bequeme Hoffnung auf den nächsten Morgen. Wer erkennt nicht, daß so manchem der vorhandenen, allgemeinen Übelstände mit geringer Anstrengung und ganz in beliebter Stille abgeholfen werden könnte? daß viel Gutes schon dadurch erreicht würde, wenn man — wie in einem, durch zu viel, oder durch zu wenig Arbeit in Konfusion

gerathenen Hausstande — nur einmal wieder ordentlich aufräumte, den Dingen ihren ersten guten Platz zurückgäbe, den weise getroffenen Anordnungen achtbarer Vorfahren die frische Luft — das Licht des neuen Tages zuführte?

Durch solche ganz geringe Bemühungen, die ja schon in die Rubrik der sogenannten „verfluchten Schuldigkeiten" gehören, würde mindestens, was gut war, wieder gewonnen. Und käme dann, was so viele tüchtige Männer als ein Bedürfniß der Sache, wie der Zeit längst erkannt haben, was hin und wieder auch schon versucht wurde: eine Bildungsschule nach gleichen Principien (in Berlin und Wien vielleicht) hinzu, aus welcher der Kunst „edle Persönlichkeiten" entgegengeführt würden, oder: versagte man wenigstens von nun an allem Unedlen, aller Rohheit und Unbildung den Zutritt, wiese man die zahlreich vorhandenen räudigen Schaafe in die Zwangsjacke der strengsten Diät und Noth zurück: wer würde sich dann der Hoffnung auf ein gesünderes Bestehen der Bühne nicht hingeben dürfen?

Und dies Alles hätte man ohne Kosten, auf dem Wege vorhandener Kräfte, des guten Willens, der klaren Einsicht und unerschütterlicher Benutzung zugestandener Macht. Somit wäre auch der späteren Befriedigung höherer künstlerischer Bedürfnisse die unerläßliche sichere Grundlage gewonnen und aus dem gesunden Kerne entwickelte sich die schöne Frucht. Meinst Du nicht auch? Und wie ruhig würde das Alles eintreten können — wie der neubelebende Strahl der Sonne nach trüber, kranker Nacht — ohne Geschrei.

Nun? da bin ich ja selbst zum Schwätzer geworden und habe Dir hoffentlich einmal genug gethan? Ich muß zur Probe. Morgen vielleicht mehr.

. . . . Himmel, welche Masse junger Leute drängt sich auf's Theater! Und Zwerge, Krüppel sogar (in Hoffnung vielleicht auf neue französische Melodramen).

Vor einigen Tagen kam ein blasser, zwanzigjähriger Bursche aus

.... zu mir und stotterte einen Empfehl von seinen Ältern: Wenn ich „Ja" sagte, wollten sie's erlauben daß er zur Komödie ginge. — Dann besuchten mich in gleicher Absicht einige junge Leute von sehr gefälligem Äußern und feiner geselliger Bildung. Mit welcher freudigen Erwartung setzte ich mich zurecht, um sie lesen zu hören. Aber ach, sie deklamirten nur. Du mein Gott! war das auf Einmal, mitten aus dem natürlichsten, hübschesten Wesen heraus, eine Geschraubtheit, eine Affectation, ein Gethue, daß man, die lieben gutgerathenen Geschöpfe Gottes vor sich, aus Wuth hätte laut aufschreien mögen. Und wie ungemein erhebend und erquicklich ist es, wenn sie sich dann entschuldigen. Jener berühmte Schauspieler macht es ja eben so. (Dann hätten wir, im Jahre 1839, Shakespeare's „beklatschte Handlanger der Natur." —) Es ist kaum zu glauben, was man sich, trotz der täglich erscheinenden, geistreichen Theaterkritiken, noch immer für verwirrte Begriffe von der Schauspielkunst macht. — „Veredelte Natur." — Ei freilich! Aber auf welchem Wege bemüht man sich, sie zu erreichen? Indem man zuvörderst alle Natur aufgiebt; indem man in verrenkten Stellungen, äußerlichen Geschichten, stöhnend und schnappend, schreiend Ton auf — Ton ab, sich abarbeitet, so frazzenhaft, so widerlich, als möglich. Recht als ob ein schadenfroh neckender Teufel solche Schauspieler und deren Nachtreter regierte, sind sie so lange liebe, leidliche Menschen, bis es gilt, sich als „Künstler" zu produciren. Da, in einem Nu! verwandeln sie sich in ihr allerjämmerlichstes Gegentheil, und kehren von ihrer Verblendung nicht eher wieder zur Natur, von der sie ausgegangen, zurück, als bis sie, matt und müde, von dem verkehrten Laufe am sorgenvollen Abend ihres Lebens angekommen sind, und die körperlichen Kräfte ihnen den Dienst der weiteren Verrenkung versagen.

Aber man stelle den jungen, von der Theaterwuth ergriffenen Leuten vor, was man wolle; stelle es ihnen so ehrlich, so wohlmeinend vor, als immer möglich: sie stehen durchdrungen davon da, nicken mit dem Kopfe und gehen auf ihre Weise — zum Theater; in die kleineren Städte, Marktflecken, Dörfer; denn die Kunst hat ihre Tempel überall. Dort bekommen sie freilich kaum das liebe tägliche Brot, aber

Rollen — Rollen! und jene angestaunte Routine — Bretterkeckheit! — die sie dann für ihr ganzes künstlerisches (!) Leben bezeichnet; die ihnen anklebt, wie ein angeborner Makel, den keine Mixtur und keine Salbe, kein Hahnemann und kein Priesnitz mehr aus ihnen heraus bringt. Um des jungen Nachwuchses „edle Persönlichkeit," um den reinen klaren Spiegel, der uns das Schönste, was Geister wie Shakespeare, Schiller und Göthe uns hinterlassen haben, zurückstrahlen soll, ist es auf diesem Wege der eitelsten, rohesten Willkühr und verrufenen Genialität also auch gethan, wenn auch sonst, wie es in den Räubern heißt, „ein ganzer Mordbruder für die Bande" gewonnen wäre.

Fort von diesen hundertmal besprochenen Geschichten und zu etwas Erfreulicherem.

Holtei wird nach Berlin kommen. Du kennst ihn und weißt, wie nahe wir einander in unserer Jugend gestellt waren. Wie freue ich mich, ihn wieder zu sehen! Ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach ihm! Holtei, Breslau, Schall, Lewald, Glatz, Grafenort, Graf Herberstein und dessen ganze Familie, meine Versuche auf dem Liebhabertheater, mein Übertritt auf die öffentliche Bühne, meine ganze glückliche Jugendzeit: Alles wird wach bei dem Namen Holtei. Zwanzig Jahre sind vorüber, daß wir die gleiche Laufbahn wählten; aber wie rastlos unsere Verhältnisse uns auch hin und her führten: nur zweimal war uns ein flüchtiges Begegnen vergönnt. „Uns!" Ich weiß freilich nicht, ob er die frühere Anhänglichkeit und Liebe mir bewahrt hat, wie ich ihm. Er ist inzwischen ein beliebter Dichter geworden und ein ausgezeichneter Vorleser. Im Jahre 1830 sah ich ihn in Darmstadt, unter Küstner. Auch Schauspieler ist er gewesen. Als solchen hat er mich zuletzt in Breslau gesehen, im Sommer 29, eben da ich mein Gastspiel schloß mit der Rolle des biedern, knurrigen Doktor Mertens in dem alten Schauspiele „Rettung für Rettung" von Beck. Er zeigte sich ziemlich zufrieden mit meiner Darstellung, schalt aber grimmig auf das Stück. Etwas peinlichen Inhaltes ist es freilich, aber es treten Menschen darin auf — es hat einen warmen Pulsschlag und ist deshalb auch lange Jahre hindurch auf allen

Bühnen mit vielem Antheile gesehen worden. Ein ähnliches Stück ist Holtei's „dummer Peter." Das haben wir in Stuttgart gegeben und trotz des sehr bekannten Thema's gefiel es auch. Man sollte dergleichen Abschriften des gewöhnlichen Lebens nicht gar so vornehm abweisen, nicht gar so streng richten. Sind sie korrekt und sauber, muß ihnen die Bühne von Zeit zu Zeit so gut geöffnet sein, als der Göthe-schen „Iphigenie" und dem „reisenden Studenten." — Dem Schauspieler selbst bieten sie großen Vortheil, und Lessing, Schröder, Iffland sind ihm für die Darstellung einfacher Natürlichkeit und Wahrheit förderlicher, als die zu leerem Declamationsprunke verlockenden, hoch-poetisch sein sollenden, dramatischen Gedichte so mancher literarischen Notabilitäten der vornehmen „Jetzt-Zeit." Man muß nur dergleichen von A bis Z durchgemacht haben, um die Qual der „Worte, Worte, Worte" bis in's Innerste zu empfinden und zugleich die unglückselige Quelle zu erkennen, der wir unsere gesungenen Trauerspiele zu verdanken haben.

Holtei hat nun auch den Theaterdirektor aufgegeben, wie den Schauspieler (wenigstens für jetzt), und ist, wie man hört, dabei, seine Biographie zu schreiben. Das kann ein sehr interessantes Geschenk für uns werden, denn er hat ein an Erfahrungen reiches Leben hinter sich. Fast fürcht ich mich davor. Wenn er nur Er selbst geblieben ist! Und das eben ist schwer. Eine Laufbahn aufgeben, der wir uns mit voller Kraft und Liebe zugewendet, ist gefährlicher, als standhaft in ihr beharren. Denn nicht selten geschieht es, daß ein solcher Abschied jenen trüben, dicken, gallbitteren Satz von getäuschten Erwartungen in uns zurückläßt, der uns dann grätig und grämlich macht, uns aus der schönen Unbefangenheit der Ansichten und des Urtheils herausdrängt, und endlich wohl gar um alle Lust am Menschen, wie am Leben bestiehlt. Solchen Appetitlosen, innerlich Gespalteten, Zerrissenen, entsetzlich Weisen, mit Gott und der Welt Fertigen ist dann nichts mehr (oder Alles) recht, und sie grollen allen Ernstes mit der Sonne, — weil sie sie täglich aufs Neue erwärmt.

Halb fertige Mephistophelesse!

Nun Gott gebe, daß Holtei mir der liebe Jugendfreund geblieben

ist: frisch, gutherzig, theilnehmend und wahr! wenn auch ernster gestimmt, und gereift durch manchen herben Verlust, durch manche schmerzliche Erfahrung. Bist Du doch auch lieb und gut geblieben und hast so viel — so viel gelitten!

Gruß und Kuß! Empfiehl mich Deiner verehrten Gattin! Grüße auch Deine (meine) Darmstädter Freunde und schreibe bald

Deinem

Seydelmann.

Berlin, den 5. August 1839.

Dein Zorn scheint wieder die rechte Manneshöhe erreicht zu haben. So muß ich denn Dinte drüber gießen, damit er abermals zum sanften geschmeidigen Kinde zusammenkrieche. Gestehen kann ich es aber bei dieser Gelegenheit doch wieder einmal, daß mir unter allen Dingen, die mir schwer vorkommen, das Schreiben sehr schwer vorkommt: d'rum verschieb' ich es immer so lange. Und habe ich mich dieser (ich will es ja gestehen!) Freundespflicht einmal entledigt und lese ich, was ich geschrieben habe, dann kommt mir ein Widerwille in die Seele, der mich nicht selten lockt, den Wisch voll Buchstaben augenblicklich zu zerreissen; weil ich finde, wie weit der Ausdruck hinter dem, was ich habe mittheilen wollen, zurückbleibt. Schiltst Du dies Eitelkeit, so wirst Du doch nicht umhin können, einzugestehen, daß Du manch' erbärmliches Zeug weniger gelesen — manchen Ingrimm nicht empfunden hättest, theilten viele (sogenannte) Schriftsteller diese Eitelkeit mit mir. Ich genüge mir gerne selbst und diese Freude empfinde ich sehr selten, wenn ich Briefe geschrieben habe; ich lese dann eben nicht das, was ich doch hatte sagen wollen; und daß Du damit zufrieden bist, ist zwar ein Trost, aber doch ein ärgerlicher.

Genug davon! die Pausen, welche ich bisher in unserm Briefwechsel gemacht habe und höchst wahrscheinlich wieder machen werde, sind Dir hierdurch erklärt.

Für Deine Mittheilungen in Betreff des Frankfurter Theaters und

dessen letzte Gastspieler sage ich Dir meinen herzlichsten Dank. Das gedruckte Zeug habe ich kaum gelesen. — Wärst Du nur selbst Augenzeuge gewesen, dann würde ich ein treues Bild von Thatsachen erhalten haben, die mich allerdings interessiren; die Referate jedoch der meisten heutigen Kunstrichter — sind sie etwas Anderes, als Fliegenschmutz auf dem Spiegel der Wahrheit?

Die Absicht, welche meine böswilligen Gegner in Stuttgart haben, ist ja wohl jedem nur Halbunterrichteten klar. Sie stopfen aus dem Werg ihrer niederträchtigen Gesinnungen einen Balg zusammen, bestreichen ihn mit dem Geifer ihrer glänzenden Lügen, und strecken dann den bunten Balg, auf der Stange ihrer Marktschreier-Literatur, dem gaffenden Pöbel entgegen; nicht so sehr, um das (scheinbare) Glück des Einen zu machen, als vielmehr, um einen Andern damit zu ärgern, ihm den Balg so lange entgegen zu schleudern, bis er — oder mindestens sein Name darunter zusammensinke.

Dagegen kann denn ein ordentlicher Mensch nicht viel machen und wie es sich trifft, daß die Polizei selten bei der Hand ist, um einen Ehrenmann vor dem Kothe der Straßenjungen zu bewahren und ihm, für erlittenen Frevel, Genugthuung zu schaffen, so überlassen es die Edlen und Starken der Zeit, dem lieben Gott, dem Rechte und der Wahrheit den Sieg zuzuführen und die Lüge in ihre verpesteten Winkel zurückzuwerfen. Weniger kostspielig und gefährlich ist es, ein vornehmdrohendes Wort gegen keckes Ungeziefer in glänzend erleuchtetem Gesellschaftssaale ertönen zu lassen, als die mit dem Glacéhandschuh weichlich verzierte Manneshand zur kräftigen Vernichtung zu gebrauchen. Auf solche Art schreitet auf Erden der Teufel mit breiter Brust im prahlenden Samm'tkleide einher, und das liebe Kind Gottes, die Tugend, im knappen, fadenscheinigen, schwarzen Tuchgewande drückt sich, kurzathmig, an der feisten Sünde vorüber. Es muß einen Himmel geben; nicht sowohl, daß der Brave darin aufgenommen — sondern das keck zudringende Laster fühlbar davon zurückgewiesen werde. Irgendwo muß man doch vor der Canaille sicher sein können! Hier unten kann man's nicht; also oben! Geduld, Seydelmann; die Frage wird dir bald beantwortet werden.

Das „Pro memoria" des Herrn Belli ist eines tüchtigen Mannes werth. Glänzende Eigenschaften verbürgen aber leider noch nicht eine edle, künstlerische Natur, und wie Gott nur die Welt regiert, so müßte auch an der Spitze jeder Kunstwelt ein kräftiger und edler Mann zu finden seyn. Sieh Dich um, und erkenne, wie jedes Theater die großen Fehler und einzigen Tugenden seines Vorstehers zurückspiegelt. Und wird das anders, besser werden? Nein. Denn gewissenlos, leicht bestechlich, und lächerlich vertrauend geht man bei der Wahl eines Intendanten, oder Schauspielprinzipals zu Werke.

Wie viel ist schon über mich geschrieben und gesalbadert worden. Wie wenig davon hat den Kern der Sache und meine eigenthümliche Beziehung dazu berührt. Kein Wunder, da die Eitelkeit der Schreiber meistentheils nur von dem Schreiber spricht. Diese Herren wollen zunächst sich selber sprechen hören, dem erstaunten Volke zeigen, wie der einzig richtige Gesichtspunkt, von welchem aus die und die Sache, oder die und die Person zu betrachten sei, nur von ihnen festgestellt werden könne; und prüft man diese Orakelsprüche, so liegen sie, unter hundertmalen neun und neunzigmal, auf sehr lockerm Boden, auf dem Grunde der pfauenhaftesten Selbstliebe, der Arroganz und nicht selten auf dem der hämisch'sten Bosheit. Glücklich der Sterbliche, der sich durch alle die buntscheckigen Erfahrungen auf dem großen Markte des Lebens mit noch ungebrochener Kraft in die einfachsten und nächsten Kreise seiner menschlichen Verpflichtungen zurückziehen kann und, unbekümmert um das Gequack der Frösche, dem Wahlspruche getreu verfährt: „Handle recht, und scheue Niemand!" Wie dieser Wahlspruch zu verstehen sei, sagt ihm der Gott in seiner Brust.

Du sagst, ich spotte „über die heiße Theilnahme an Allem, was das Theater betrifft." Ich spotte keineswegs; ich weiß ja, daß Deine Theilnahme auf wahrhafter, tiefgefühlter Liebe zur Kunst beruht; und wenn ich dann und wann dazu lächle, so solltest Du doch längst wissen, daß dieses Lächeln kein Spott ist.

Die Hagn unterliegt, wie alles Irdische, dem Tadel, wie dem Lobe. In der langen Reihe der mir bekannt gewordenen Schauspiele-

rinnen steht sie aber, durch reiche und mannigfache künstlerische Befähigung, mit oben an, und somit lasse ich die Leute schreiben, schwatzen und denken, was sie wollen. Weder die Frankfurter, noch Casseler, noch Darmstädter, noch Mannheimer oder Mainzer haben auf ihrer Bühne ein Talent, wie das der Hagn, und wenn die heillosen Skribler den Tadel, den sie über diese Schauspielerin in unreinem Eifer los-lassen, aus den Vergleichungen mit ihren heimathlichen Künstlerinnen hervorholen, so sind sie, gelind gesprochen, lächerliche Krämer, die den eigenen Schwefelfaden zur Wachskerze hinauflügen. Daß sie Fräulein Hagn aus edlerem Antriebe zu tadeln vermöchten, darf man diesen Maculaturfabrikanten kaum zutrauen. Und diese — alten Buben, wie keck sie gleich mit ihrem Urtheil (? !) über den Gesammtwerth eines Künstlers losfahren, dessen Aussenseite sie kaum kennen gelernt.

„Schnell ist die Jugend fertig mit dem Wort," sagt der ewige Gott durch seinen Liebling Schiller. Unsere heutige kritische Jugend ist die liederlichste, frechste, aufdringlichste Dirne, die es je gegeben. Sie sollte abgeschlossen werden, denn sie verbreitet Pest durch die ganze Erde.

So gewiß die Hagn eine seltene Schauspielerin ist, so wenig kann das jetzige Parterre einer Handelsstadt ein gültiges Urtheil über eine Darstellerin leichter, feiner Lustspielrollen aufstellen. Die Fähigkeit der Urtheilenden ist geschwächt, zurückgedrängt, verwildert. Der gute Ton ist aus dem Hause geworfen worden, der zügellose Haufe hat sich fast aller Räume darin bemächtigt und fordert die Fortsetzung einer Unterhaltung, wie er sie eben im Bordell, in der Kneipe, und in sonst verrufenen Winkeln verlassen hat. Er schreit, er droht, er wirft mit Silberpfennigen herum und die verlegenen, furchtsamen Wirthe und Kellner kommen seinen Forderungen, mit der Hoffnung auf Gewinn, entgegen. Der Kaufmann, nimmt er sich nur recht in's Auge, wird erkennen, daß er, des materiellen Vortheils wegen, eher mit dem lauten Markte sympathisirt, als mit der kleineren Anzahl derer, die es mit der („sogenannten" —) Veredlung des Menschen zu thun haben wollen und, indem er sich selbst die Larve der Vornehmheit umbindet, huldigt er doch nur seinem Haus-

gotte: dem Profit, in tausendfacher Vermummung. — Die Erfahrung spricht für mich. Welche Handelstadt ist es jetzt, die sich eines guten Theaters rühmen darf? Nenne sie! Weit leichter wird es sein, die kläglichsten Bühnenzustände in der Nähe der reichsten Geldsäcke zu finden. — Hamburg's Bedeutung, in Betracht auf Schauspielkunst, ist schmählich geschwunden. Nichts nutzt es, daß man sich noch immer des Namens „Schröder" bedient; die jetzige Erbärmlichkeit tritt dabei nur um so greller hervor. Wenn man aus einer Kirche eine Schenke, eine Schacher-, eine Würfelbude macht, in der man mit den heiligsten Gegenständen eine gewinnsüchtige Heuchelei treibt, so ist der höhnendste Verlust die gelindeste Strafe, welche die unsaubere Priesterschaft treffen kann. Die Sucht nach Vermehrung des Mammons ist es, welche Privatdirectoren aus Kaufleuten macht; sie kreiren sich zu Vorstehern einer Bildungsanstalt und vergessen nicht nur, daß man aus Bildungsanstalten keine Procente zu gewinnen hoffen soll, nein: sie demüthigen sich in ihrer schnöden Geldsucht vor ihren Schülern, huldigen ihren närrischen Wünschen und überliefern sich und die ganze Anstalt dem gerechtesten Spott. Der Mangel an Achtung, den man in Frankfurt seit einigen Jahren dem Schauspiele von Seiten der Verwaltung fühlbar machte, hat auch den völligen Verfall desselben nach sich gezogen, und wie selten ein Übel allein kommt, ist aus dieser Nichtachtung auch jene Ungebundenheit und Leichtfertigkeit des Urtheils, jene schmachvolle, tiefverletzende Art, sich den Vorstehern und den Mitgliedern des Theaters gegenüber zu stellen, hervorgegangen. Die Rohheit übersprang bald alle Grenze und wurde, wie im Parterre, auch auf der Bühne selbst heimisch. Die besseren Naturen, die den Platz nicht meiden konnten, betraten ihn mit dem Gefühle der bittersten Scham. Ich habe das wohl erkannt. Einzelnen unter ihnen war es ein nicht abzuweisendes Bedürfniß, mir ihren kläglichen Zustand bis in's Kleinste zu schildern. Hätte es unter den reichen Herren, die um ihre verlorenen Gelder jammerten, einen einzigen wahrhaften Kunstfreund mit klarem Blicke, mit männlich durchgreifender Kraft gegeben: die Verluste würden sich vermindert — das verdeckte Spiel intriguirender Egoisten würde nicht so tödtlich um sich gegriffen haben.

Diese unredlichen Priester im Tempel würden früher entlarvt worden sein. Aber solch' einen Retter in zunehmender Gefahr für Kunst und Geldsack scheint der Himmel den Frankfurtern erst jetzt, in der Person des Herrn Belli gegeben zu haben.

Was man wohl von mir gehalten haben mag, als man mich einlud, diesen riesenhaft vergrößerten Augiasstall auszumisten? Ich kenne für die Wiederherstellung eines guten Theaters in Frankfurt nur Ein Mittel: völlige Auflösung aller bestehenden Verhältnisse. Das würde nur durch bedeutende Opfer zu erreichen sein; dafür gewönne man aber einen gesunden Körper und mit ihm Ehre und Freude!

Was Döring betrifft, so muß ich wiederholen, ich wünschte, Du selbst hättest ihn gesehn. Daß er sich gefallen hat öfter in kleinen Stücken aufzutreten, als in größeren, läßt einen Schluß zu seinem Nachtheile, wie zu seinem Lobe zu, und spricht im Ganzen eine Bestätigung meines schon früher über ihn gefällten Urtheils aus: daß er weniger berufen scheint, aus dem innersten Heiligthume — aus dem Kerne aller Kunst herauszuarbeiten, als seine Siege durch sehr geschickte Anwendung überraschender, glänzender Beobachtungen zu erfechten. Er besitzt ein höchst seltenes Nachahmungs- und Aneignungstalent. Eigenthümlichkeiten, Sonderbarkeiten in Ton und Benehmen weiß er trefflich nachzubilden.

Wie ich geahnt habe, so hat sich's bestätigt: Sophie L. ist ein höchst gefallsüchtiges eitles Kind, das sich über den Beifall, den eine andere Sängerin gewinnt, entsetzlich albern gebehrden und „giften" kann. Sie ist ohne Zweifel eine sehr reich begabte Natur: aber eben so gewiß ist es, daß sie mehr durch leidenschaftliche Erregung und durch heiße Sucht nach jedweder Auszeichnung zu künstlerischen Bemühungen hingeführt wird, als durch jene fromme Begeisterung, die den Gott in der eigenen Brust verkündet und das beseligende Mitgefühl im Kunstfreunde erweckt. Die Flamme der Sophie L. flackert wild und ist nicht rein, ihre tägliche Umgebung ist wenig geeignet, den raschen Brand zum wohlthätigen Feuer zu läutern. Ihre Schwester Lilla ist seit mehreren Wochen hier und spielt, von dem Anhange der Sängerin über Verdienst beklatscht, Komödie. Sie ist

keineswegs ohne Talent, aber eine leitende Hand thäte ihr Noth. Schade, schade! Welche Masse von Schauspielern und Sängern haben wir und wie entsetzlich wenig Künstler! Und woher kommt das? Ei, woher kommt es denn, daß es so viele Leute giebt und doch so wenig Menschen?

Fräulein Schlegel ist ein Mädchen von 18 Jahren, von mittlerer Größe, von sehr gefälligen Formen und einem Gesicht, das vielleicht nur Wenige nicht schön nennen, weil es ihm an geistigem Ausdruck fehlt. Ihre Stimme ist ein mezzo-Sopran voll angenehmer Kraft und Weichheit, und ziemlich gleichmäßig gebildet. Das Mädchen ist schon sehr fleißig gewesen und wenn sie nicht in des Teufels Hände geräth, so wird sie eine beglückende und beglückte Sängerin. Gott schütze sie!

Wie gern käme ich, wenn auch nur auf einige Tage, nach Darmstadt! Wer weiß, was geschieht! dann hätte ich auch einige Ruhe und dürfte keine Briefe schreiben.

Ein Kritiker hat gesagt, ich spräche den Nathan jüdisch! — Toller, frecher Mensch! Ob mir das jemals, auch nur im Schlafe, eingefallen ist? Darin liegt ja eben unser Unglück: ist die Vorstellung vorbei, macht jeder, der sie sah, oder nicht sah, daraus was er will! Ekel, Ekel! Auf Deine Bemerkung antworte ich: Lessing hat jede seiner Personen durch charakteristischen Ausdruck in der Art und Weise, wie sie sprechen, so scharf gesondert und abgestuft, daß man in der Daja z. B. eben so schnell die gutmüthige, fromme, geschwätzige alte Wärterin erkennt, als im Nathan die göttliche Melodie der reinsten Liebe und Duldung! Es ist eine Weichheit über seine Rede verbreitet, die ihre Kraft nur noch eindringlicher macht; der rechte Leser wird dies eben so bestimmt fühlen, als die kernhafte Rauhigkeit aus dem Munde des Derwisch, den liebenswürdigen Trotz und Ungestüm des Templers, und die lächerliche Hohlheit des Patriarchen. Wie jedes Musikstück in seinem Charakter, seiner Stimmung vorgetragen sein will, wie jedes Bild in's rechte Licht gestellt zu werden fordert, damit man es im Ganzen wie im Einzelnen nach seiner vollen Bedeutsamkeit erkenne, eben so muß der Darsteller es verstehen, die Feinheiten seines Dich-

ters — und lägen sie auch nur im Hauche — geltend zu machen; und je edler, je höher der Gedanke dasteht, je zarter und sicherer muß seine Behandlung sein. Die Kunst solcher Behandlung geht aber allein aus dem tiefsten Gefühl hervor und der innere Gott muß uns leiten, wo Berechnung und Mühe seitab führen würden. Was Du nun, in Bezug auf meine Darstellung des Nathan, „eine ganz, ganz leichte Färbung“ nennst, ist jener Hauch, jene Melodie, jener Schmelz, in dem die Worte des herrlichen Menschen (Jud und Muselmann und Christ) an unsere Seele dringen. Es giebt Dinge, die sich schwer oder gar nicht definiren lassen, weil sie ein Theil der unserm Blicke ewig verhüllten, göttlichen Geheimnisse sind. In der Kunst giebt's solcher Dinge viel; d'rum ist der geschickteste Rechnungsrath noch lange kein Künstler. —

Am königlichen Geburtstage wurde zum Erstenmale „der Schwur“ von Mercadante gegeben. Fräulein von Faßmann und Fräulein Sophie Löwe — oder, damit diese mir das nicht übel nimmt: — Fräulein Sophie Löwe und Fräulein von Faßmann hatten beide in dieser Oper zu singen. So oft sie einander anzufassen, zu umarmen hatten, erfolgte stürmischer Jubel von Seiten der Bedienten der feindlichen Häuser, die das Parterre fast allein in Beschlag genommen hatten.

Reise mit Gott! Grüße mir meine theueren Freunde, die ja auch die Deinigen sind und sage mir, ob ich noch einen längeren Brief hätte schreiben sollen?

Bleibe gut Deinem Dich treu liebenden
Seydelmann.

Berlin, den 14. Juni 1840.

Gutzkows vielbesprochener „Richard Savage“ ist nun endlich auch hier gesehn worden und hat — Ehre sei dem hiesigen Publikum! jene freundliche Theilnahme erfahren, die einem solchen Erstlingsprodukte gebührt. Es wird hier sehr viel Neues gegeben; leider erregt das Meiste davon nur deshalb den Wunsch nach Wiederholung,

wenn die Darstellung eine recht lobenswerthe war. Was auch gegen die Art und Weise, wie man in Berlin Komödie spielt, eingewendet werden mag: es ist damit doch nirgend besser! Du würdest oftmals schimpfen, ich thu' es auch; die größere Summe Deines Urtheils aber würde Lob sein; ganz gewiß! Wie viele achtungswerthe Schauspieler zählt das hiesige Personal! Da ist die Crelinger, die Wolf, die Hagn und neben ihnen noch manches hübsche jüngere Talent (vornämlich Clara Stich); da ist der vortreffliche Wauer, da ist Weiß, der freilich derbe, aber auch erquickliche Humor des Gern, der etwas kecke, aber vielgewandte Schneider, der tief denkende Eduard Devrient, der ruhig=angenehme, fein=anständige Crüsemann, der mit reichen Mitteln begabte Rott, der, wenn er warm wird, wackere Grua *), der immer noch frische Blume, der drollig=trockene Rüthling, Wiehl in kleinen Rollen oft vortrefflich, der vielbrauchbare Franz, und noch mancher Andere der Achtung werth. In Keinem Etwas, das dem Tone einer wohlgebildeten Gesellschaft nicht entspräche, und dies allein ist schon viel werth. Nichts fürchterlicher, als Gemeinheit und wie oft — wie oft tritt sie uns auf der Bühne, also grade da entgegen, wohin man sich vor ihr soll flüchten dürfen. Wenn nicht der Schutz der Logenbrüstungen und des Orchester=Raumes wäre, könnte man die Nähe mancher Wichte nicht ertragen.

Pauli hatte sich um ein Gastspiel in Berlin bemüht; es scheint, als sollte nichts daraus werden. Er ist ein tüchtiger Schauspieler und ich würde ihn gern wiedergesehn haben. Du glaubst mir das. Ich habe mich nie auf gemeiner Furcht und Eifersucht ertappt, wenn es die Würdigung eines Kollegen betraf; ich war vielmehr der Freude über das Gelungene fähig, und ich gab sie zu erkennen.

---

*) Dies Urtheil sprach auch Seydelmann an einem andern Orte gegen seinen Freund v. Goldner aus, indem er von Grua sagte: (bei Gelegenheit seines Ingomar) „In der ruhigen Darlegung eines Charakters ist Grua kein Virtuos; da erscheint er mir matt; erst wenn er den Sporn der Leidenschaft in die Weichen kriegt, streckt er Schweif und Hals und trottirt rüstig fort. Daß sein Spiel frei von lächerlicher Eitelkeit und Geschraubtheit ist, will, wie die Sachen heut' stehn, schon viel sagen."

Ich bin nicht stolz, daß ich etwas kann; ich bin es, weil ich auch etwas kann! In diesem Stolze reiche ich jedem Tüchtigen die Hand; in freudigem Stolze der Ebenbürtigkeit! Und so wird's wohl recht sein.

Es wird Dich vielleicht einer meiner hiesigen Freunde begrüßen, Adolf Glaßbrenner, der heitere, witzige, lebensmuthige und herzgute Bildner des „bunten Berlins." Du wirst ihn lieb gewinnen. Du willst mich durchaus zum Schriftsteller machen. Das gelingt Dir nicht. Ich bin zu stolz, um in die lange — lange — unabsehbar lange Reihe der schnell Vergessenen, öffentlichen Unbekannten einzutreten. Schauspieler war ich — bin ich — will ich bleiben; Amen!

Deiner hochverehrten Gattin, die ich gar zu gern einmal wieder sehn — und auch hören möchte, bringe meinen herzlichsten, innigsten Dank für ihre gütige Mit-Einladung. Meine Freunde bitte ich zu grüßen. Lebe recht wohl.

Dein

Seydelmann.

Briefe an Gutzkow.

Berlin, am 3. April 1840.

Nach einer Verstimmung von einigen Jahren.

Wohlgeborner,

Sehr geehrter Herr!

Mit freudiger Empfindung komme ich eben aus der Leseprobe Ihres Trauerspiels „Richard Savage." Herr Regisseur Stawinsky hat uns den ihm zugesendeten neuen Schluß des Stückes mitgetheilt und Allen leuchtete die Verbesserung ein.

Wie sehr ist durch diese vier Druckseiten das Ganze in seiner Bedeutung gestiegen! Wie anders wird nun der Leser — der Zuhörer entlassen!

Die Macclesfield hat gewonnen, denn sie entschuldigt der kindliche Glaube an den Schwur der Mutter.

Richards glühender Zug zur Lady liegt jetzt tief begründet.

Kitty, durch wenige Worte, ist deutlicher, nothwendiger geworden und —

Steele — (wofür ich, der Darsteller desselben, Ihnen innigst danke!!) Steele, der Freund des Armen, unsäglich Unglücklichen, thut doch endlich Etwas, der Mühe werth! — Nun erst, meine ich, habe ich eine solide, achtungswürdige Grundlage für all das, was uns Steele hat gelten wollen. — Mit wahrhafter Lust gehe ich nun an die Lösung der geistreichen Aufgabe.

Eines will Stawinsky Ihnen noch zu bedenken geben: Mögen —

können Sie den Oberrichter weg lassen? Deucht Ihnen dessen Einmischung bei dem Entschuldigungsgrunde, den wir nun für die irre geführte und so arg gepeinigte Mutter erhalten haben, nicht zu hart? Wäre das Gewicht, das Sie hier in die Wagschaale sinken lassen, nicht milder einzusetzen?

Endlich: Wenn Lady Macclesfield abgeht: wird das die Wirkung der letzten, allerdings schönen, abrundenden Worte des Freundes nicht schwächen? — Denken Sie an die liebenswürdigen Gewohnheiten des Publikums, wenn es meint, daß jetzt „das Ding" aus sei, daß man sich jetzt in Gottesnamen erheben dürfe!

Entnehmen Sie aus dem Allem nur einen Beweis von der herzlichen Freude, mit der Ihr „Richard Savage" und die mir zugetheilte Rolle mich nun erfüllen und sei'n Sie überzeugt, daß ich mit wahrhafter Hochachtung bin

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Seydelmann.

Berlin, den 12. April 1840.

Sehr geehrter Freund!

Auf der Rückseite des Blattes, worauf Sie mir die neue Rede des Steele geschrieben haben, finde ich, eben erst: „Einlagen zu Actus IV." Dies sind also die Varianten zur Ballscene. Schön! Kann ich nach Belieben wählen?

Je öfter ich meine Rolle lese, je näher mir das ganze Stück entgegentritt, je mehr erkenne ich, wie sehr es in Frankfurt, in Hamburg und in ähnlichen Städten gefallen haben muß.

Im Schauspielhause, wohin ich gestern Abend, wie Sie wissen, noch ging, hörte ich von Allen, die Ihrer Vorlesung beigewohnt hatten, wie lieb es ihnen sei, Ihre Intentionen nun so mit Eins kennen gelernt zu haben. Ich freue mich, Ihnen das mittheilen zu können und hinzufügen zu dürfen, wie wir gewiß Alle mit verdoppeltem Eifer

dabei sein werden, unseren Aufgaben möglichst Genüge zu thun. Und nicht etwa aus Furcht vor Ihnen, denn wir sind gediente Leute und des Journalpulverdampfes gewöhnt. Nein: aus Liebe zur Sache, die Sie auf der Berliner Bühne gewiß finden. Aber auch eine andere Art darzustellen, werden Sie finden; eine Art, zu der Ihr ursprünglich feiner Gaumen sich wahrscheinlich gern zurückfinden wird, hat erst ein längerer Aufenthalt bei uns Ihnen die Frage vorgestellt, ob des brennenden Pfeffers in der Hamburger (und ähnlicher) Kunstküche nicht zu viel sei? —

Noch Eins: Sie werden doch an unserer mise en scène Theil nehmen? Raupach thut es und eine Erinnerung vorher thut allen Theilen wohler, als der Tadel nachher. Leider kann ich nicht so oft bei Ihnen sein als ich möchte! Möchte? Ja wohl! Denn Einmal wirkt angenehme Erinnerung — und sogar Dankbarkeit! — in mir; und dann sind Sie von Auge zu Auge weit weniger fürchterlich, als von Dinte zu Dinte!

Vielleicht sind Sie morgen früh zu Hause? Abends hab' ich zu thun.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr

ergebenster

Seydelmann.

---

*) Lützow (bei Charlottenburg); 18. August 1840.

Ihr Brief vom 14. d. M. hat einen Eindruck auf mich gemacht, daß ich noch keine Bezeichnung für ihn weiß; aber — er heißt mich

*) Zwischen diesem und den vorigen, so eben mitgetheilten Briefen liegen mehrere Monate. In ihnen ist die letzte Scheidewand vorsichtiger Zurückhaltung, welche Seydelmann noch von Gutzkow trennte, eingesunken. Der Künstler hatte die Überzeugung gewonnen, daß Gutzkow ihn mit voller ganzer Seele umfaßte. Dies Bekenntniß des Dichters drang tief in Seydelmanns Gemüth. Ihm verdanken wir diesen herrlichen Brief, in welchem sich die tiefste Innerlichkeit Seydelmanns ausspricht. Von nun an tragen die Mittheilungen desselben an den Freund den Charakter der edel-

„aus dem Centrum" reden und das will ich! Lieber Freund — (nun keine Scheidemünze mehr für Kunz und Peter; sondern gediegenes Gold!) Geliebter Freund! Ihre Worte gießen mildes, süßes Mondlicht in eine Region in meinem Herzen, die das Leben, wie es eben so ist, sehr verfinstert hatte. Und so sehr bin ich an Nacht gewöhnt, daß ich den plötzlich hereinbrechenden Strahl nur wie ein Traumglück begrüßen kann und schon die Thräne heraufzittern fühle, die mich über Täuschung und Wirklichkeit aufs Neue belehren soll? So wohnt im kleinsten Tropfen auch der Erde Wohl und Weh!

Welche Geständnisse machen Sie mir! Aber ich wußte wohl, Sie hatten sie mir zu machen. Die Gerechtigkeit verhieß sie mir; aber nicht immer wird uns diese noch im Leben. Ich war auf eine spätere Zeit gefaßt; auf keine Freude mehr als die im stillen, treuen Umgang mit der Kunst.

Gutzkow, Sie hatten sehr Recht, als Sie sagten: man finde und erkenne mich nur auf der Bühne. Dorthin, auf die schmale Grenze, wo Ideal und Wirklichkeit sich freundlich-kummervoll umschlungen halten: dorthin hat das Leben mich zurückgedrängt: nur dort bin ich Ich selbst; sonst überall nur ein Theil von mir; verschüchtert, kalt, zerstückt. Und ich will nicht klagen. Wohl dem, der eine Zufluchtsstätte hat; der sie so klar erkennt die Heimath seiner Seele, und zugleich den Platz, wo alle seine Kräfte wirken — wirken dürfen; ohne Fessel, frei! O ich fühl's: ich bin ein Glücklicher — durch Schmerz!

Der Grund Ihrer Mißstimmung gegen mich ist mir sehr genau bekannt. Sehr genau! Aufwühlen, lockern für ein besseres Erkennen konnte ihn doch nur die Zeit. Und daß sie kommen würde diese Zeit: das hofft' ich immer! Nun ist sie da!! Sie haben mich lieb gewonnen, wieder lieb gewonnen, lieber Gutzkow; denn ich glaube ganz gewiß, Sie waren mir schon früher gut. Sie haben sich schon früh mit mir beschäftigt und Alles, was Sie in den letzten Jahren gegen mich gedacht, gesagt und durch Ihr (bekanntes) Wort veranlaßt haben

---

sten Offenheit an sich, mit welcher er sich über alle Lebensinteressen der Gegenwart gegen den Dichter ausspricht.

mögen, war doch nur Widerklang fremder, feindseliger Stimmungen, der sich wie Wahrheit in der eignen Brust gebehrdete, weil ich zu Allem schwieg.

Möchten Sie mich jetzt noch deshalb tadeln?

Ihr „Tagebuch aus Berlin" habe ich nicht gelesen. Ich lese keine Journale. Aus Furcht. Doch nicht der Schauspieler fürchtet sich, ach nein! Wer, der irgend Etwas öffentlich zu treiben hat, wird Prügel nicht gewohnt! Es ist 'was Andres, Tieferes, das ich zu lesen fürchte. Soll ich's Ihnen noch bezeichnen? Neulich schrieb mir Jemand, daß Sie Dies und Jenes in dem „Tagebuche" über mich geäußert und ich antwortete ihm augenblicklich: er solle mich in meinem süßen Schlafe ja nicht wieder stören: — Ich weiß ja wohl:

„Gebehrdenspäher und Geschichtenträger haben des Übels mehr auf dieser Welt gethan, als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnte."

Nr. 134 Ihres Telegraphen aber will ich lesen. Da Sie mich darauf verweisen, gehört sie ja zu Ihrem Briefe.

Daß mein Spiel Sie zu Antithesen aufregt, nährt meinen Stolz. Im Raume vom Gedanken zum Gedanken, mein' ich, wohnt der göttliche Verkehr. Noch so lächelnde Übereinstimmung macht matt, stagnirt. Ich habe von jeher mein Lob darin gefunden, daß ich Verstandeskräfte streiten machte. Daß ich aber auch die andern Kräfte in dem Menschen anzusprechen das Vermögen habe, hat mir hundertfältig schon mein Spiel bewiesen; da wie dort. Nirgend hat es mir an reger Theilnahme aus allen Klassen gefehlt und wenn allgemeine Anziehungsfähigkeit den Grad der Künstlerschaft bestimmen soll, so darf ich mit dem Resultate aller Kassenzettel wohl zufrieden sein. Verstand allein, „und nur Verstand," erzielt ein solches Facit nicht. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!" Aber was wollen alle diese Schwätzer? Wissen sie's selbst? Des Hungers Geschrei zwingt sie zunächst zum Kampfe und halb, wie sie sind, verpuffen sie nur Pulver, selten Blei. Bis Ein Gedanke diesen Dampf durchbricht — o Gott! Wem sag ich das?

Was sagen Sie denn dazu, ich habe — jetzt so Etwas im Leibe:

den Wallenstein! Erschrecken Sie nur nicht. Wie er sich durch einige Decennien innerhalb der Leinwandswände „Heldenmäßig" abstelzt und in schönen Redensarten übergiebt — Quittungen des wilden, dummen Dankes stummstolz entgegennehmend —: so fällt mir's gar nicht ein; so könnte ich's nicht machen, wenn ich es auch könnte. Nein, ich müßte es schon wieder wagen auf die eigne Weise und auf — Antithesen. Ich düftle — jage nicht darnach, das Ungewöhnliche zu thun; nein, überwältigt von dem Sinn des Ganzen, drängt es mich in meiner Weise ihm zu folgen, zu genügen, möglichst gut; in aller Treue, liebend und gehorchend! nicht eigenmächtig ungebührlich, eitel! Der Schauspieler, im Verhältniß zu dem Dichter, sei Weib und Mann zugleich: anschmiegend und gehorchend — treu und kräftig im Vollzug; ein weibliches Genie. (So sagt es auch Jean Paul.) Wir haben nur zu empfangen und wieder zu geben. Und das ist schon viel; sehr viel! Welch' reicher Boden gehört dazu! Welche warme, volle, künstlerische Natur! Gilt in der Ehe nur der Mann? Das Genie des Schauspielers darf kein alleinkräftiges sein wollen; vermag er es nicht, sich unterzuordnen, so rase er für sich, nicht im Verein. Ich kann mir den Dichter in seiner Qual denken, wenn er es mit solchen genial hinpuffenden Schauspielern zu thun hat. Stolze, übermüthige Kerle, die ihm im eignen Bette die eignen Kinder umarbeiten. Aber solcher Hausfreunde giebt es auch unter uns eine ganze Menge und Unverstand und Frivolität behängen sie vor der verdumpften Menge mit den heiligsten Namen!

Hat man den Quark so kennen gelernt, so durch und durch: so gehört doch wohl ein Beruf und zwar ein starker dazu, um ihm nicht mit Ekel für immer den Rücken zuzuwenden.

Im Anfang September gehe ich nach Bremen, viermal zu spielen. Dann nach Braunschweig und zwar in Folge einer ganz besonderen Einladung vom Herzoge selbst. Nicht eigenhändig, nein; das wär' zu viel. (Eigenmündlich, das ginge eher; das macht sich im Vorübergehn, wie eine Artigkeit; und weiter nichts.) In Braunschweig werd' ich achtmal spielen. Auch Mephisto. Man will ihn. Jetzt haben sie einen Herrn K. dort. Der kopirt mich. So sagt er selber.

Später wird es heißen, ich kopirte ihn. „Auch nicht übel!" sagt Steele.

In Hamburg würde ich recht gern spielen. Aber es wird vor dem November wenigstens nicht gehen. Denn im October sind Huldigungsfeierlichkeiten, da braucht man mich für die Fremden. — Natürlich! Ich bin doch auch „Wer!" Hier! — Daß Sie sich so unbefangen mir gegenüber halten wollen, freut und schmerzt mich, denn ich diene gern! Gewiß!

Ach wenn Sie doch nur wüßten, wie viel Freude mir Ihr letzter Brief macht! Ich bitte, schreiben Sie mir bald wieder und glauben Sie, daß ich's verdiene, wenn Sie mich lieb haben und lieb behalten!

Ihr

Seydelmann.

Berlin, am 19. November 1840.

Endlich! Endlich!!!

Und warum eile ich nun so mit der Beantwortung eines Schreibens, das mindestens! ein Dutzend Wochen früher hätte kommen sollen? Hab' ich nicht auch einen Schreibtisch, auf dem ich die herzlichsten und geistvollsten Briefe könnte liegen lassen? Ist meine Correspondenz nicht auch eine ungeheuer verzweigte?? Muß ich nicht Komödie spielen hier und dort? neue Rollen lernen, alte wiederholen? Ägypten und Syrien im Auge behalten, Frankreich bewahren und den Werth der Stimmung tariren, die sich unter dem Liede geltend macht: „Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein"? (Die hiesigen Theezirkel hüsteln und krächzen jeden Abend eine neue „jöttliche" Melodie und die Generalintendanz der Königlichen Schauspiele steht gerüstet, den Patriotismus jeden Augenblick als Entreact absingen zu lassen.) Muß ich, des leidigen Fortschritts wegen, nicht so gut wie Sie die Tische unserer Buchhändler durchstöbern? Göthe und Shakespeare aus den neuesten Illustrationen verstehen lernen und mein Auge stärken, den Glanz zu ertragen, den die nächste Zukunft über das Va-

terland verbreiten wird? Und wenn ich nun gar noch alle Journalwinkel durchkröche, wo von dem armseligen „Verstandeskünstler" oder von dem „genialen, göttlichen Seydelmann" die Rede sein könnte — wenn ich Notitz nehmen wollte von dem täglich sich erneuenden Kothe der Coulissen-Misère (der mich, versteht sich, mit bespritzt), von dem Jammer häuslicher Verstimmung: wo nähme ich wohl dann noch Zeit und Lust her, eines lieben Freundes Briefe zu beantworten und winkte mir, (als Lohn dafür) auch eine Zeile Unsterblichkeit?

Der Wiener „Spaßmacher" hat sich ja, wie ich im Theater hörte, zu einer sehr erschöpfenden Kritik des „Werner" herabgelassen und wird nun selbst als dramatischer Dichter auftreten; auch dramaturgische Vorlesungen halten! „Und Spiegelberg, wird es heißen, kannst Du heren, Spiegelberg? Es ist Schade, daß Du kein General worden bist, Spiegelberg, Du hättest das rauflustige Volk der Franzosen in Dein großes M..l genommen und als einen Dreipfennigswitz in seine Grenzen zurückgespien. Juchhei! Spiegelberg wird es heißen in Ost und West, und in den Koth mit Euch, ihr Memmen und Kröten, indeß Spiegelberg ———? Und so krepier' du Bestie! Von hinten her will sie Männer zu Schanden schmeißen! Der Racker, von hinten her!"

Sie müssen nämlich wissen, Gutzkow, daß dieser hämische Hanswurst, dieser literarische Klingelkramkrämer, diese Hauptader der modernen Tagesblattsliederlichkeit, dessen „Humor" sich zum Humor verhält, wie Papageiengeschrei zum liebwarmen Tone der Nachtigall — daß dieser Stammvater aller kritisirenden Straßenbuben schon seit Jahren sich den Spaß macht, seine kothige Faust auch gegen mich auszuwerfen; obwohl ich die Ehre habe, ihm nur vorübergehend bekannt geworden zu sein. Das ist es eben, werden Sie sagen. Wozu wäre er sonst ein Straßenjunge und Sie ein honetter Mann?

Aber wir wollen zur Seite treten.

Welche unserer Damen werden denn in Ihrem Stücke spielen? Das müssen doch wohl Sie bestimmen; sonst bleibt es lange — lange liegen. Sie kennen ja unsern Damen-Jammer! Was ist dagegen Capulet und Montague! Eine kräftige, entschlossene, scharfe Hand

thut Noth. Da schleppen wir uns hin, die Beulen an der Brust und ächzen: Tod. Wenn doch irgend Einer von den Vielen, die dies Elend kennen, und Verpflichtung haben, ihm zu steuern, Muth genug besäße, nur am rechten Ort davon zu reden! Wie oft hab' ich mich vor dem Grafen, seinen Räthen, Regisseuren, à la Narr im „Lear," darüber ausgesprochen. (Man müßte ja kein Fünkchen Liebe für die Sache haben, wenn man es nicht thäte!) Sie stimmen Alle bei, gar redlich und mit Abscheu; aber Keiner thut 'was und der Krebs frißt weiter. Da sitzen denn die Herren oben, auf der langen Bank, unterm Dache des stolzen, Königlichen Schauspielhauses und wissen sich nicht Rath, und aller Witz läuft darauf aus, hübsch auszuweichen, ja nicht anzustoßen, Wege (d. h. Stücke) auszukramen, wo sich diese Donnen nicht begegnen, ei — beileibe nicht; es gäbe Mord und Brand. „Drum ruhig, hübsch vermittelnd, friedlich! Gespielt wird doch! Was will man mehr!!!" —

Die schönsten Kräfte, aus deren Vereinigung dem Dichter das gebührende Recht, dem Publikum der reichste Genuß, dem Institute die achtungsvollste Anerkennung mit hundert schönen Folgen erwachsen würde, werden auf die obige Weise vereinzelt und zersplittert; bleiben auch wohl völlig unbenutzt. Weil wir zum „Othello" nur eine Desdemona brauchen und wenigstens zwei erdrosselt sein wollen, bleiben sie beide leben und die milde Behörde ärgert sich so sachte weiter. Und so geht's mit vielen — vielen Stücken und besonders mit den guten. Ganz begreiflich! — O hätten diese Damen weniger Wuth und mehr Liebe; erschlösse sich ihre Phantasie weniger den Bildern rollensüchtigen Hasses als der Vorstellung des Jubels, den sie, vereint auf dem Felde der Kunst, dem Publikum und sich bereiten könnten: wie müßten sie zappeln in freudiger Ungeduld, ihre weichen, seidenen, schönen Schläfen mit ächtem Lorbeer, mit Rosenkränzen ohne Dorn zu schmücken! Aber sie sind belesen, haben wohl selbst in Paris die Stelle besucht, auf welcher Voltaire sprach: eine Schauspielerin müsse den Teufel im Leibe haben. Seit dieser Zeit haben ihn die zarten Geschöpfe nicht nur im Leibe — sie sind der Teufel selbst!

Daß übles Beispiel, von so hoher, glänzender Stelle herab gege-

ben, in allen Kreisen nachzittert, ist so natürlich als daß die Pest ansteckt. Aber die Behörde, die Kunstsanitätsbehörde — weil sie sieht, daß sie selbst ganz leidlich dabei fortlebt, — unterläßt sogar das Räuchern. Wohnt sie selber doch in lichten Höhen! Was bekümmert sie Parterregeheul und das Gekrächz von sogenannten Künstlern! Wenn nur nach gewisser (! —) Seite Alles lachend und ge—schminkt aussieht: das Andre —? Quark. Ob sich die rächende Nemesis nicht aber auch einmal zu Quarkhändlern herabläßt —? Ob von jener Seite niemals ein Gewitter herziehn und die kranke Luft erschüttern, reinigen werde—? „Das ist die Frage!" Und die Antwort liegt, der tiefen Stille nach zu schließen, wohl noch fern —??

Ich habe, um nicht blos zu klagen, kürzlich einige Flaschen Eau de Cologne in die Moderluft gespritzt und bin dafür mit namenlos schändlicher Jauche begossen worden. Wenn sich die Wirkung wird ein Weniges verloren haben, darf ich Ihre Geruchsnerven vielleicht incommodiren. Erfahren müßte man eigentlich von dem Versuche; es ließe sich manches Heilsame, für die Zukunft wenigstens, daraus herleiten.

Aber Jubel und Hosianna dem Herrn:

„Wilhelm Tell" ist befohlen worden!

Egmonts Roß zum Alba ist gesattelt. (Nur wollen auch „drei Reiter" darauf. Im Steigbügel steht Franz Grua; ringsumher: Skandal. Vielleicht wird abgezäumt.)

Wenn der müde F. L. Schmidt Ihnen den Platz räumte: ach: wie höbe sich dann wieder einmal mein Herz in Hoffnung! Ich lachte, wenn auch in Thränen; denn Sie würden viel, viel Bittres zu erfahren haben. Doch Sie haben Kraft und Muth; und hört — erhört der Himmel das Gebet des Wackern, dann, mein Lieber, unterstütz' ich Sie; ob nah', ob fern! Lassen Sie den Mühling für den Pfennig sorgen. Der versteht das, wie ich glaube. Reden Sie ein Wort mit Schröder's Geist. Schon wittr' ich Morgenluft. Die lange — lange Nacht vorbei! Sie, ein junger Mann, ein Mann voll Geist (und auch Gemüth? Ach ja!!!) — für Kunst erglüht, befähigt, wie nur Wenige: Sie an der Spitze eines Unternehmens

wie in Hamburg! Fühlen Sie's heraus, aus meinen Worten, wie mich das begeistert und durchwärmt, auf's Neue! wie ich noch für eine Sache glühe, der ich, trotz so mancher traurigen Erfahrung, gern ein doppelt — dreifach Leben böte!

Sind Sie nun müde mich anzuhören?

Gott mit Ihnen! Seine Lieblinge mit mir! Verstanden? Übereilen Sie sich ja nicht wieder mit der Antwort!

Ihr

Seydelmann.

Berlin, am 7. Januar 1841.

Recht — recht herzlichen Glückwunsch zum neuen Jahr.

Sie sagen in Ihrem Schreiben vom 4. Januar: Das Erfreulichste und Wichtigste wäre noch immer, daß Sie vielleicht zu uns kommen und gastiren. Wenn Sie es können, thun Sie's ja.

Hierauf erwiedere ich ohne Säumen: Ich werde in einem der nächsten Monate einen Theil des mir zustehenden Urlaubs benutzen. Es sind mancherlei Einladungen zum Gastspiel an mich ergangen. Guhr hat mich erst gestern wieder „dringendst" ersucht sein Anerbieten zu mindestens zwölf Rollen („die Rolle zu hundert Thaler Gold") ja nicht zurückzuweisen, weil — Nein! weil er sich eben Vortheil davon verspricht. (Eines Schauspieldirectors „Verehrung" für den Schauspieler wächst ja nur aus dem Kassenzettel hervor. Einen Delinquenten vor dem Morgen seiner Hinrichtung nicht wenigstens einmal auf ihrer Bühne zum Galgen führen zu dürfen, mag manche Prinzipale schon sehr verdrossen haben. Und mit Recht: der erste Rang würde — jetzt üblicher religiöser Erbauung willen! — sich selbst von dreifach erhöhten Preisen nicht abschrecken lassen. Bei Benefizen allerachtbarster Künstler (! —) bleibt er weg. Doch hinweg: „auf diesem Wege liegt der Wahnsinn"!

Nun giebt es aber auch noch liebe Theaterprinzipale — (und diese müßte eigentlich der Teufel je eher je lieber holen, denn sie allein

halten den Mist noch oben! —) Einem von diesen Unglücklichen habe ich mich, aus wahrhafter Anhänglichkeit, verpflichtet; er giebt mir weniger, beträchtlich weniger; um so eher kann er einen Vortheil bei der Sache haben, und so werd' ich zu ihm gehn. Er wohnt näher bei Ihnen, als bei Guhr und so könnt' ich dann nach Hamburg kommen.

Nun, schreiben Sie mir nur und ich werde es, Ihretwillen! auch in Hamburg auf einen kleinen Verlust nicht ansehen. Doch haben Sie mir dieser Versicherung zu Liebe auch nicht einen halben freundlichen Blick mehr zuzuwenden; versteht sich! Ich glaube auch „wir können uns Beide 'was werth sein.“ Und so sei's! Ich schlage herzlich ein!!!

Wohl les' ich Ihren Telegraphen und daß Sie sich auf kluge, gute Weise für mich interessiren, erkenn' ich wohl. Aber die letzten fünf Jahre haben einen Strom zwischen uns gebildet, und die Brücke darüber zu schlagen, mag selbst einem so geistreichen und gewandten Schriftsteller, wie Sie, schwieriger erscheinen, als es ist, einem alten Freunde wieder die Hand zu bieten. Ich erkenne das im ganzen Umfange und weil ich im Stande bin, meine Freunde fast mehr zu lieben, als mich selbst, bitte ich Sie, Ihretwegen, auch hier um Behutsamkeit. Ich denke immer, wenn ich erst todt sein werde (Gott sei dann innigst Dank!!!) und sie raffen in gewohnter Weise Alles über mich zusammen, werden sie mich doch bei Ehren lassen. Sie können's ja nicht anders, wenn sie es auch möchten. Und damit gut!

Ihr Blatt zu lesen geh ich dann und wann zu Spargnapani. Man muß immer so lange warten, eh man's kriegt, daß man, will man nicht gleich wieder fortlaufen, so lang nach andern Blättern aller Farben greift. Da erfreute mich denn neulich auch eine Correspondenz aus Mainz. Weit ausholend werden da Emil Devrient und Pauli gelind gezaust, dann kommt der Hase aus dem Pfeffer: Seydelmann und Döring. Ach —! (die alte Geschichte vom Sattelgaul und Handgaul. Ich schreite aber fest und ruhig weiter; mache Döring wie er wolle!) Kennen Sie etwa diesen kritischen Schreibefinger? Woher mag er wissen, daß ich so reich an „Krummbuckeln und Em-

pfehlungszetteln" bin? Daß ich mich hier „eingeschwänzelt?" Arme, gute Seele! Warum ärgert sie sich so über mich?

Sie haben nie aus freien Stücken über Döring mit mir reden mögen. Fürchten Sie, mich zu betrüben? Wenn ich Sie nun selber bäte, mir recht offen Ihre Meinung über ihn und mich zu sagen, weil man uns denn doch an Eine Deichsel spannen muß! (Das kommt zuerst aus Stuttgart — — dann nahmen Sie den Faden, um ihn weiter fortzuspinnen und nun zerrt ihn, wer nur Lust hat, in die Länge. Das haben wir von Ihrem Einfluß.) — Der gute Mainzer sagt auch: mit dem Seydelmann wird das nicht lange mehr so dauern. Wenn er mein Leben meint, dann gebe ihm der Himmel Recht!!! — —

Was das Komödienspiel betrifft, stehn wir freilich in der Rezensenten Hand; d. h. unsicherer, als der erbärmlichste, Farbenkleckfende Pinsel. Der beweist sich seine Schmierigkeit doch selber.

„John Sparkle" ist wohl zu frühzeitig verblichen. Müßte es allen Stücken, die wir hier spielen und wieder spielen, und die doch nicht besser sind, eben so gehen: es würde auf unser Repertoir wirken wie eine gute Laranz auf den Magen. Ob man's wiederholen wird? Wohl kaum. Der Humor des in seinen Erwartungen betrogenen Weihnachtspublikums hat viel Theil am frühen Morde. So böse Ahnungen hatte ich beim Einstudiren der 17 Bogen langen Rolle doch nicht. Denken Sie sich den Schauspieler auch einmal von dieser Seite. Die volle Ladung unverschuldeten Spottes persönlich in Empfang zu nehmen, erfordert nicht minder eine gewisse Stärke, als über erhaltnen Beifall nicht verrückt zu werden.

„Athalja" (die erste Schauspiel-Vorstellung, welche Seine Maj., König Friedrich Wilhelm IV. durch seine Gegenwart beehrte) hat, trotz der Allerhöchsten Anwesenheit, doch auch Zeichen des gelangweilten Publikums ertragen müssen.

Bei einigen der Königlichen Theatermitglieder werden Betstunden abgehalten und, versteht sich, nicht etwa auf dem Wege der Heimlichkeit.

Die Crelinger protestirt öffentlich gegen Machinationen, die man ihr in der „eleganten Zeitung" aufredet. Ob man mich nicht auch

bald beim Zopfe nehmen wird? Soll ich dann auch in die Schranken treten? Wozu? Ich habe schon so viel überwunden durch — Schweigen. — Nun muß ich in den „Faust." Ich bitte, antworten Sie mir recht bald! Daß ich auch viel zu thun habe, könnten Sie schon aus meinem Geschreibsel erkennen. Verzeihen Sie und bleiben Sie gut

Ihrem

Seydelmann.

Berlin; Sonntag, am 16. Mai 1841.

Lieber Gutzkow!

Ich müßte doch sehr irren, wenn Ihr frisches, buntes, wunderbares, mährchenhaftes Stück „die Schule der Reichen," das ich so eben ohne Zwischenacte gelesen habe, von der Bühne herab nicht ein ungewöhnliches Interesse erregen sollte! Ich muß mit Ihnen reden, gleich! so tiefen Eindruck hat es auf mich gemacht. O ich möchte Sie bitten: fahren Sie auf diesem Wege fort! Mit noch zwei Schauspielen dieses Werthes werden Sie Ihr Glück begründet haben. Sie dürfen dann nach Lust und Laune bringen, was Sie wollen. Lächeln Sie in Gottesnamen, daß ein Schauspieler Ihnen, dem Dichter und Kritiker! — auch seine Meinung sagt.

Aus dem vorliegenden Stücke bei Weitem mehr als aus Richard, Werner und aus Patkul geht mir, der ich Sie wohl zu kennen glaube, Ihr Innerstes entgegen. Ich sehe die Grundfarbe — ich höre die Töne Ihres tiefsten Lebens. Schreiben Sie nur diese Dissonanzen (wie ich sagen möchte) fort, auf künstlerischem Wege aus sich fort, wie hier! Ursprünglich reiche, seltne Kraft und rascher Andrang, Hindernisse, Zwiespalt, bitterer Unmuth, ungesunde Schärfe, Unlust, Abgespanntheit: Alles zeigt der Knäuel, den dieß Stück vor uns entwickelt. (Alles zeigt uns auch zugleich Sie selbst!) Wahrheit liegt in diesem künstlerisch-verbundnen, bunten Schutt und Graus. Und diese Wahrheit wird das Stück auch wurzeln lassen.

Sie selber aber, lieber Freund, Sie werden, was Sie so zu Tage fördern, als ein poetisches Reinigungsmittel für Seel' und Leib

benutzen und zur Versöhnung, Milde, Heiterkeit — zum Siege über sich und Alle kommen.

Sind Sie böse? (ob ich irre, oder nicht.)

Daß diese „Schule" in England steht, in London, in diesem alten, wohlbekannten Neste grauser, und auch schöner Wunder, giebt ihr volle Rundung, schlägt die Bürste dumm-gelehrter Zweifel kritisirenden Bedienten aus der Hand.

Frei heraus: wie ich's erkenne, haben Sie nichts Besseres, nichts Tieferes, nichts, was so eindringt in das Leben (weil es aus dem Kern des Lebens aufgegangen ist —) geschrieben. Und könnte ich, was ich möchte, müßte dieses Stück heraus, und gleich!

Die ersten drei sind Dämmerung; dies vierte aber ist der schöne goldne Saum von Ihrer Ruhmessonne.

Lachen Sie in Jesus Namen, wenn Sie anderer (d. h. gescheidterer) Meinung sind als ich! Aber, wie das immer wieder nagt und frißt in mir: wir haben kein Ensemble, können es nicht spielen. Hieher gehört schon wieder, was wir auf den Brettern nur sehr selten sehen: Talent und Bildung, Einklang, Ernst!

Die Wolf kann prächtig — prächtig sein als Mary (wenn sie sich hübsch selber spielt —). Wären alle Andern dann ihr ähnlich — ähnlich nur! — dann ging es wohl; dann wollten wir die Freude sehen! Dann hätt' ich Recht! Und wie!

Ich danke Ihnen! Herzlich! Kann mir aber nicht erklären, daß Sie so gezögert haben, mir das Stück zu zeigen. Sind denn die Dichter — die gescheidten, notabene! — Sängerinnen am Klavier? Und dann bin ich ja weder ein Hallesches Jahrbuch, noch sonst ein kritisches Schemelbein. Ich bin ein Mensch, der lieber Freude fühlt und Freude zeigt, wenn ihn 'was Wahres, Tüchtiges im Innersten berührt.

Das hat Ihr Stück gethan und darum nochmals, lieber, reicher Gutzkow, Dank!! *)

Ihr

Seydelmann.

---

*) Seydelmann fühlte sich durch dies Gemälde des Dichters, wie er es nannte, besonders angesprochen. Über den verschiedenen Erfolg, welchen die Darstellung des-

Berlin, am 19. Juni 1841.*)

„Lieber, guter Seydelmann!“ Wenn in dieser Anrede nur nicht so viel Angst läge, wie würde sie mir dann gefallen!

Daß ich den sächsischen Dialekt in der Darstellung des „Pfingsten“ hören lassen wollte, ist gewiß kein willkührlicher Spaß von mir. Sie können es freilich ganz entschieden von sich abweisen, wenn Sie wollen —, doch hat Ihrer Seele; als Sie den „Pfingsten“ schufen, ein Bild aus dem Leben vorgeschwebt und der Schuft ist ein Portrait. Von wem, ist mir nicht nöthig zu wissen. Viele Gesichter gemahnen uns so und wir fragen nicht weiter nach dem Namen.

„Pfingsten“ ist nicht nur eine Bestie wie es ihrer überall giebt — der Kerl ist eine „sächsische“ Bestie, rund um, durch und durch, die Anrede an Schlippenbach (Aktus IV., Scene 2.) sagt es ja klar. Spielt ihn der Schauspieler Ihnen nach, (nicht etwa, wie er will —!) dann liegt Gefahr nur in zwei Scenen: in der mit dem Churfürsten, am Schlusse des 3. Aktes, und in der auf dem Königstein (Aktus V.)

Spaß zu machen war meine Absicht nicht. Das können Sie auch nicht glauben. Aber ich fühle Ihre Besorgniß in ehrlichster Gesinnung mit und will nun gleich versuchen, wie ich das Ding anders machen kann. **)

Ihr

Seydelmann.

---

selben in Hamburg und Wien hatte, schreibt er dem Sohne: (den 4. November 1841) „Gutzkows Schule der Reichen hat in Hamburg ein trauriges Schicksal gehabt, in Wien hat sie gefallen. Das Eine, wie das Andre ist begreiflich, konnte sogar nicht anders sein. In Hamburg dominiren die in dem Stücke blosgestellten Kaufleute und die dortigen Schauspieler sind ziemlich aus der Art geschlagene Nachkömmlinge des verewigten Schröder. In Wien wird es der ebenfalls verletzte Adel nicht so entsetzlich schwer genommen haben und gewiß haben die Schauspieler gut gespielt. Eine Komödie ist das Stück eigentlich nicht, sondern ein Gemälde; ein lebendiges obendrein, ein sprechendes! Nur müssen die Redenden keine Esel, sondern Menschen sein. Licht, günstiges Licht! Danach schreien Maler und Dichter mit gleichem Recht.“

*) Diese Zeilen richtete Seydelmann an Gutzkow, als dieser den Künstler, nach der ersten Probe von „Patkul,“ gebeten hatte zu überlegen, ob der sächsische Rath „Pfingsten“ könne sächsisch sprechen.

**) In Betreff dieser Rolle schrieb Seydelmann seinem Freunde v. Goldner auf

die durch ein Gerücht veranlaßte Anfrage des Letztern: „Ob ich den sächsischen Rath Pfingsten wirklich sächsisch gesprochen habe? Mit einem leichten Anflug dieses Dialekts, ja. Hier sagten einige Elende, ich hätte bei dieser Rolle Gelegenheit genommen einen in Ungnade gefallenen Staatsbeamten, der ein Sachse ist, zu kopiren. Schurkengeschwätz! Zudem habe ich den Unglücklichen kaum gesehn, kaum reden hören."

Seydelmann war über den Erfolg in der Rolle des Pfingsten sehr erfreut. Das Verhältniß des Dichters und des Darstellers ward ein immer engeres und innigeres. Seydelmann schreibt dem Sohne, dem er seine geheimsten Empfindungen mittheilte, darüber Folgendes (am 23. Juni 1841) „Gutzkow dankte mir, daß ich die Rolle des Pfingsten zum Vortheil des Stückes so gehoben. Überhaupt scheint er sich in letzter Zeit mir sehr zugeneigt zu fühlen, er kommt oft zu mir, bleibt lange und spricht vertraulich. Von ihm ein kleines Wunder und ich werde es ehren. An mir soll er nicht irre werden. Ich gehe ihm natürlich mit gleichem Maaß von Offenheit entgegen. Daß er der deutschen Bühne viel werden zu können die Kraft besitzt, ist, trotz allen Tadels, gar nicht zu bezweifeln."

Briefe an den Hofrath Teichmann.

Verehrter Freund!

Braunschweig, den 3. Oktober 1840.

In einigen Tagen reise ich von hier ab. Ich gehe gern nach Berlin zurück. Ich war noch nirgend lieber als in Berlin. Ein einseitiger oder blinder Lobredner glaube ich nicht zu sein. Einige breitspurige Mäuler an der hiesigen Wirthstafel habe ich doch zum Schweigen gebracht — Berlins Atmosphäre durchzieht ein geistiges Element; dort ist's, doch stellenweis', schon hell, sehr hell und bald bricht auch die Sonne durch! Dann kommt auch wohl in tiefe Thäler Licht. Noch liegen welche in sehr dicker Nacht.

Die Braunschweiger Bühnenverhältnisse gestatten nicht, daß mein Gastspiel noch mehr beschleunigt werde als es, aus Rücksicht auf meine Zeit, schon geschieht. Ich habe noch zweimal zu spielen. Das geschähe nun Montag, den 5. und Mittwoch den 7., wenn ich es wagen darf, zwei Tage länger auszubleiben? Ich würde dann gleich zusammenpacken und die Donnerstagpost nach Magdeburg und Berlin benutzen, Sonnabend früh zu Hause sein und könnte, wenn mir durchaus keine Rast gegönnt werden sollte, des Abends spielen. In welcher Rolle? Darauf freilich käme es an. Möchten Sie, geehrtester Freund, die Nothwendigkeit möglichst milde zu gestalten suchen! Allerdings werde ich Ihnen dadurch zu einem Maaße von Dank verpflichtet, für das die günstigste Gelegenheit und der Rest meines Lebens nicht ausreichen wird. Aber ich weiß, Sie tragen die größere Hälfte des ver-

dienten Lohnes schon in Sich! Ein reiches Gemüth kommt schwacher Kraft zu Hülfe.

Soll ich in Berlin, zum Wiederauftritt, nicht 'was Ordentliches spielen? Ich bin doch auch ein ordentlicher Schauspieler; troz Kunz und Peter. Nicht?

„Stolz will ich den Spanier; ich mag es gerne leiden, wenn auch der Becher überschäumt."

Und mein Schaum verflüchtigt sich sehr still —

Wenn mich die Einsicht in meine Mängel so wenig plagte, als meine Eitelkeit, dann wär' ich ja noch manchmal froh. —

Ich habe Geibel gelesen und danke Ihnen herzlich, daß Sie mich ihm vorgestellt. Persönlich aber habe ich ihn nicht kennen gelernt; er wohnt nicht, wie Sie vermutheten, in Bremen; in Lübeck. Er ist ein tiefes Gemüth, das der Schmerz früh zu einem hohen Alter hingeführt. Seine Saat war Verzweiflung; nun reicht er uns die bittersüßen – schönen Früchte. Auf solchem Wege — bricht man ihn nicht plötzlich ab — liegt alle Weisheit dieser Welt. Der Künstler muß ihn gehen. Gesandt von oben als ein Lichtstrahl fühlt Er selbst der Erde schmerzliche Berührung und verbreitet — Freude.

Nun adieu!

Ich würde nicht verfehlen, dem Herrn Grafen von Redern in meiner Angelegenheit zu schreiben, wüßte ich sie nicht in Ihren Händen. Da liegt sie wohl. So lang' ich athme: Ihr treuergebener

Seydelmann.

Carlsbad, den 20. Juli 1841.

Briefe, die dem Empfänger Geld kosten, müssen durch geistreichen Inhalt entschädigen, sonst wünscht man dem Schreiber nicht mit Unrecht den Guckuck auf den Hals. Aber geistreich sein! Und gar in Carlsbad! der Gebrauch der Quelle leidet's nicht. (Willkommene Entschuldigung. Wenn man aber seine Leute kennt —!) „Das Wasser leidet's nicht." Und das Land, dem dieses Wasser entsprudelt, schüttelt auch den Kopf. — Beseligende Übereinstimmung, der sich Millionen

treuer Unterthanen ohne Widerspruch fügen. —

Wenn ich Ihnen, geehrter Bewohner eines minder gemüthlichen Erdstrichs, nicht bald schreibe, geschieht es vielleicht gar nicht. Wäre das kein Verlust für uns Beide??— Das Wichtige: Bevor ich hierher reiste, erhielt ich aus der Königl. Hoftheater-Intendantur ein Packet Schriften, die ich in Carlsbad „an Herrn von T.“ abgeben sollte. H. v. T. ist nicht hier, weder in der Curliste noch im Orte. Was soll ich nun mit den gewaltig versiegelten Schriften thun?

Schlechtes Wetter führte mich in Carlsbad ein. Aus dem Postwagen steigend, hörte ich ein freundliches „Willkommen“ und meinen Namen. Laube war's, der mich grüßte: Welches liebe, tiefe Wohlwollen in dem wildbewachsenen, bartreichen Gesicht! Ein Wald, durch den die Sonne blitzt. (Man soll sich vor dem Schatten nicht fürchten). Ich ließ mein Reisegepäck im Posthause, hing mich in Laube's dargebotnen Arm, so gingen wir, begleitet von einem leidlichen Regen, von Haus zu Haus und suchten eine Wohnung. Welches zudringliche Anpreisen; welche Mühe loszukommen! Welche Reise in kurzer Zeit! Schmach Eisenbahn. Aus der „Stadt Hamburg“ nach Hannover, Weimar, Prag, Wien, Mailand, in einer guten halben Stunde; inzwischen sahen wir mehrere „Fürsten,“ eine „schöne Königin,“ „drei Schwalben,“ einen „goldenen Fuchs,“ den „sächsischen Hof“ und den „böhmischen Saal.“ Hier bleib' ich, Laube, rief ich beim ersten Anblick zweier Zimmer, sehr hoch, freundlich meublirt, mit der Aussicht auf eine anlockende Häuserreihe, von der ich durch den friedlichen „Tepelfluß“ beruhigend geschieden bin. Alles still um mich, in heiterer Ruhe und Sauberkeit. Schnell wurde ein guter Flügel gemiethet, das Gepäck geholt, ich warf den Mantel ab und wohnte. Wohnen! zu Hause sein, und ungestört! Wird Ihnen dabei nicht wohl?

Die Anzahl der Badegäste ist groß, „aber schauen's Ew. Gnaden, viel Leut aber kein Geld. Die Großen fehlen, die Reichen! Lauter Geschnattel, nix Recht's. Wann das in der Fruh seine 12 Becher voll Wasser hinuntergeschluckt — ane holbe Portion Kaffeh d'runten — Mittags eine Suppen, a Rindfleisch mit Sohß, a Lämmernes mit a bissel was dazu 'gessen hat, hernach braucht's am Abend nur

noch a Schaalen dünne Einbrennsuppen; und nun kriechen's in's Bett. Was haben wir davon? Nix. Da ist kein Einkauf, keine Bestellung, kein Spektakel, kein Vergnig'e — nix! Und die dritt'halb Reichen thun a nix als 4 — 5 mal Doalett machen, auf der Wiesen auf und nieder gehn und gaffen und sich angaffen lassen. Höchstens fahren's in eigner Ekipäsch a bißl dahin und a bissel dorthin und aus ist's! dabei all' weil Abgaben auf Abgaben, neie Häuser wie die Pilze und nix Rechtes d'rinn! Ich sag's Ihnen, Ew. Gnaden, man möcht' schone" — die Quellen aus Verdruß selber aussaufen, schien der arme Teufel hinzusetzen zu wollen, aber er rieb sich das fahle Sammetkappel in die Haare und ging.

Trotz dieser Klagen giebt es hohe Herrschaften allhier! Der erste Blick auf die Kurliste entlockt ein ehrfürchtiges „Ah!" — Himmelhohe Buchstaben neben ganz gewöhnlichen, kleine Paläste neben Hütten. Trotz Badefreiheit und Gleichheit 1841! — Prinz Rohan-Rochefort, Löbel Danziger aus Mislewitz. Peter Graf v. Pahlen aus Paris, Elisabeth Kratz aus Krummhügel. Alexandra Barclay de Tolly, Commissionsrath E. aus Berlin; Ladislaus Pyrker aus Erlau; Lipinsky, Johanne Umlauf aus Schweinfurth; Rentier B. aus Berlin, Baron Eskeles aus Wien, Dorothea Pfühs und Babette Sack. Das schießt durch einander, wie „Klößl in der Suppen."

Man forderte mich heute am Brunnen auf, für die hiesigen Armen eine Gastrolle zu spielen. Man fand mich übel gelaunt, und lüftete die Hüte. — Hier spielen, Gott! Gleich am Tage meiner Ankunft sah ich den Talisman. „Nein, ich sag' Ihnen, Herr von Seydelmann (wie schlecht steht meinem Namen das von!) ich sag's Ihnen, der Friseur, wie heißt er geschwind? das ist ein Kerl —: famos, sag ich Ihnen!" — Famos heißt also ganz gemein und schlecht.

Das hiesige Schauspielhaus ist klein, aber schmutzig; finster, aber hell genug, um das Elend zu sehen. Der Komiker riß Zoten, das Weltpublikum wieherte, ich ging.

In Teplitz spielte man mir einen Act von „Scheibentoni" mit.

Es geschah' mir schon recht; warum will ich von Allem haben! „Scheibentoni" ist ein „patriotisches" Trauerspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer, nach einer Novelle von Spindler. Mir wurde sehr warm; zudem ließ meine nächste Umgebung nicht nach, mich zu firiren; es war als wollten sie mich hernehmen für das gottlose Spiel; ich verließ den angehängten Wandkasten (Loge genannt), floh in die k. k. Diligence (auch ein schönes Ding!) und fuhr in Wind und Regen, durch Nacht und Frost hierher. Meine Gesellschaft waren zwei alte Weiber, ein 70jähriger, pensionirter Waisenhausvorsteher, drei Fußsäcke, fünf Mäntel, einige Nachtsäcke, Schachteln, Husten, Eau de Cologne, Klagen, Seufzer, ewige Unruhe, Hofmannsche Tropfen und geschlossene Fenster: **13 Meilen wie 300!**

Waren Sie schon in Carlsbad? Ein tiefes enges Thal, ein gelüftetes Grab, voll lebendiger Leichen. „Rings umher liegt schöne grüne Weide." Aber dieses Wetter! Man jagt keinen Hund hinaus. Demungeachtet grinsen die Ärzte: „Nur all'weil heiter! Und Bewegung machen, Bewegung!" Bei aufgelös'tem Erdreich, mit Galochen, Mantel, Schirm. Und „heiter." Siebzig Grad Verstimmung. Heiter! Sollte ich nach Berlin zurückkommen, lassen Sie mich doch einen Arzt spielen, einen Badearzt. Ärzte sind ja auch Abführungsmittel. Es soll wirken, wie Sprudel. Ob ich zurückkommen werde?! Gott sei Dank, man stirbt auch hier. Gute Nacht. Vielleicht Morgen mehr.

Nichts soll man thun, als Wasser trinken und Bewegung machen, Bewegung machen und Wasser trinken; Wasser und Bewegung immer fort! Essen, einmal des Tages und sehr wenig; Wein trinken? Nein! Schlafen? Nur bei Nacht! „Sonst rührt Sie der Schlag." Was man außer dem Genannten sonst noch thun möchte, wär' es noch so unschuldig, ist, bei Gefahr des Lebens, verboten; streng! Aber, stärker als die fürchterlichsten Schwüre, gebieterischer als die drohendsten Befehle, ist im sündhaften Menschen der Geist des Widerspruchs. Deshalb schreibe ich. Den Fehler zu versüßen, schreibe ich an Sie! Wie werde ich die Qual der nächsten 5 Wochen ertragen? Wie den Schmerz der verflossenen Stunde. Tausendmal dieselbe Frage,

neunhundertneunundneunzig Mal dieselbe Antwort. In der letzten Antwort unterbricht uns der Tod.

Unterleibsbriefe, Herr Hofrath! Geschäfts-, auch Liebesbriefe kennen Sie. Sie müssen von jeder Sorte haben.

So eben erhielt ich einen Entschuldigungsbrief. Man habe mich verkannt, schreibt man mir, und bittet mich um Verzeihung. „Verkannt!" O, mein Freund, sagen Sie mir, ist es gut, daß ich mir aus dem Urtheil des großen Haufens, zu dem freilich auch distinguirte (!—) Häupter gehören, täglich weniger mache? Daß mich sein Bannstrahl wohl gar zufriedener mit mir selbst macht? Darf ich diesem stolzen Gefühle trauen? Täuscht mich der Böse? In mir spricht's ruhig: nein! Unter Tausenden, die ich auf meinem Lebenswege traf, war ich Vielen — Vielen recht zuwider. Ich fühlt' es gleich. Ich fühlte auch: nicht mein Benehmen stieß sie ab, (es gab, was man zu fordern hatte) — meine Natur war ihnen fremd, blieb ihnen fremd. Diese Jedem, der mich darauf ansah, zu erklären, mochte ich ihr nicht zu leide thun; und weil sie doch erklärt sein sollte (denn sie hatte die Neugier angeregt), so erklärte man sie auf gewohnte Weise, d. h. schlecht. — Nennen Sie, mein wahrhafter und unbefangener Freund, dies Raisonnement beschönigend, eitel? oder, nennen Sie es richtig? Sie werden zu Ihrer Antwort des strengen, tiefern Blickes kaum bedürfen. Ihnen bin ich wohl kein Räthsel —. Genug: ich bin es gewöhnt, in mich, in den Menschen überhaupt, hineinzublicken. Muß ich's nicht? Wär' ich sonst, was man mich nennt, ein Künstler? Auf das „Nosce te ipsum!" von dem Spender aller Gaben zunächst, mit immer stärkerem Nachdruck hingewiesen, bin ich mir selbst nicht fremd, bin ich mir, Gott sei Dank, nicht gram. Ich habe Halt in mir! — Was mich so stolz erhebt? Das unerschütterliche Bewußtsein: Niemand, Niemand, ohne sein Verschulden, weh' gethan zu haben! Gereizt, war ich nicht immer meines heißen Blutes Herr. Gemein war ich in keinem — keinem Augenblicke meines Lebens! Darauf blicke ich zu Gott und lebe — sterbe ruhiger als alle die, die mich zu richten, zu verdammen, rasch die Hand mit eigenem Koth besudeln. — — — —

Wie unendlich reich ist die Welt! Aber der Mensch besitzt sie und

wie selten weiß dieser seinen Reichthum zu benutzen! Schätze zum Überfluß rings um ihn her, das Köstlichste in ihm selbst. Und bei all' diesem Glück — kein Glück; denn ihm fehlt die Kenntniß seiner selbst, zur rechten Zeit. Jeder ist klug für den Andern, Keiner für sich. Wir glauben zu Gottes Ehre, daß er jedem Menschen, außer dem Reichthum, den er mit Allen zu genießen hat, auch eine besondere Gabe verlieh. Diese in sich zu erkennen, zu erfassen, zu pflegen, zum Wachsthum zu führen, unermüdlich, liebevoll und treu: das brächte keine gute Frucht, und Freude — Ehre für das ganze Leben? Aber in den meisten, meisten Fällen blind für den eigenen Schatz, schielen wir nach dem des Andern und die Folgen sind die Armuth und das Elend, die Verwirrung dieser Welt. Ein tolles Spiel im prachtvoll decorirten Saale. Hie und da ein Stiller und Bescheidener, der, in Gott, sich seines Hellers freut und ihn auf Zinsen legt, daß er zum Goldstück werde. Hier wohnt ein einfach-lieber, unverkünstelter Mensch: Labitzky. Er treibt Musik. Wie die heimathliche Quelle heilsames Wasser giebt, so giebt er uns Lieder, wie sie Gott ihm in die Brust gelegt: heiter, voll Gemüth, und rein von fremdem Zusatz. Seine Melodien strömen Lust, wie jene Quelle Kraft. Wir danken ihm und werden gut, wenn wir uns Gottes Gnade recht im Herzen freuen; er schenke sie durch wen — in welcher Art er wolle!

Schreiben Sie mir und ich danke Ihnen einen Festtag. Ich lebe nichts als Freitage.— Sei'n Sie nicht blos mein Freund und Gönner in Gedanken. — Gott freilich sieht das Herz; wir armen Leute wollen auch 'was sehen. Besonders ich. Adieu! Auch wenn ich wollte, könnte ich nichts anderes sein, als Ihr treuer und dankbarer

Seydelmann.

Warmbrunn, im September 1841.

Mein geliebter, innig verehrter Freund!

Schon war ich an der Grenze jener Welt „von der kein Wanderer wiederkehrt" — nun krieche ich, langweilig über die Maaßen,

in das „irdische Jammerthal" zurück. Wozu? Um die unausbleibliche Abfahrt in das verhüllte Nachbarland unter noch größern Schmerzen zu beginnen? —

Ihr lieber Brief sollte noch in Carlsbad beantwortet werden, aber Leib und Seele unterlagen schon dem Vorgefühle einer schweren, bösen Krankheit. Am **17.** August fuhr ich nach Prag. Ich reiste wie ein Sterbender. Vergangenheit und Gegenwart verschmolzen in ein finsteres Grau, zum Hoffen hatt' ich keine Kraft. Am **18.** früh um **6** Uhr erreichten wir Prag; diese undeutsch — deutsche Stadt, die mich von jeher anzog und abstieß zugleich. Umgeben dort von Allem Lieben, würde mir das Köstlichste, „die süße Heimath" fehlen. Prag kann ich nur aus der Ferne lieben; bin ich in seiner Nähe, bin ich drinn: gleich tritt zu meiner Liebe auch die Furcht. Haben Sie nicht Personen, mit denen es Ihnen so geht? Personen, die uns Alles bieten, was uns reizt, nur keine Brust, an der wir ruhig schlafen könnten.

Die weite, volkreiche Stadt bot den Anblick eines kaum erwachten Tages. Nur, was dem Gemüsemarkte angehörte, war zu sehen. Lauter slavische Gesichter, die, mit dem Zeichen des Hemmschuhes auf der Stirne, gleich gezähmtem Hausvieh auf und nieder laufen. Und — wenn die eingesperrte Kraft einmal erwacht, die Kette bricht — —! Ich hatte mir vorgenommen, einen Tag in Prag zu bleiben, der Erinnerung mich hinzugeben, mit den Plätzen, Straßen, Häusern, wie mit alten Freunden nach so langer Zeit mich traulich, herzlich zu besprechen; aber, wenn uns ein Jugendfreund begegnet, der durch seine Kälte, seine mürrische Befremdung den Jubel unseres Herzens im Entstehen tödtet, stehen wir erstarrt und ziehn dann, im Begräbnißschritte, unseres Weges weiter. Ich sah die alten Plätze, Straßen, Häuser, unverändert, wie vor achtzehn — zwanzig Jahren, aber sie gemahnten mich, wie die Gänge eines großen Friedhofes, auf dem ich mein früheres Leben und das Leben so manches lieben Freundes begraben sah. Mit beklemmter Brust und leisen Schrittes ging ich, ohne lauten Gruß, vorüber.

Trotz der Ermüdung fand ich keinen Schlaf und so entschloß ich

mich, noch am selben Tage abzureisen. Wie bettelhaft aufdringlich findet man noch immer die untern Bedienten der Post= und Grenz-Zoll=Ämter des großen, reichen Kaiserstaates. Die armen Teufel scheinen auf Umgehung ihrer Pflicht, auf den Geldbeutel der Reisenden angewiesen. Und wie grell sticht dagegen der finstere, tiefgeheimnißvolle Ernst der kaum eine Stufe höher stehenden Schreiber und anderen Beamteten ab! Als ob ein offener, ruhigheiterer Blick, eine artige Erwiederung, das Gewicht des Staates herabzöge, oder den Verlust der geheiligten Anstellung drohte. Wie Steine auf der Brust des Wanderers wirkt der unerläßliche Verkehr mit diesen Leuten! Stummer Wahnsinn wohnt in diesen großen Stuben voller K. K. Menschen, und wenn nun Einer plötzlich lächelt —, man erschrickt! Drei Minuten später, außerhalb des Hauses, schöpft man ruhig Athem. Wenn ich wüßte, daß mein Alba solchen Eindruck machte, wie das Prager Mauth= und Postamt auf mich hervorgebracht, ich erschräcke vor mir selbst und bäte, im Interesse schwachnerviger Zuschauer, um eine andere Rollenbesetzung.

Schließen Sie aus dieser Beschreibung, wie krank, wie aufgereizt ich war! Als die Räder wieder rollten, als jeder Hufschlag mich dem theuern Vaterlande näher brachte, ward es ruhiger in mir. Und als ich den ersehnten schwarz und weißen Grenzpfahl sah, da sprach's in mir: „Gelobt sei Gott, nun kann ich doch zu Hause sterben!" Am 19. August Abends 6 Uhr fuhren wir in Landshut ein. Freitag am 20. kam ich nach Warmbrunn. O, das liegt im Himmel! Alles Leid vergessend, konnt' ich kaum den nächsten Tag erwarten, diese Wunder fromm und dankend zu genießen. Ich besuchte den Kynast, den Kochelfall und wünsche aller Welt den Frieden und die Freude meiner Seele; am andern Tage ward ich krank und eine Woche später war der Tod mir näher als das Leben. — Carlsbads Quellen haben mein ganzes Wesen im Innersten aufgeregt. Was ich litt, diente dem Arzte zu Lob= und Preis=Gesängen und „sollte" mich zum höchsten Dank begeistern.

Es sind einige Berliner hier. Die Berliner muß man in Masse sehen, einzeln — — —! Mit den Wienern geht mir's fast umgekehrt.

Und Ihnen —? Gestern fuhr ich mit meiner Frau nach Erdmannsdorf. O, wie hat die Gnade des höchstseligen Königs diese garstigen Tyroler beglückt. Wer dort wohnen könnte! Fern von jeder Veränderung des Repertoirs. Aus einer Berliner Hoftheaterleseprobe plötzlich hierher verwiesen zu werden: prächtig, himmlisch! — Wie sich meine erwachenden Kräfte schon wieder ums „Theater" drehen; wie eine armselige Mücke um ein schwindsüchtiges Licht. —

Werder wird mir gewiß Gesundheit wünschen, oder — hat er sich, auf die Kraft seiner Dichtung vertrauend, um einen andern Columbus umgesehen? Ich weiß wahrhaftig nicht, ob mir das unlieb wäre! Meine Eitelkeit ist weniger groß, als mein Wunsch aufrichtig ist, daß Werder die größte Freude an seinem Werke erfahren möge; und werden meine Kräfte hinreichen, einen so günstigen Erfolg mit herbeizuführen? — Ich bin nicht so arm und fühle das; von einer widerlichen Bescheidenheit ist hier also nicht die Rede. Ich erkenne aber auch, jeder tüchtigen Aufgabe gegenüber, was es gilt; und dann quält mich der Gedanke an die Unzulänglichkeit der Mittel. Und nicht für mich allein bin ich dadurch gequält, mehr noch für alle die, die mit durch meine Schwäche leiden sollen. Daß Seydelmann und Sieg nur Eins sein möchten: werden meine Freunde mich um dieses Wunsches wegen tadeln? — Ich glaube, daß ich Werder in seinem Columbus verstehe; in künstlerischer Eintracht mit dem Dichter zu arbeiten, würde mir eine große — innigliche Freude sein; sollten Sie aber, geliebter und verehrter Freund, wissen, daß ihm ein anderer Darsteller für die Titelrolle seines Stückes schon im Sinne läge, so hindern Sie ihn ja nicht im Abfalle von mir; um Gotteswillen nicht! Ich empfinde keine Begier, nur sogenannte gute Rollen zu spielen, wohl aber ha ..ch das glühende Verlangen, jede Rolle gut zu spielen, und solchem Verlangen muß inneres und äußeres Vermögen hübsch zu Hilfe kommen. Regt sich hier ein Zweifel, muß das Glück schon mit im Spiele sein; und ich halt' es gern mit der Begeisterung vorbewußter, „sicherer Kraft." „Die Bretter, die die Welt bedeuten," gelten leider nur sehr wenig, doch immer werden sie noch mehr sein, als der Würfel in der Faust des großgewachsenen Buben. Schlimm ge-

nug, daß Schauspielhäuser und Schenkstuben sich nur noch durch Außendinge unterscheiden. Ich verliere mich in Langweiligkeit.

Ich werde zu thun haben, mich den Berlinern wieder in Erinnerung zu bringen. Nichts vergißt sich schneller, als ein Mensch, der „Komödie spielt;" denn, mit welchem Gewichte greift er in das tiefere Leben ein? — — Vor gar zu schnellem Tode im Gedächtniß unserer Zeitgenossen, rettet uns am sichersten der Feind; an Feinden fehlt mir's nicht, und dafür „Gott sei Dank!" Nicht wahr? (Freilich aber kommt es auf den Werth der Feinde an.) — Wenn ich mich nicht allzusehr begünstige, so muß ich glauben, daß man auf mich schimpft, in Art und Weise der Galeerensklaven, deren giftiger Hauch dem armen Nachbar sagen soll, er sei so schlimm und sündhaft — wie die andern auch. O wir sind Alle verbunden durch den Namen — „Mensch."

Aus der Vossischen Zeitung, die man in meinem Hause lies't, ersehe ich, daß Gutzkows „Welt und Herz" gegeben wurde. Möchten Sie mir nichts von dem Erfolge sagen? Bereitet Ihre Küche sonst kein großes Gastmahl vor? Ich möchte mich bei Keinem andern drum befragen, und Ihnen gebricht es an Zeit (wenn nicht auch an Lust), über dergleichen Dinge außer den unumgänglichen Geschäftsstunden mit irgend Jemand zu sprechen. Mit einer Bitte will ich Sie doch plagen: können (oder besser: mögen) Sie nicht unvermerkt (so liebt es Ihre herzensgute Weisheit) — mögen Sie nicht darauf einwirken, daß man mich, nach erfolgter Rückkehr, in einem gewichtigen Stücke auftreten lasse? Wäre auch die Rolle klein! z. B. Alba. — — — —

In Carlsbad habe ich S—s Tochter gesehen: und auch ihn. Ein alter unscheinbarer Blumentopf, und drin ein schönes — [illegible]verschönes Röschen! Töchterlein und Vater. — Ob das schöne Röschen duftet? Des Topfes Erdreich läßt es uns vermuthen. Daß das Röslein seine Schönheit und den väterlichen Reichthum kennt, lies't sich aus jedem Blättchen der von Käfern wild umsummten Blume. O, der alte S. wird die Berliner vielfach beschäftigen, die Gaffer wie die Prüfer. Er scheint, trotz höchsten (irdischen) Schutzes, doch nicht ohne

Beklommenheit auf den sandigen Kampfplatz hinzublicken. Ahnt er seines Lebens wichtigsten Moment? Schmal ist die Schwelle Gegenwart, und hohe Jahre bringen schwankende Bewegung. Wem die Zukunft hienieden nur noch ein kurzer, matter Schritt ist, thut er nicht am klügsten, sich die Vergangenheit zu retten?

Ladislaus P—r war auch in Carlsbad. An der Seite des Ortsbürgermeisters trat er an mich heran, indem er freundlich sagte, er wolle meine persönliche Bekanntschaft machen. Seine Persönlichkeit macht einen wohlthuenden Eindruck. Mittelgroß, ziemlich schlank unter dem bequemen braunen Überrock, geht er, mit Zeichen körperlicher Schwäche, ohne alle Prätension zwischen den Brunnentrinkern hin. Einen halben Schritt zurück, zur Seite links, hat er einen jungen, sehr bescheiden aussehenden Pfaffen, der ihm den Becher trägt und Wasser schöpft. P—s Gesicht hat weder edle noch unedle Züge; aber ein offenes, klares Auge, das wohlwollend und erfahren blickt, und durch ein mildes Lächeln des Mundes um so schneller Vertrauen erweckt und uns überredet, der Eigner sei ein Mensch im schönen Sinne des Worts. So würde er gewiß auch auf Sie wirken, geliebter Freund, und wir wollen es nicht achten, wenn wir wahrnehmen, wie die Schmähsucht auch hinter ihm hergeisert, und zwar aus dem Munde seiner Standesgenossen, die ihn, den (mit Recht) Bevorzugten, beneiden und ihrer eigenen Sünde wegen fürchten. Wie mannigfaltig fließt das Leben aus zwei kleinen Punkten: Gut und Schlecht!

Sie sehen, ich schwatze ohne Ende; aber habe ich Sie doch in einem halben Jahre nicht gesehen, und wie gern ich mit Ihnen schwatze, wissen Sie. Übrigens kann man einen Brief ja Portionenweise lesen. Auch ungelesen lassen. Aber Sie sind kein untreuer, grausamer Prinz, wie jener in „Emilia Galotti,“ und ich bin keine aufgegebene Orsina.

Verehrung Ihrer Frau Gemahlin und Ihnen von Ihrem

Seydelmann.

Breslau, den 25. September 1842.

Noch acht Tage, mein theuerer, geliebter Freund, und ich genieße die Freude, den Trost Ihrer persönlichen Begrüßung und Ihrer Nähe. Wir haben uns nun lange nicht gesehen, und wenn ich mich frage, was ich Ihnen werde zu erzählen haben, so höre ich die bescheidene Antwort: — Schutt, Schutt, aus dem unser ganzes Leben besteht. Das ist entweder recht niederschlagend, oder fromm-erhebend; je nachdem wir stolz aufstrebende — vornehme Geister (!) sind, die auf dem Rückfluge in's Heimathland sich die Flügel lahm schlagen, oder duldsame (christliche) Seelen, die, unter weichlichsüßen Thränen der Ergebung, jede Demüthigung des Lebens wie ein Ordenskreuz auf ihrem Leichenfrack zur Schau tragen. Zwischeninne in der schmalen Mitte liegt — als ob es keinen Platz gäbe in der unermeßlichen Breite des Marktes — das Paradies der Sterblichen. Stehn Sie etwa schon mit einem Fuße drinn? — Ziehen Sie den andern nach. Mich mit. — Wahrhaftig, ich werde Ihnen nichts zu erzählen haben als Schutt, und weil sich dergleichen erträglicher anhört als lies't, mochte ich Ihnen nicht schreiben. Stärken Sie daher Ohr und Geduld.

Sie haben im letzten Vierteljahre ein rechtes Theaterleben geführt, jeder Augenblick bot Ihnen 'was Neues. Und wenn Sie Alles unter Glas und Rahmen bringen könnten, würden Sie die Wände Ihres Zimmers damit schmücken wollen? — Nein. Denn irgendwo muß der Mensch doch Ruhe haben.

Man hat mir zwei neue Rollen geschickt. Es ist der Geist der Pfeiffer und des Vogel, an dem der meine sich erheben soll. Ich finde diese Wahl meinem herabgekommenen Zustande vollkommen angemessen. — — — —

So wird denn doch das Bild des alten Fritz auf die Königl. Bühne geschwärzt. Ist mir doch, als sollt' ich noch nicht daran glauben. — Die Idee dieses Stückes ist nicht übel und keine gewöhnliche: innige Verehrung eines alten Kriegsmannes für seinen Helden wird durch Zurückweisung gekränkt. Sehen kann er nicht mehr, was er liebt; da ahmt er's nach. — Das Lustspielartige an diesem wunderlichen alten Krieger ist nur Reflex der drolligen Umgebung; seiner Empfin-

dung muß alle Tiefe gegeben werden, deren der Darsteller fähig ist. Ich habe auf dem hiesigen Theater auch eine Fritziade gesehen: „Ein Pagenstückchen,“ von dem Hamburger Töpfer (Dichter und Schauspieler). Zwei Alltagsgeschöpfe zerrten den Helden von seinem Piedestal herab und spielten Affe mit ihm vor dem Volke. Ist das kein Vandalismus, wenn auch Gott Gott und der alte Fritz alter Fritz bleibt? Die im Allgemeinen liederliche Natur des Menschen bedarf keiner Aufmunterung, das Erhabene zu sich herabzuziehen, und dem Haufen gegenüber ist die Strenge, mit welcher der Katholicismus die Verehrung der Heiligen fordert, nicht ohne guten Grund.

Das Innere des Breslauer neuen Schauspielhauses gewährt, trotz seiner leicht erkennbaren Mängel, einen sehr freundlichen Anblick, und wir wissen Alle, wie ein reinliches und helles Zimmer auf uns wirkt. Ich war immer geneigt den Spruch: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, was Du bist;“ auch auf die Wohnung — auf den Ruheplatz eines Menschen auszudehnen. Der Trog erzählt uns von der Nähe eines Schweines, und die „Genialität“ eines Lämmermeyer ist gewiß vierfüßiger Art.

Gespielt wird immer noch weniger gut, als gebaut; der dümmste Baumeister hat doch Etwas lernen müssen und erwiesene Untauglichkeit wird nicht nur zurückgewiesen, auch bestraft. Die Schauspieler jedoch lernen nichts und prahlen damit; Tagediebe in der Kneipe reiben sie die Würfel in den Händen und wer trifft, heißt ein Genie! Mit solchen Kerlen treibt man 1842 Kunst! —

Vorgestern hörte ich den Freischützen. Die Wolfsschlucht war „neu in Scene gesetzt.“ Ich sah nichts als die eitle Bornirtheit eines Theatermaschinisten. Dem musikalischen Spuk des Componisten geschickt die Hand zu bieten, erfordert künstlerische Phantasie; mit Lichtern aller Farben, wilden Säuen, Eulen und Gerippen und mit Heulen, Schreien, Pfeifen, ist kaum noch der Jubel des gemeinsten Volks zu erobern. Auch die Gespenster sind vornehmer geworden: der rohen Faust gehorchen sie nicht mehr, ein Geist soll sie citiren. —

Gestern sah ich „Dr. Wespe.“ Ein Stück mit herrlicher Entrée, die Mittelstuben leer, der Ausgang freundlich, gut. Für 5 Akte ist der

Inhalt zu kurz, und sollte er, um den Theaterabend auszufüllen, breit geschlagen werden, bedurfte er einer geschicktern Hand. Es geht unsren neuen Lustspielen, wie den jetzigen Liebhaberspielern: schon die mittelmäßigen werden theuer bezahlt, weil gute nicht zu haben sind. „Alles Schöne ist schwer;" das Schwere braucht Zeit, und das Zielwort unserer Tage ist „Dampf." —

Die Darstellung dieses immerhin lustigen — zum Theil geistvollen Stückes war so so. Die Damen trugen bei weitem den Sieg davon. Ich freue mich, das Lustspiel in Berlin sehen zu können.

„Die Tochter des Regiments," die ich heute hören werde, hat bis jetzt nur wenig Gunst gefunden. „Die Hugenotten" werden einstudirt, „der Sohn der Wildniß" und noch manches Andere. Director Nimbs treibt seine Leute an.

Nächsten Donnerstag gedenke ich in meine Garnison zurückzureisen. Sonntag oder Montag werde ich wohl zu Hause sein. Vorsicht ist mir anempfohlen. Wie es mit meiner Gesundheit geht? Warten Sie noch ein Paar Tage, dann sehen Sie mich an. Was Sie auch vermissen werden, meine innige Liebe für Sie werden Sie wieder finden!! Tausend herzliche Grüße Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihnen, theuerster Freund! von der ganzen Familie

Seydelmann.

Briefe an Glaſsbrenner.

Berlin, den 14. April 1839. *)

Vorwort an das Publikum, als Seydelmann zum Besten des Lessing-Denkmals den „Nathan" in der Singakademie las.

Verehrungswürdigste!

Durch die Freundlichkeit eines geachteten Kunstgenossen bin ich, nur eben heute erst, zur Kenntniß einer Broschüre gekommen, welche dem deutschen Publikum im Jahre 1791 von dem verstorbenen Schauspieler Großmann übergeben wurde. **) Sie betrifft dieselbe Angelegenheit, um derenwillen Sie, Verehrungswürdigste, heute hier versammelt sind und ich erlaube mir, Ihnen einige Zeilen daraus mitzutheilen.

Großmann sagt:

„Ich suchte, und fand nicht was ich suchte: ein Denkmal auf Lessings Grabe. Kaum wußte man mir in Braunschweig das Plätzchen Muttererde nachzuweisen, das die Gebeine des Edlen aufgenommen hatte. Ein alter Invalide, der ihm in seiner Krankheit aufgewartet hatte, zeigte es mir."

---

*) Dieser Brief Seydelmanns an Glaßbrenner beginnt mit der Mittheilung der einleitenden Worte, welche Seydelmann vor seiner Vorlesung des Nathan gesprochen hatte, und dem Freunde auf dessen Wunsch sendet.

**) Der Kollege, welcher Seydelmann die Broschüre zuschickte, ist L. Schneider. Sie führt den Titel: „Lessings-Denkmal. Eine vaterländische Geschichte, dem teutschen Publikum zur Urkunde vorgelegt von Großmann. Hannover gedruckt bei Pockwitz 1791; gewidmet dem teutschen Kaiser Leopold, dem teutschen Könige Friedrich Wilhelm von Preußen."

„Lessing war nichts weniger als reich und seine Verdienste konnten, nach seinem Hinscheiden, nicht so, wie Häuser, Gärten, Landgüter, versilbert oder vermacht werden; auch hinterließ er keinem lachenden Erben klingende Verdienste. So mußte er denn mit einigen Schaufeln Erde und mit dem Denkmal in dem Herzen seiner Freunde und Verehrer vorlieb nehmen.“

„Ob er ein Denkmal verdiene? — Diese Frage wäre Lästerung seines Namens, Entweihung seiner Asche.“

„Was er der Welt überhaupt war, weiß die Welt. Was er uns Schauspielern insbesondere war, ist, und sein wird: wer von uns erkennt das nicht mit dem innigsten Dankgefühle? Uns also auch insbesondere gebührt es, ihm ein Denkmal zu errichten.“

Und hiemit wendete, im Jahr 1791 (also vor beinahe fünfzig Jahren), Großmann sich an seine Kollegen und vorzüglich an die deutschen Bühnendirektoren. Mit welchem Erfolg? Darüber belehrt uns der Zweck der heutigen Versammlung. —

Wie mein Vorgänger empfand auch ich den Drang, der Pflicht innigster Verehrung und des Dankes gegen den Unsterblichen nachzukommen, und durch Ihre Theilnahme, Verehrungswürdigste, werde ich mich am Ziele meines Bestrebens sehen, wenn Sie Dem, was mir nach diesen Worten noch zu thun übrig bleibt, Ihre gewohnte, freundliche Nachsicht nicht entziehen wollen.

Daß Ihnen der Nathan zu weich gewesen thut mir leid! Sie mögen wohl Recht haben. Ich erinnere mich wohl, mich von einer Stimmung haben beherrschen zu lassen, der ein strengerer Zügel künstlerisch heilsam gewesen sein würde. Beim raschen Vortrag kommt das wohl. Und dann gestehe ich, daß meine Verliebtheit in die Person des Nathan mir vielleicht noch öfter den Streich spielen wird, ihn zu verhätscheln; wie das der entzückte Bräutigam mit der Braut, der Freund mit dem Freunde wohl thut, redet er sich auch noch so ernst ein: er thue nur das Erlaubte.

(Selbst der Kritiker — Nachfahr also des großen Schöpfers

unseres „Nathan" — ist er in seinem Amte nicht auch zuweilen ein entzückter Bräutigam, oder, sein Brand und Asche fabrizirendes Gegentheil?)

Juste — milieu und — Mensch und Freund und Feind! Ach, ach, und Ach! Guten Morgen Ihnen und Allen Ihren Lieben!

Ihr

Seydelmann.

Halle, den 26. October 1839.

Mein geliebter Freund!

Täglich gedenk' ich Ihrer, aber Zeit, einige Zeilen zu schreiben, gewinn' ich erst jetzt. Acht Tage bin ich hier, habe neun Proben mitgemacht und viermal gespielt. Gute Theaterwirthschaft, das da! Erträglich allein durch den guten Willen der meisten Mitglieder. O Ihr stolzen Hofschauspieler, kommt hieher und lernt einsehen, was man auswendig lernen kann — im Handumdrehen! Der Principal kriegt, meist aus Geldverlegenheit, ein Gelüsten, den Kaufmann von Venedig z. B. zu geben. Aber er hat weder Buch noch Rollen und „seine Leute" haben „zufälligerweise" keine weitere Kenntniß vom Stück, als daß ein Jude darin das Messer wetzt. So 'was verspricht Einnahme und da sich die armen Schlucker fast immer in sehr ausgegebenem Zustande befinden, beschließt man Mord, mit freudigem Muthe; Mord an Shakespeare (der ohnehin wie ein altes Nadelkissen aussieht). Der Leihbibliothekar schickt das Buch, ein vom Hunger angebissener Schreiber zieht in freudegrimmiger Hast unleserliche Zeilen, noch ungetrocknet fallen sie den harrenden Künstlern in die Hände, zwei Stunden später versammeln sich sämmtliche Herenmeister zur ersten Probe und wenn der Gast — der Jude — nicht an hypochondrischen Grillen leidet, so spielt der Souffleur das gefolterte Stück schon am nächsten Abend zu Tode. Jeder hilft, und jede Silbe zerbricht einen Knochen am Dichter, der nun von unten hinauf und von oben herunter gerädert wird. Humor füllt die langen Zwischenakte, denn die Bänke des sonst leeren Theaters knarren und knacken unter der un-

gewohnten Last neugieriger Zuschauer, die Kasse riecht bereits nach Braten und die Gläubiger auf der Gallerie schlagen hoffnungsvoll und verrückt in die leeren Fäuste. Am nächsten Morgen sieht man den jungen Prinzipal mit Glacé-Handschuhen und tombakbeschlagenem falschen Bambus auf dem Platze vor dem — (Galgen hätt' ich bald gesagt) — vor dem Schauspielhause; halbgesättigte Mitglieder seiner kunstmörderischen Rotte erwarten vertrauungsvoll und in demüthigem Schweigen seinen Wink zu neuem Gemetzel und kaum läßt sich die angeregte Thatenlust bezähmen. Mit stolzem Bewußtsein und ziemlich kühl wird der erwartete Gast — der gestrige Jude — begrüßt und benickt, denn der Schwächling zeigte Bangen beim Morde, aber ein Mörder war er doch auch — „Wermuth! Wermuth!"

Habe ich Ihnen nun ungefähr gesagt, wie es hier — (und an hundert Theaterorten) und wie es mir geht? Aber unbegreiflich, welchen Zauber die Schauspielerei in sich trägt! Trotz dieses unseligen Treibens in der Kunstküche drängen und stoßen und zanken sich die Leute, von der verheißenen Schüssel mit zu naschen. Das hiesige Theater, freilich kein so großes Gebäude — aber doch groß genug um zu Zeiten die schrecklichste Leere darin wahrzunehmen — ist jetzt immer gefüllt; trotz der erhöhten Preise. Und der Zudrang wächst. Vorgestern mußten in aller Eile, zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung, aus vier Parterrebänken einige funfzig Sperrsitze gemacht werden und der Prinzipal mit ein Paar Augen, aus denen das schönste bengalische Feuer strahlte, mit einer Beugung des Nackens, die die achtungsvollste Rührung und Bescheidenheit mir zu Füßen legte, sprach: O wäre das Haus doch noch einmal so groß gewesen; wir hätten dann mit Einem Schlage zwei Fliegen geschlagen; so aber müssen wir nun für die fortgeschickten Massen eine zweite Anstrengung riskiren. Nicht wahr, Verehrtester (das bin ich, pour le moment!) Sie spielen mir noch öfter? — Ich muß nachgeben; mir geht's zu Herzen, (Andere werden sagen: zu Verstande, Herr Seydelmann!) dem Jammer der Theaterkasse abhelfen und — meine eigene mehr anfüllen zu können. — D'rum werd' ich morgen den Shylok, Montag den Carlos, Dienstag den alten Fritz und Mittwoch den Papa Klingsberg und den Magister Quadrat

spielen. Abgelegt habe ich bereits den Cromwell, den Franz Moor, den Mephisto und den Scarabäus mit dem Polterer.

Ihr

Seydelmann.

Berlin, den 29. Februar 1840.

Ehe ich's wieder vergesse: Schon so oft wollte ich Sie bitten, mir, bei der Wahrheit Ihrer Freundschaft für mich, einmal rund heraus zu sagen, was meine Gegner am Schauspieler Seydelmann neuerdings getadelt haben und noch tadeln?

Sie lesen ja ex officio, was ich theils zu lesen vermeide, theils nicht zu lesen Gelegenheit habe. Sagen Sie mir, ohne alle Verzierungen zarter Schonung, das Schlimmste! Meine Brust ist gestählt durch Jahrelange Gewohnheit. Unglücklich machen wird mich der Tadel nicht; aber er kann Grund werden zur Verbesserung, zum Fortschritt, und diesen müssen wir zuvörderst von unsern Freunden wünschen.

Befördern Sie durch edle Offenheit die künstlerische Reinigung (! —)

Ihres

reuig strebenden

Seydelmann.

Befürchten Sie ja nicht, wie ich nach dem Genusse Ihrer bittern Arznei mich vielleicht benehmen könnte. Jedenfalls klug; wofür hieße ich denn „der Seydelmann?" Aber ich hoffe: auch hübsch und gut. Also:

„Wahrheit gegen Freund und Feind!" ꝛc.

Leipzig, den 8. Juli 1841.

Wie man mich immer als „Mimen" lobt, damit man den Seydelmann desto tiefer hinabtreten dürfe! „Glaubst Du, dieser Adler sei

Dir geschenkt?" Nichts umsonst auf diesem jüdischen Marktplatze: Welt! — Sagen Sie mir's doch auch, Glaßbrenner („Freund" darf ich Sie in dieser Verbindung wohl nicht nennen —?) Sagen Sie mir's doch, daß ich „schlecht, grundschlecht" sei. So rund um, liebevoll, über mich aufgeklärt, wird es doch endlich Tag in mir werden. Dann bin ich, wie Richard, „ich selbst allein!" aber — kein König. Wenn ich König wäre — o Gott!!!

Um 3 Uhr fahre ich nach Dresden und will dort schnurstracks in's neue Theater gehen. Freitag Nachmittag gedenke ich, hierher zurück zu fahren, um endlich einmal den „im Faust" zu sehen, den ich immer nur darin gespielt habe. Dazu: Döring. Ich werde Ihnen dann schreiben, was ich gewonnen habe. Gewinnen werd' ich jedenfalls, sollt' ich auch verlieren. Wenn ich früherem Eindrucke in Beziehung auf meinen „Doppelgänger" nicht zu treu bin, ist Dörings Natur, ganze Art und Weise eine ächt theatralische. (Ob Sie das verstehen werden? Wenn nicht: liegt die Schuld an mir. Daß ich das noch sage! Bin ich denn wirklich „ein geistreicher Mensch?" Verzeihung! Sie lieben nicht, daß man Ihre Aussprüche bezweifele.) Döring ist weit amüsanter. Ich könnte es in gleichem Grade sein, da ich mich im Besitze von allen Mitteln dazu fühle; allein — mir fehlt dazu der Muth! — — Mein Muth hüllt sich gern in ernstes, tiefes Schwarz; der Muth meines Rivalen steckt in bunterem Kleide. Und zwei so durch und durch verschiedene Menschen koppelt man zu armseligen Vergleichen an einander. Uns trennt mehr als die Deichsel.

Seydelmann.

Berlin, den 20. Dezember 1841.

Mein lieber Freund!

Sie liebenswürdige, leichtgefiederte Mücke, ziehen lustig ihre Kreise um die Flamme fürstlicher Gunst; ich, Columbus, durchfurche den Ocean in wurmstichiger Barke und hole den Undank der Welt. „Gefunden!" schreit schon der gaffende Plebs! Was thut's?! Die

Rolle des armen, geplagten Admirals hat mir, in wohlverschlossener Stube, schon manche Freude gemacht und so leid mir der Dichter thun würde, fände ich seine Bemühungen nicht anerkannt, so sehr fühle ich mich für meinen Fleiß belohnt! Muß ich mit der Frucht meiner süßen Stunden in stiller Heimathlichkeit hinaus auf den offenen Markt: adieu, du Fraß für Würmer und für Maden.

Sie mögen Berlin für Ihre Zukunft nicht aufgeben. Sehr klug. Sie wollen gegen „Antigone-Prahlerei" deklamiren. Sie halten mich für Ihren Freund? Ich bin's! Ich weiß es ganz gewiß! Nun: deklamiren Sie nicht! Ja, wenn man sicher sein dürfte, daß Sie das Kind mit dem Bade nicht verschütten. Aber, kenne ich nicht Ihren siegreichen Versucher, der, indem er Sie nach Einer Seite hin zum glänzenden Siege führt, Ihnen sonst nur Dornen in Leib und Seele drückt? Glaßbrenner, Sie werden mit meiner Bitte machen, was Sie wollen, doch, zweifeln Sie nicht: sie kömmt aus ehrlicher, treuer Freundesbrust! Schreiben Sie streng, scharf, mit dem Feuer der Wahrheit für die Sache, aber nie gegen die Person. Sie verstehen mich. Geben Sie den sichern, späten Triumph nicht auf für das schwindsüchtige Lob von 12 bis 1.

Ich erwarte Ihre Ordre wegen des Briefes an Heller. Gott schenke Ihnen und Ihrer lieben guten Frau recht heitere Feiertage und erinnern Sie sich oft an

Ihren

Seydelmann.

Carlsbad, am 5. August 1841.*)

Lesen Sie, was ich, Ihre Arbeit zur Seite, der Erzählung meines Lebenslaufes zuzufügen hatte. Furcht bezeichnet meine Worte nicht. Ich habe Namen genannt. Wer an der Wahrheit des Erzählten zu zweifeln wagen möchte, trete hervor. Er tritt gewiß gepeitscht

*) Dieser Brief bezieht sich auf die Mittheilungen, welche Seydelmann dem Freunde, auf dessen Wunsch, zum Behufe des biographischen Artikels „Seydelmann" im Theater-Lexikon gesendet hatte.

zurück. Lesen Sie frisch, mit kritischem Blick; als läsen Sie, was Sie gerne tadeln möchten. Dann sind wir wohl vor später Reue sicher. Nur mit der Form werden Sie's hier zu thun haben. Der Inhalt, wie gesagt, ist wahr, wahr, wahr!!!

Den Schluß des Aufsatzes schicke ich Ihnen, wohin Sie wollen. Anhaltend schreiben darf ich nicht. Ich war sehr krank; habe vor Schmerz geschrieen, wie eben ein Thier schreit, wenn es leidet. — Mich zu trösten, den Schmerz angenehm zu machen, nannten ihn die Umstehenden (Arzt und Männer die mich hielten), eine „Carlsbader Krise." Da hört freilich Alles auf.

Sie wissen doch, Glaßbrenner, wie drollig die Gesunden sich ausnehmen, wenn sie dem Kranken zujauchzen: Steh' auf und springe!

Ruge war da. Der gefällt mir! Ruge hat Kraft und ist kein Mann der bleichen Furcht. Solch ein Mann zählt 1000, und wenn sie ihm die Nullen auch alle vornehin setzten.

Laube ist wohl schon in Leipzig? Sehen Sie ihn, so bitt' ich, grüßen Sie ihn recht herzlich. Mein Buch kann er mir ja nach Berlin schicken. („Riemers Mittheilungen über Göthe.")

Russen, Polen, Türken, Deutsche, Affen, Esel, Juden: was läuft Alles hier herum! So mitten drunter, ganz allein, ich!

Sie sind auf dem Wege nach Cassel. Trotz Sonne, Mond und Sterne, die auch über Cassel glänzen und erwärmen, hat mich immer dort gefroren. Von dort an trage ich Flanell. Doch giebt es tüchtige Leute da; von Wind und Wetters Ungestüm dahin verschlagen. — Was war ich für ein braver Kerl, dem F— gegenüber! O, das werde ich der Lesewelt schon noch erzählen. Übrigens bin ich diesem Manne viel — mein ganzes späteres, so reich bewegtes Leben schuldig! War er nicht so prächtig, wär' ich jetzt nicht Seydelmann. Aber wenn ich ihm auch danke, er versteht mich nicht. Lassen wir ihn seinen Hofweg laufen. Ich bitte Sie, thun Sie ziemlich ehrbar, loben Sie die Knute und sibirische Kälte, klotzige Knechtschaft, Fußtritt gegen Arme, und dgl., und wenn Sie Strelitz nicht mehr mögen, öffnet Ihnen F. seine warme, warme Brust. Seine unerschütterliche Kerkerknechtsnatur macht selbst Tyrannen stutzen, und rissen sie ihm

auch mit spornigem Stiefel tiefe Furchen in den harten, steinigen Leib, sie heilen ihn — aus Furcht, und weil man wirklich solche Kerle — braucht. Wer aber mag es sein?? Das macht den Unterschied. —

Wenn Sie in dem sonst freundlichen, schönen Cassel einem Violoncellisten Hasemann begegnen: pochen Sie ein bischen an. Der Mensch hat einen reichen Boden. Unkraut neben guter, essenswerther Frucht. Ein Mensch — ein Mensch! (wie Schreiber Dieses.) Grüßen Sie ihn von mir und „wie es ihm gehe?" laß' ich fragen. Schade, daß Sie ihn nicht bei der Flasche auflockern können; sein Leib ist miserabel. Er war vor Kurzem hier. Das ist so ein Bursche aus der Hand der wunderlichen und wunderreichen Mutter Natur, aus dem, bei rechter Zeit, mancherlei hätte geknetet werden können, zum Nutzen für Manche, zum Ärger für Viele. Jetzt ist er so ein Stück Erfahrungskünstler, Empiriker, und man mag immer mit ihm schwatzen. Sehn Sie sich ihn, ohne Anlauf, ruhig an. Sie werden's finden. Aber meinen prächtigen, durch und durch vornehmen Spohr! Wenn Sie dem näher kommen und gewinnen ihn nicht lieb, so behalten Sie's für sich. Wenn mir Einer 'was von Leuten sagt, die ich seit Jahren liebe, bei denen mir so (unbeschreiblich —) warm wird, wenn ich sie nur nenne, dann muß er sie loben. Tadel steckt da nicht. Es hat so Jeder seine Götter; seine Leiter in den lieben Himmel. Spohr ist eine feste — feste, starke Sprosse. Die macht mir Keiner wackeln!

O ich kenne noch so manchen wackern Mann in Cassel, aber sie bekümmern sich nicht weiter um's Theater. Wollen wir das tadeln?—

Sollten jene Herrn den Aufsatz zu lang finden, so sagen Sie ihnen, es giebt Bärte, die bei Weitem länger sind und nicht beschnitten werden. Und ist ein Bart auch nur ein Zeichen von Geist? Jener Aufsatz aber vermag mindestens Geist zu wecken, den nämlich der edlen Nacheiferung! Und wozu das Theaterlexikon? Wozu Spiegelbilder berü.h..t.r Männer?

Mein Herr, (würde ich zu Ihnen sagen, wenn Sie Blum wären, ich Glaßbrenner) Seydelmann ist, betrachten Sie ihn beifällig oder

abfällig — Seydelmann ist jedenfalls eine, aus jetziger Theaterwelt hervorragende und eigenthümliche Erscheinung. Seit mehr als dreizehn Jahren beschäftigt er, ohne Unterlaß, die Aufmerksamkeit — d. h. den Neid und die Schadenfreude — fast aller deutschen Schauspieler. Von der Pike auf dienend, steht er jetzt auf einer Höhe, von der er, trotz eifrigster Bemühungen vieler Edlen, nicht mehr wird herabgezerrt werden können. Wie kam er hinauf? Ohne Talent; denn die Dummen sagen, er habe nichts als Verstand. Da ist Verwirrung. Klar machen aber ist unser Geschäft: Seydelmann soll selber sagen, wie er, durch Verstand allein, nicht nur Künstler geworden (kaum zu glauben), nein: er soll zeigen, wie ihm zu erreichen möglich war, ihm, dem sichtbar nicht Berufenen — was Gott den Seinen nur im Schlafe giebt. Seydelmann hat, was er hat, ertrotzt: Ruf, Stellung, „ja sogar Geld.“ Sein Kunststück ist interessant, belehrend; her damit! Er zeige es! Es ist uns Pflicht, es weiter zu verbreiten. Ist unsre Sache nicht das Heil der Kunst? —! —! —! Wenn nun der geforderte Artikel „Seydelmann“ Ihr Maaß auch übersteigt, der Gegenstand — ein ungewöhnlicher! (das geben Sie doch zu?) — wird es, vor seinen Feinden selbst, entschuldigen. Der Weg eines Mannes, der „seiner Größe Schmied“ so ganz allein, durch Willenskraft gewesen, ist dem Auge jedes ordentlichen Menschen von Bedeutung, und dem jungen Künstler kann er von dem größten Vortheil sein. Thun Sie jetzt, was Ihrer Ehre und der Sache, der Sie ehrlich dienen wollen, nützlich ist; adieu!

Ich, Seydelmann, flüstere nun dem Glaßbrenner noch zu: Ein Buch, wie das „Theaterlexikon“ zu sein sich herausnimmt, ist mir schon deshalb den nöthigen Raum schuldig, Alles zu sagen, was ich, der Wahrheit gemäß, zu sagen habe, weil es sich zunächst in Händen von Menschen befindet, die sich nie zaghaft zeigen mochten, alle jene Niederträchtigkeiten, die ihnen geheimschleichende Lüge über mich zuflüsterte, auf das Lauteste weiter zu schreien. Kein Journal, keine Zeitung, keine Autobiographie wird so weit verbreitet werden können, als dies Schauspielerbuch unter Schauspielern;

und um diese Hechte ist es mir, meines Sohnes willen, sehr zu thun. Ihm bleibt mein Name. Der Name eines Vaters soll dem Sohne eine allezeit offene Thüre in das Haus (zum Mindesten) der Braven sein! Sie wollen, daß ich offen rede: sind Sie nicht mit mir zufrieden? Und wenn Sie es sind, — loben Sie mich nie und nirgend mehr, als mir und Ihnen dienlich ist, denn „oft ist es der Freunde Eifer —“ u. s. w. Ich bitte um Antwort. Wenigstens um schnelle Bescheinigung dieser Zusendung. Gott mit uns!!!

Ihr

Seydelmann.

Berlin, am 29. November 1842.

Mein edler Freund!

Herwegh war ein Paarmal bei mir. Ruge führte mir ihn zu. Stecken Sie Herwegh in alte deutsche saubere Tracht und Sie haben einen der lieblichsten Troubadours vor sich, den Sie sich denken können. Daß seine Brust so glühenden Hauch birgt, wer säh' es ihm beim ersten Blick wohl an? Ruhig, freundlich, friedlich auf der Frühlingsoberfläche schmiedet er im Innern unaufhörlich Speere und das schöne, dunkle Auge blitzt zuweilen seine ewig rege Seelenthätigkeit hervor. Dem deutschen Volk, dem Könige von Preußen sang er noch vor Kurzem zu, er sang das Lied vom Hasse, und nun — liebt er. Weil er „lang genug“ gehaßt? Die Tochter eines Hoflieferanten wird nun seine Flammen leiten. Zukunft, plaudre aus: Wohin? *)

*) Ein nicht minder treffendes, sinnlich anschauliches Bild giebt uns Seydelmann von Herwegh in einem Briefe an Freund Goldner vom 26. December 1842. „Ich habe Herwegh persönlich kennen lernen. Der kühne, überkräftige Freiheitssänger, dessen Sense um die Häupter deutscher Fürsten saust, ist ein schmucker, kleiner, feingebauter Herr von 25 Jahren. Der Kopf von glänzend schwarzem, unfrisirtem Haare reich bedeckt, das Gesichtchen äußerst jugendlich und hübsch, die dunklen Augen ernst beschattet, die meist geschlossenen Lippen überdeckt von annoch weichem Barte, auch fehlt es nicht an Haaren unterm Kinn. Die Nase nur hat keinen edlen Styl und paßt nicht zu dem hohen, kecken Ton des Sängers; sie ist breit und abgestoßen, stumpf. Wenn ich mich nicht irre, stört der laute Jubel, den man hie und da dem jungen Herrn bereitete, diesen mehr, als er ihm Freude macht. Einige Äuße-

Auch Mosen hat mich besucht. Das scheint mir ein ruhiger Sänger. Fanny Elsler, eine ächt österreichische Künstlerin, ein Liebling des greisen Metternich, der sich auf beruhigende Naturen versteht, tanzt in unsre politischen, philosophischen, ästhetischen und streng-wissenschaftlichen Kreise so schalkhaft-kühn hinein, daß sich ihr die Fäden aller der Gespinnste wie zum Schleier weben, unter dem sie drollig-lockendes Verstecken spielt. Nicht weniger als dreimalhunderttausend Leute suchen sie. Doch ob sie Jemand hascht, dem sie zugleich den Schleier überläßt —? Ich möchte es nicht wissen, weil ich nicht gern neidisch bin.

Ihr

Ihnen unwandelbar ergebener

Seydelmann.

Berlin, am 5. Januar 1843.

Ein glückliches Neujahr; (von 1843 bis 1900!)

Was sagen Sie zum Verbote unsers Königs gegen die Leipziger Allgemeine? B....... war hier, er klagt über einen Schaden von mehr als 20,000 Thalern jährlich, wenn es bei dem Interdict bleibt. Man sagt, er habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, daß sich der Zorn des Herren lege. Ist das männlich? — Wenn die drei Minister des preuß. Staates in ihrer Beschwerdeschrift gegen die Redaction der Allgemeinen Recht haben — warum wurden die erhaltenen Warnungen so gar nicht geachtet? Unbekümmert um sie schritt man dem entschiedensten Mißfallen entgegen, forderte es, dem Scheine nach, sogar heraus und nun kutschirt man in Berlin herum und klagt und supplicirt! — Erst liberal thun, daß selbst unserm Herrgott, diesem alten Practicus, bange wird auf seinem Eichensessel und, sowie es an

---

rungen, die ich von ihm hörte, deuteten auf eine starke Unbequemlichkeit, die er durch hohle Freunde und Anhänger seiner Ideen empfinde; und so wäre denn von Herweghs Zukunft Mancherlei zu hoffen."

den Fleischtopf geht, heulen, daß die Freiheitsschminke sich in Thränenwasser auflöst! — Jetzt schiebt es Einer auf den Andern, der Principal auf seinen Knecht. Reformiren müssen Männer! Und giebt es deren in Deutschland, so würgt sie nicht der Feind, nein: die Dummheit, die Gemeinheit, die sich ihnen anhängt, als ihr Troß. Und die Erfahrung hat man jenseits, und benutzt sie. Recht! Sehr recht! O man kann über die in toller Eitelkeit herumrasenden Beförderer des Fortschritts in die vollkommenste Wuth gerathen und sich an die Seite der Verfinsterer und Hemmschuhfabrikanten stellen, um jenes Unkraut im Garten der Freiheit ausreissen zu helfen. Dann aber: — Rechts um kehrt!

Fräulein Löwe, die Tochter des Wiener Burglöwen ist angekommen. Man spricht von ihrer Schönheit, ihrem heißen Blut und tüchtigem Talent. Donna Diana, Julia, Parthenia werden ihre ersten Rollen sein. Da ich unpäßlich bin, hab' ich sie noch nicht gesehn. Ihr Vater gab ihr einen Zettel an mich mit, dessen erste Worte sind: „Mein lieber, guter Karl! Ich liebe Dich, als Mensch; verehre Dich, als Künstler; und bin mit ganzer Seele Dein Freund!"

Ich leide seit einiger Zeit an Schwindel. Diese Zeilen haben ihn vermehrt. Ich bin diesen Schneesturz der Verehrung nicht gewohnt. Unterleibskrank seh' ich eine Larve, kein Gesicht. Was sehen denn Sie? Ich habe Löwe lieb und möchte ihm nicht unrecht thun. Er ist ein Theilchen meiner Jugend und die schmücken wir uns gern im Winter aus. Es giebt Menschen, die wir in Bausch und Bogen nehmen müssen, wenn wir sie nicht aufgeben wollen und eine kleine Kluft von mir zum Löwen sah ich immer. Aber die Liebe für sein Talent half mir hinüber und eine Weichheit, die tief auf dem Grunde meines Wesens wohnt. Sie kennen mich, wie Wenige. D'rum werden Sie auch diese vertrauensvolle Mittheilung zu deuten wissen; sonst dürfte Löwe sehr im Vortheil sein, wir im Verlust! —

Laube's „Rokoko" wird endlich ausgetheilt werden. „Und wann gespielt?" Frevelhafte Frage! Ist es nicht abscheulich: Die Kunst zu gefallen; das liederliche „Menschenhaß und Reue" studirt man über Hals und Kopf ein, und offenbar befähigte Dichter der Zeit läßt

man betteln und betteln, ehe man einen Schritt für sie thut, der, matt gethan, meist ohne gute Folgen bleibt. — Thäte es nicht Noth, die dramatischen Talente unsers theuern Vaterlandes gewönnen sich irgendwo ein honnettes Privattheater, das ihre Stücke zur Aufführung brächte und die Herren reisten ab und zu, gleich wie zu einer halb-öffentlichen Prüfung? Oder, sie errichteten etwa im Hannöverschen eine eigene Bühne und spielten selbst, was sie geschrieben? Ohne Gerichtshof würden sie nicht bleiben und sie hätten eine sichere Zukunft. Wie jetzt die Sachen stehen, stirbt alles, kaum geboren, wieder ab.

Das Geschrei des ersten Anlaufs wird sich legen und selbst die wunden Lippen der enragirtesten Posaunenbläser werden sich im Hause schlichter Wahrheit wieder kühlen. Der Wahrheit war mein Streben stets gewidmet und man wird es gelten lassen, wie sie selbst. Ich bedaure die furchtsamen, wie die stolzen, unfehlbaren Schauspieler gleich sehr. Angst oder Eitelkeit treiben sie stets aus dem Kerne ihrer Kraft hinaus; entweder stehn sie kaum, oder narrenhaft gestreckt. Sie schachern mit dem Heiligsten und lieben nur Sich selbst. Mit Göttinnen ist aber auf die Dauer nicht zu scherzen: zum Schluß erhalten wir den Lohn, der uns gebührt.

Ich habe seit Weihnachten ein frühlingsschönes, wonnigwarmes vis-a-vis! Und ich genieß' es ungestört vom wachen Auge meiner Frau. Wilhelm steht vor mir, im wohlgetroffenen Konterfei. Da er uns zum heiligen Abend nicht besuchen durfte (die Direction schrieb mir, sie könne ihn nicht entbehren), ließ er sich zeichnen und machte uns, auf solche Art, einen so unverhofften als erfreulichen Besuch. Man kann kaum ein gelungeneres Porträt sehen! Ich hab' es schön einrahmen lassen und wenn ich vom Schreibtische aufblicke, hab' ich meines Wilhelms guten, treuen Blick. —

Die „deutschen Jahrbücher" sind also verboten. Selbst der sächsischen Censur erschienen sie zu kühn. Vielleicht nimmt der „Schweitzerbote" die Vertriebenen auf und Herwegh stellt sie unter die Ägide seiner Braut. Deutscher Bund, gieb Acht, die Demokraten legen Schwefel unter deinen Sessel!

Kennen Sie einen Dr. E. T—s? Vor einigen Wochen machte

er mich mit sich bekannt. Ein kleines Viertelstündchen sprach er mich überschwenglich herzlich an, dann lief er fort und schrieb mir schon am nächsten Morgen, daß ich ihn „so wunderbar berührt;" mein ganzes Seyn zöge ihn so übermäßig an. Ich hatte trüb und krank und still vor ihm gesessen, war im Schlafrock, unbarbirt und keinesweges warm. Aber es war, wie er betheuerte: ich hatte ihn gewonnen; zwei, drei, Briefe, brennend heiß, beweisen es. 'Ich Schrecklicher wies ihn zurück, mit einer Antwort — ach, Sie kennen mich, ich kann abscheulich offenherzig sein! Und T—s schreibt in alle Blätter, wie er schlau (vielleicht auch hungrig) merken ließ.

Adieu, Freund! Grüßen Sie Ihre liebe Frau von uns und schreiben Sie bald

Ihrem

verlornen

Seydelmann.

Briefe an Rötscher.

Stadt Gotha in Dresden, im October 1841.*)

Lieber Herr Professor! Wer hat von Allen, die nicht zum Kreise meiner Familie gehören, bei meinem Zurücktritt in die liebe Welt, mich am freundlichsten, wohlmeinendsten begrüßt? Sie! Beschenkt und begrüßt: durch Ihres reichen Geistes neueste, herrliche Frucht — durch Ihre „Kunst der dramatischen Darstellung.“ Das heißt man Wort halten! Und wer so Wort zu halten vermag, der müßte recht oft versprechen. O Dank, tausend Dank! Wie Ihre

---

*) Man wird es sehr natürlich finden, daß ich in einem, der allseitigen Charakteristik Seydelmanns gewidmeten Werke einen Erguß des großen Künstlers mittheile, in welchem sich derselbe, unmittelbar nach dem Erscheinen meiner „Kunst der dramatischen Darstellung,“ über meine Bestrebungen und über die Wirkung derselben auf ihn ausspricht. Es wäre eine Affektation, wenn ich nicht eingestehn wollte, daß ich in dieser freien, so warmen Anerkennung des Meisters seiner Kunst eine große Genugthuung empfunden habe. Durch die lebhafte, aus dem eigensten Antriebe hervorgegangene freudige Begrüßung der ausübenden Künstler konnte ich erst gewiß werden, nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für das Leben selbst mit Erfolg gearbeitet zu haben. Seydelmann äußerte einige Monate später seine Freude über das gedachte Werk noch durch eine eben so sinnige, als originelle Aufmerksamkeit. Er übergab mir, bei meinem Aufenthalt in Berlin zu Anfang 1842, mein eignes Buch in prachtvollem Einbande mit folgenden, auf das sauberste darin eingeschriebenen Zeilen: „Lieber Herr Professor! In der Freude über Ihr Buch, im lebhaften Drange, Ihnen ein Zeichen meines Dankes dafür zu geben, bitte ich Sie nehmen Sie — Sich Selbst! Erfrische Sie der Anblick auf eigne Kraft! Ihr „Mittelton“ (nach Cicero) ist voll, tönt Wissen, Geist und Liebe. Wir bitten (ich und wackere Kollegen) tragen Sie ihn unermüdlich fort nach — Oben. Dort liegt unser Jammer, unser Heil. Den eitlen, stolzen Schlendrian durchlöchern heißt zunächst den Schaden zeigen und dann Rettung bringen. Sie sind stark. D'rum helfen Sie! Bleiben Sie gut Ihrem Seydelmann. Berlin, den 5. Februar 1842.“

innige, tiefe Liebe zu dieser Kunst, der ja auch ich seit meinen Knabenjahren in Lust und Schmerz zugethan bin, mich gleich zu Ihnen zog: so fühle ich mich, bei Lesung Ihres Buches, Ihnen dankbar, freudig, treu ergeben! Und nicht blos deshalb dankbar, weil Sie mir Ehre erwiesen (ich weiß sie zu schätzen; glauben Sie das!) — nein! ich bin Ihr eigen, deshalb, und für immer! weil Sie mit einer Kraft, der alle Welt unterthan ist: mit der Kraft durchgebildeten Geistes und Gemüths einen gewiß segensreichen Griff gethan haben, unsere Kunst aus dem Unrath herauszuheben, in den sie tief — tief versunken ist. Durch die Künstler? Nein! Durch die Kritik? Nein! Durch Publikum, durch Intendanten, Prinzipale? Nein, nein, nein! durch unsre Herren, durch die Fürsten! Ein Wort des Ernstes, aus der Quelle der Macht und aus wahrhaftem Kunstsinne hervorgegangen: und der Koth hätte sich nie, und nirgend so verpestend anhäufen können. — Ich habe ein Recht, so zu sprechen. Jahrelange Erfahrung hat mir dieß Recht gegeben, ein trauriges — niederdrückendes Recht. Ich kenne die Armuth heiligen Ernstes dort oben; des Ernstes, welcher die Herren und Väter ihres Volkes in Beziehung auf die Schauspielkunst wahrlich nicht weniger erfüllen sollte, als in Bezug etwa auf medizinische Polizei. Still! Gewalt will nicht verletzt und nicht belehrt — sie will geschmeichelt sein. Das letzte konnt' ich nie; kann's nicht aus rechter Liebe zu der Kunst. Sie kennen solchen Stolz.

Ich war fast 4 Monate hindurch krank, dem Tode zweimal nah, verteufelt nah, in Carlsbad und in Warmbrunn. Erst in den letzten Tagen hörte ich von Ihrem Buche. Kaum in Dresden angekommen, kauft' ich es. Erholen soll ich mich, und gehn und gaffen, müssig sein. Ich sitze hier und lese, in dem schönen, reichen Dresden, und die Freude, die ich Ihnen danke, däucht mir Kraftgewinn, Erholung durch und durch! Könnt ich nur an Ihrer Seite sitzen und von Satz zu Satz mit Ihnen sprechen, jubeln, klagen! Aber ich plaudere mich schon später aus, wenn auch nur schriftlich; und ich weiß, Sie nehmen's, wie es kommt, vom Herzen weg! Einstweilen aber mußt' ich Ihnen sagen, was Sie in mir gewirkt haben: Lust, Erhebung, Dank!

In einigen Tagen werd' ich wohl wieder in Berlin sein, sein müssen, dem stolzen, Königlichen Hoftheaterschlendrian (den auch Sophokles vergebens unterbricht) auf's Neue preisgegeben. Da muß ich denn wieder das Kreuz schlagen. Ich schlage es, so oft ich in's Theater gehe. Ich bin ein Katholik; für's Erste wehr' ich mir den Teufel ab, und dann: „das Werk, das mit Gebet beginnt, das wird mit Heil und Ruhm und Sieg sich krönen.“

Hier hat man ein wunderschönes Theater, in dem sich die schmutzige Schauspielerei jetzt doppelt schmutzig ausnimmt. Vierzehn Leute, die wohl nur des Gebrauches willen einen Namen tragen, wie gewisse andere Geschöpfe Zeichen — spielten kopf- und kunstarm Raupachs „Lebensmüden.“ Reicht Ihre Phantasie hinab bis zu solchem Genuß? Dann sah ich die Hugenotten. Sie sind ein wunderbares Werk. Man sitzt, anfangs gequetscht von mattem Lobe, dann aber erhebt man sich, man mag Meyerbeer nicht nur verzeihen, nein: man achtet ihn, man bietet ihm die Hand und dankt. — Die Schröder-Devrient — o daß sie uns noch lange — lange bliebe! So nur, wie sie jetzt noch ist: reich, reicher innerlich, als die andern Alle! Im Himmel sind so Viele; sie bleibe hier!! *) Nun leben Sie recht wohl, recht froh! das thun Sie auch, wie Jeder, der so eben wieder gut gethan im Auge — nicht nur seines Volkes, nein aller Bildung gegenüber! Beneidenswerther Mann! Im Augenblicke bin ich auch recht froh und stark: den Freund, Sie, lieber, guter Herr Professor, in der Hand. Adieu! Und nochmals Dank! Recht innigen Dank

In inniger Hochachtung

Ihr

Seydelmann.

---

*) Ähnlich äußerte sich Seydelmann bei Gelegenheit dieser Vorstellung gegen seinen Freund von Goldner, über Meyerbeer, wie über die Schröder-Devrient! „Meyerbeer ist trotz seines Aufwandes von Effektmitteln ein hochschätzenswerther Komponist. Manches in seinen „Hugenotten“ hat mir einen leisen Groll erregt, dennoch hat auch diese Oper überwältigende Schönheiten und sie wurde vortrefflich ausgeführt. Hier war das prachtvolle Haus mit dem Kunstgastmahle drinn im Einklang. Chor- und Solopartien waren gleich lobenswerth. Da störte Nichts. Hervorragend war die Schröder-Devrient. Trotz übler Ge-

Berlin, den 25. April 1842.

Geehrtester Herr und Freund.

Ich schicke Ihnen einen Krankenbrief. Lieben, theuren Personen, wenn sie leiden, schickt man Krankensuppen, die sind dann freilich schmackhaft und kräftig. Ich aber gebe Schwaches dem Starken. Schadet nichts. Weiß ich doch, Ihre Güte, Ihre Liebe stützt und ergänzt, greift gern unter den Arm. Herr **Bethge**, mein Kollege, hat mir, gleich nach seiner Heimkehr, Ihren schriftlichen Gruß gebracht und in Gedanken hab' ich Ihnen schon recht oft dafür gedankt. Er mußte mir, was er nur von Ihnen wußte, erzählen. Sie waren, während er den Brombergern Komödie vorspielte, in Posen. Dort werden Sie schöne Dinge von mir gehört haben. Hat die Familie L—r sich nicht mehr Leute meines Schlages von Ihnen ausgebeten? Sagen Sie's nur heraus. Ich kenne mich so einigermaaßen, deshalb warnte ich Sie auch am Dönhofsplatz, mich ja nicht zu empfehlen. Ein gewissenhafter Briefbote bin ich wohl, ein liebenswürdiger? Nein. Und das kommt zum Theil daher, weil ich mich fast vor jeder neuen Bekanntschaft fürchte, dem Einzelnen weit ängstlicher entgegentrete, als der Menge. Sie werden sich das leicht erklären. — Sie sagen, mein Spiel habe den Posenern gefallen. Die vermehrte Anzahl von Gastrollen, die vollen Häuser bei erhöhten Preisen, mein klingender Antheil an dem Ertrage sagen das auch; und sollten sich auch Gegner finden lassen. Ihnen, meinem wohlgerüsteten Gönner gegenüber, wird man keinen Widerspruch wagen. Das würde überall fruchtlos sein, in Posen nun gar! Nicht, als ob es dort an grundgescheidten, feingebildeten, weit gereis'ten, ganz charmanten Leuten fehlte: Gott behüte und bewahre! Zählen wir doch 1842 und sind — Preußen! Ich war, Gott sei Dank, nicht so unglücklich, weisen Beurtheilungen in den Weg treten zu müssen; wenn ich jedoch bei dem, was mir über Schauspielkunst und meine Bemühungen zu Ohren kam, dann und

rüchte über ihre Stimme fand ich diese noch vollkommen hinreichend; Gesang und Spiel unterstützten sich gegenseitig und übten oft eine Gewalt, der sich auch wohl ein **grilliger** Zuhörer willig beugt. Ich werd' ihr immer dankbar sein."

wann die Augen niederschlug, geschah es wahrhaftig nicht immer aus Bescheidenheit. Ach ja, lieber Herr Professor, im Feuer der Schlacht stehen, mitthätig sein, ist nicht selten erquickende Lust gegen die Marter, von der Schlacht reden zu hören. Und nicht etwa von dummen Leuten, nein, von sogenannten klugen, schlauen, feinen, sehr belesenen. Wenn man dann von solchem Zeuge krank wird, ist es denn ein Wunder?

Woran ich litt, oder leide? An den Folgen übermäßig angestrengter Kräfte. — Sie haben es mir wohl abgemerkt, geliebter Freund, daß ich, wenn ich nur halbwegs wohl bin, am liebsten immerfort Komödie spiele, und, so oft ich spiele, geschieht es sicherlich mit Leib und Seele, so, als wäre es das erste — oder letzte Mal. (Bolingbroke und Nathan waren dies mal meine letzten Rollen in Berlin). Leicht, was man so darunter versteht —, kann ich mir's nicht machen, durchaus nicht! Wenn Kollegen, in Wiederholung ihrer Rollen, sich sorglos gehen lassen, spielend ausruhn, treibt es mich, gewonnenes Terrain nicht nur zu behaupten — zu vergrößern, sondern auch mit meinem Namen gegen jeden Gegner und für alle Zukunft rühmlichst zu bezeichnen. Möchten Sie das schelten? — Wenn die Mutter ihr Kind den lauernden Blicken der Nachbarn preis geben muß und es reinigt und putzt und es immer wieder von Neuem prüfend beschaut und kaum damit fertig werden kann, weil nichts — nichts fehlen soll, ihr Herzblättchen zum holdseligen, beneideten Wunder für Alle zu machen: ist das Eitelkeit, Stolz, Ehrgeiz, oder L i e b e? — Und welche Liebe gönnt sich Ruh? Ist nicht ihr Kern rastlose — süße Sorge für den geliebten Gegenstand? Genügt sie eitel je sich selbst? Und wenn sie ihr Leben giebt, thut sie's nicht mit dem Wehgefühl — mit der Thräne des Armen, der seine Gabe gern verdoppeln möchte? Ja, geliebter Freund, vermöchte ich nur mehr zu thun, als ich bisher gethan habe und stände auch mein Leben in Gefahr!

„Und setzet ihr nicht das Leben ein, Nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Eine Woche später.

Wie reich sind wir an schönen — goldenen Denksprüchen! Und wie benutzen wir sie? Wie Papageien — für Papageien. Stecken wir Schauspieler nicht voll von Sentenzen? Und was kommt der Kunst — dem Publikum davon zu gut? Du liebster Gott, wir sehen's jeden Abend: unfruchtbares, mattes Leben, abgestumpfte Armuth, rings umglänzt von reichem — kaltem Plunder. Waren Sie nicht Zeuge? Wären Sie's nur öfter, Ihre Geduld verwandelte sich gewiß in Zorn und brächte Abhülfe. Niemand ist, der kräftig d'rein schlüge, kräftig d'rein zu schlagen verstände, der das stockige, dumpfe Leben durch scharfe — stachliche Berührung weckte, der den trägen, oder liederlichen Bauer zwänge, seinen Acker durchzuwühlen, Gott zur Ehre, Anderen und sich zur Freude und Gewinn. Und dabei wimmelt es auf allen Bühnen von „Genies:" Weib und Mann und Maus: nichts als Genie. Da steckt eben der Teufel. „Fräulein A. Herr B. Madame C., gleich ausgezeichnet durch Talent und Fleiß, sind die Zierden unsrer Bühne." So darf man heut zu Tage gar nicht sagen. „Fleiß." Wie kleinlich und gemein. „Genie!" — In hundert Wörterbüchern sucht man die Erklärung dieses wunderreichen Wörtchens; auf den morschen Brettern, die die Welt bedeuten, hat man die demonstratio ad oculos alle Abend. Leichtsinn mit etwas Affengabe, grundgemüthliche Faulheit die sich im Augenblick etwaiger Gefahr vom heiligen Geist geschirmt und wohl noch gar vergüldet träumt, offenbare Liederlichkeit, die sich keck und ehrlos preis giebt, unerschütterliches Selbstgefühl und — Dummheit, das ohngefähr sind die Ingredienzen, aus denen unsere Dutzendgenies zusammengeknetet sind und, wunderbar genug, der Teig hält hin und wieder ziemlich lange vor und findet seine Kunden in Parterre und Logen, auf der Galerie und — aller Wunder höchstes, schönstes: selbst in der Kritik! Wer wüßt' es nicht: das Reich der Sympathien ist groß und die Verbrüderung des Unsinns und des Schmutzes — hat die Macht!

In den letzten drei Dezennien gab es für diese Sorte „genialer Künstler" eine glänzende Parole: „Ludwig Devrient." Ich möchte rufen: Seliger, vergieb, daß ich Dich hier entweihe, daß ich

Deinen Namen an der Spitze des Coulissenpöbels nenne. Doch, Dein Beispiel, unverstanden — unbegriffen, war ein süßes Gift und wirkt noch heute schädlich fort; gewiß! — Weil Du Dir's, in der Fülle Deiner Gottbegabtheit, mitunter bequem machtest (ich mag nicht sagen, daß Du's durftest—), weil Deinen somnmabulen Schritten Alles mit Beklemmung und Entzücken lauschte, glaubten — glauben hundert Affen, Gleiches thun zu müssen, Deinen Ruhm zu theilen, wo nicht zu verdunkeln; und, indem sie auf des Daches Höhe Dir zu folgen träumen, bieten sie das ekle Schauspiel, tief im Kothe, auf beschmutzten Bohlen hinzukriechen und in ihrem Elemente zu versinken. Karger Trost! — Im lauten, ungestümen Jubel „ihrer Leute" hört man aber doch die Worte: Kunst! Genie! Den ordentlichen schaudert's.

Welch' tiefen Respect, welche heilige Scheu Göthe vor solchen Kraftgeistern hatte, als er auf der Weimarer Bühne sein bewundertes Ensemble herstellte, ist bekannt und nur der Unverstand, unkünstlerischer Sinn kann seinen Widerwillen tadeln. Liegt nicht der Urquell alles Kunstgenusses — aber ich langweile Sie in meinem Ärger, spreche Ihnen von Dingen, die theils Niemand besser weiß, als Sie, anderntheils mögen Sie von der Kehrseite Ihres Lieblingsthema's nicht mehr erfahren, als Ihnen schon bekannt ist — genug: Göthe, als er sich seinen Theater-Staat schuf, ging, so anerkennend als besorglich, jeder überschwenglichen Naturkraft aus dem Wege, und gewiß, sie paßt einmal mit ihrer (eitlen) Grenzenlosigkeit in keinen Kunstverein, der seine Grundgesetze hat, wie alle andern Vereine auch, der Willkühr ausschließt und Beschränkung will. So lange unsre wilden Wald-Genies dies nicht erkennen, sich nicht fügen wollen (oder fügen können), so lange müßten sie ihre Wunderwerke, ihre grandiosen Geschichten, ihre „Blitze" solo zeigen; jenen Virtuosen gleich, die, in ihrem sogenannten heiligen Raptus, mit den Spinnenfingern Werke unsrer größten Meister wie Perücken zausen, zum Ergötzen und zum süßen Schwindel Aller, die die Haare ausgerissen — einzeln lieben. Und die unbestochene Kritik, von ihrem Bomben-Mörser-Sitz herab, nickt, sanctionirend, „Ja," der Pöbel schreit es nach, so pflanzt sich

Tollsinn und Verwirrung fort, und — überall Geschwätz von Kunst. Ekel!

Es ist unwahr, daß zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, sie durch die Künstler gefallen, durchaus unwahr, oder man mißbraucht das Wort Künstler, wie das Wort Genie. Warum z. B. bot der treffliche Wolff dem Theaterlustigen Nachwuchs so wenig Reiz zur Nacheiferung? Weil — durch Talent und Geistesbildung, durch Fleiß und Achtung vor Gesetz und Regel sich emporzuschwingen, etwas saurer — bei Weitem nicht so lustig, nicht so „genial" ist, als mit schäumendem Champagner zur Unsterblichkeit zu fliegen. Oh, nicht an Weinwirthen fehlt es unsern Schauspielern, es fehlt ihnen (ich spreche von der Mehrzahl) an wahrhafter Liebe — also an Hingebung für ihre Sache, an Achtung vor sich selbst! Wie ständ es sonst so erbärmlich um das Theater? Im Rausche, wär' er noch so göttlich, und im Schlaf erwirbt man keine ewigen Kränze. Kann etwa die Bewunderung, die von dem Namen Ludwig Devrient nie wird zu trennen sein, kann sie gegen meine Worte zeugen? Gewiß nicht; denn sie gilt dem Gotte, den er in sich trug, nicht gar so sehr dem Träger dieses Gottes. Eine Rose entzückt uns auch in einem Scherben, wer aber wünscht ihr nicht ein edles Gefäß? Ich glaube, sagen zu dürfen, Devrient fühlte die Schuld der Vernachlässigung seines göttlichen, höchst seltenen Geschenkes, fühlte sie tiefer, als er zeigen mochte. — Auf der Bühne hab' ich ihn kaum gesehen, aber ein sechswöchentliches, sehr vertrauliches Zusammensein mit ihm in einer Zeit, in der er krank — in mancherlei Beziehung also mehr, als sonst bei sich war, hat mich seinen Kern erkennen lassen. Er bereute verlorne Zeit. Wäre seine Gesundheit nicht schon so erschüttert gewesen, hätte er Versäumtes nachholen können, er würde es mit voller Liebe, mit Beharrlichkeit, also auch mit dem glänzendsten Erfolge gethan haben. Sein Reichthum, gut verwaltet, hätte Alles schaffen können. Dann war er nicht nur ein Genie, dann war er auch ein Vorbild! dann war er in der Kunstgeschichte jenen hohen Meistern gleich zu stellen, die, von Gott

begabt wie er, das Ihrige gethan, die Zinsen ihres Kapitals hienieden abzutragen. Drum, junge Herrn, zur Gottesgabe Fleiß, fortwährend Fleiß. Die nackte Genialität allein thut's nimmermehr, was sie auch schwatzen mögen: Kritiker und Plebs. Die Kunst will mehr! —

Wie aber bringt man junges „geniales" Volk zum Fleiß, zu jenem Fleiß versteht sich, der noch etwas mehr, als seine Rolle lernt! Durch angemessen erstes Regiment, woran es jetzt auf allen Bühnen fehlt. Hauptsächlich fehlt's am Ernst von Oben, von den Fürsten. Verwunderlich genug, daß sie, von Jahr zu Jahr, mit Seufzen große Summen fürs Theater geben, da Ein Wort — ein Wink von ihnen diese Seufzer in Genuß verwandeln könnte. Ernst, nur Ernst befehle jeder Fürst und Eigner einer Bühne, oder, unnachsichtliche Entfernung Aller, die zum kunstgemäßen Ganzen mitzuwirken sich zu „genial" erweisen. Intendanten, Principale, Räthe, Regisseure: Alle würden dann schon wachen, schaffen; nicht mehr schlafen, oder zeitvertreibend tändeln. Dann erst, eher nicht, darf man die Hoffnung hegen, daß es mit der Bühne unsers Vaterlandes besser — daß sie etwas Achtungswerthes werde. Bis dahin schleudere die Kirche Groll und Fluch auf sie, ein ächter Künstlersinn thut's mit!

Alles schreitet vorwärts, nur wir Schauspieler bleiben zurück. (Wahrscheinlich deshalb, um nun bald die Säcularfeier des alten Jammers pomphaft ankündigen und, unter Zuziehung aller Stabilitäts-Freunde, auf gewohnte Weise d. h. essend, trinkend, singend, verselnd und weihrauchduftend, begehen zu können. Welch ein Tag für die „Genies!" —)

Noch heute, wie zu Lessings Zeiten, haben wir nur Leute, die Komödie spielen, und eine Schauspielerei; sei dies eine K. K. oder eine einfach K., oder eine städtische, oder eine National-Schauspielerei. Einerlei! Von einer Schauspielkunst (— nicht blos auf Druckpapier, nein auch in Fleisch und Blut und frischer That) kann, wie gesagt, erst dann die Rede sein, wenn es den Förderern und Pflegern alles Guten, Schönen — wenn es den Machthabern gefallen wird, ein aufmerksames Auge auch auf den Zustand der Bühne zu werfen

und Schauspieler heranbilden zu lassen, wie Musiker und Maler. *) Mindestens müßte ihr bisheriges Thun und Treiben von tüchtigen Männern einigermaaßen beschränkt und mehr dem künstlerischen Zwecke zugeleitet werden. Ich werde kaltem — steifem Schulkram und der Drahtpuppenbildung, wodurch kein Talent hervorgezaubert, wohl aber untergraben werden kann, nie das Wort reden; aber, himmelschreiend ist es doch, wenn man in prachtvollen Tempeln der Kunst die Natur in den Windeln kreischen hört, wenn man, auf den gepriesensten Bühnen, Subjecte sieht, die nicht gehen — stehen können ohne Ärgerniß zu geben. Subjecte, die in jeder Zeile, die sie mitzusprechen haben, zu Verräthern ihrer geistigen Armuth — ihrer Dummheit werden. Ein Schenkwirth würde anstehn, sie zu Kellnern zu verwenden; stolze Hoftheater-Intendanten aber und Principale auf eigne Faust, die aus Provinzen nach der Residenz hinblicken — machen sich aus solchen Leuten Spiegel, aus denen nichts Geringeres hervorzustrahlen haben soll als Shakespeare, Göthe, Schiller, Lessing und zuweilen auch ein bischen Äschylos, Euripides und Sophokles. Gott helf, durch die, die wir an seiner Statt hier unten anzuflehen haben. — Einstweilen rette sich und nütze jeder Brave, der dem wilden, tollen Lärmen — diesem Babel angehört, so gut er kann.

Da haben Sie, geehrter, theurer Freund einen Theil von meinem Grame, den ich jetzt, unthätig auf dem Krankenlager, um so tiefer fühle.

*) Nur von einer radikalen Reform der Verhältnisse hoffte daher Seydelmann eine wirkliche nachhaltige Erhebung der Bühne. Von dem Wechsel eines Intendanten, selbst wenn derselbe ein glücklicher wäre, erwartete er nichts Durchgreifendes für die Schauspielkunst. Seinem Freunde v. Goldner sagte er bei solcher Gelegenheit: „Die Ernennung eines neuen Intendanten läßt mich sehr ruhig bleiben. Daß es den höchsten Herren um die Schauspielkunst sehr selten, oder nie Ernst ist, weiß ich längst. Unwesentliche Dinge werden eine Veränderung erfahren. Die Hauptsache wird bleiben, was sie ist: krank! Wie kann man sich daher ereifern über einen Sünder, gestellt an die Spitze von Sündern! Sie werden sich unter Lächeln das Leben sauer machen und im Kothe ihrer Neigungen fortwaten, bis sie erschöpft hinsinken, und wieder Andere den Karren ergreifen. Nichts ist seltener in dieser reichen Welt, als die Vereinigung von Geist und männlicher Kraft!“

Am 20. Mai.

Meine Jeremiade ist liegen geblieben. Klingt sie nicht wie eine alte Leyer? Und dergleichen haben Sie schon oft gehört. Indeß, hören Sie auch die meinige. Freunde zumal regalirt man nicht immer mit Neuem, man ladet sie auch ein zu altem, aufgewärmtem Jammer.

Ich wollte Ihnen diesen Erguß durch Freundeshand übermachen, habe aber den Abreisetag des Herrn Oberregierungsrathes Wallach versäumt. Warum habe ich diesem nicht mit dem gesunden Seydelmann aufwarten können! Es geht mir mit Ihren Freunden schlecht, und wenn es nicht bald 'mal besser kommt, legen Sie sich wenig Ehre mit mir ein.

Herr Wallach sprach mit vieler Wärme von Ihrem neusten Buche. Hätte ich's nur schon in Händen!

Seit einigen Tagen mache ich kleine Ausflüge in die Umgebungen Berlins. Den 6. oder 8. Juni werden die Ärzte mich wohl nach Warmbrunn entlassen. Das Attestat, auf Grund dessen ich beurlaubt werden soll, lautet fürchterlich. Ich muß dem Garaus nah — sehr nah gewesen sein. Hören Sie den Anfang: „Der K. Hofschauspieler Seydelmann hat, seit dem Ablauf des Februars d. J., ein sehr schweres Krankenlager an hitzigem Rheumatismus zu überstehen gehabt, der sich zuerst als Hirnentzündung auf die Hirnhäute warf, dann die Centralorgane des Kreislaufes ergriff und, unter ödematöser Anschwellung des ganzen Unterkörpers mit großer Athemnoth, den Ausgang in Wassersucht drohte.“ — Ist das genug?? Frische Luft, schöne Natur und Wasser sollen Wunder an mir wirken und wenn das geschehen sein wird, werd' ich dann den Berlinern den dritten Richard spielen dürfen? Nein; den nehm' ich ungespielt ins Grab!

Wenn Sie wollen, d. h. wenn Sie mein langes Geschwätz nicht durch Schweigen strafen, schreibe ich Ihnen mehr. Leben Sie recht wohl, und, sterbe ich, so reden Sie ein Wort mit im Todtenberichte über Ihren

Seydelmann.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druckfehler.

Seite 98 Zeile 1 von oben lies statt Leutram — Leutrum. (Derselbe Druckfehler folgt mehrere Male kurz nach einander).
— 116 — 11 von unten lies statt gemüthliche — gemüthlose.
— 138 — 9 von oben — — eingestanden — eingestand.
— 152 — 16 — — — — seinen — seine.
— 160 — 12 — — — — Guedeonoff — Gedeonoff.
— 163 — 2 — — — — raffte — rafft.
— 196 — 3 — — — — einzuhauchen — einzuhausen.
— 207 — 3 von unten — — ihrer — in ihrer.
— 210 — 16 — — — — dort — derb.
— 214 — 6 von oben — — Othello — (Othello).
— 269 — 11 von unten — — Sünde — Stunde.

Andere nicht grade sinnentstellende Druckfehler, namentlich in Betreff der Interpunktion, wolle sich der geneigte Leser selber verbessern.

Facsimile der Handschrift
Seydelmann's.

[illegible]

[illegible]

Seydelmann

